ASKANIA

Zeitschrift

für

Leben, Litteratur und Kunst.

16 Heft. Januar 1820.

Herausgeber: Wilhelm Müller.

Deßau,
Unternehmer und Verleger C. G. Ackermann.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

hem. liter.
589.

Der Namen Askania will nur den Ort ihrer Erscheinung bezeichnen und keineswegs ein Provinzialblatt ankündigen. Die Grenzen ihres Inhalts bezeichnet der zweite Titel; ihr Sinn und Streben wird sich durch Aufzählung einiger Mitarbeiter und der bereits aufgenommenen Beiträge am deutlichsten erkennen lassen.

Für das folgende Heft ist unter andern bestimmt: Triumphe deutscher Vorzeit; ein Gedicht von W. v. Schütz, und außer den in der frühern Ankündigung genannten Mitarbeitern haben Beiträge zugesichert: C. L. Blum, Amalie von Hellwig geb. von Imhoff, Dr. Franz Horn, Friedrich Kuhn.

Von der Askania erscheint monatlich jedesmal am 15ten ein Heft von 6–7 Bogen; da, wo es nöthig ist, mit Kupferbeilagen begleitet. Sechs Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Haupttitel und Inhalt geliefert wird.

Der Preis des Jahrgangs, aus 12 Stücken bestehend, die nicht getrennt werden, ist 8 Rthlr. sächs. oder 14 Fl. 24 Xr. rheinl. Vorausbezahlung (in weit entfernten Gegenden etwas mehr), wofür es durch alle solide Buchhandlungen, so wie durch die löbl. Postämter zu erhalten ist.

Für die letzten hat das hiesige Königl. Preuß. Wohllöbl. Postamt die Hauptexpedition übernommen.

Chr. Eg. Ackermann.

CENTRAL-BIBLIOTHEK

Vorwort

von einem auswärtigen Mitarbeiter.

Wir haben keine Zeit, darum Zeitschriften.
Jean Paul.

Zeitschriften, die sich nicht als Archive besonderer Wissenschaften ankündigen, erfahren selten ein günstiges Urtheil. Die Bedenken gegen sie sind bekannt. Aber dem sich dawider erklärenden Eifer gegenüber erhält das Bedürfniß nach ihnen sich dauernd fort. Ist der Widerwille gegen solche gesellige Blätter unbedingt gegründet und ihr Dasein daher durchaus verwerflich? Oder ist das Bedürfniß, aus dem sie hervorgehen, ein richtiges, und jener Eifer nur ein Mißverstand? Wenn eins davon der Fall ist, weshalb hat noch kein Theil den Sieg davon getragen? Weshalb sind entweder nicht alle solche Blätter eingegangen, oder nicht alle Stimmen dagegen verstummt? Man sollte glauben, einer vor diesen Fällen hätte eintreten müssen, wenn nicht vielleicht beide Aeußerungen ein Wahres aussprechen wollten, dessen eigentliche Gestalt aber keiner Parthei erscheint, weil es zu unbestimmte, zu lückenhafte Umrisse sind, die sie sich gegenseitig davon darbieten. Willkührlich zeichnet sich jeder nur die ausgehenden Konture, mit einem Griffel, dessen Linien sich anders und weiter schwingen, und

Unbehagen gegen das ungenügende Bild, das vor ihm ſteht, kann nicht ausbleiben.

Weil hier eine Zeitſchrift die Parthei iſt, ſo vergönne man ihr, ſich durch einen beſtimmten Entwurf des Charakters ihrer Genoſſenſchaft zu rechtfertigen.

Wenn das geſellige Leben ein überall innerlich zuſammenhängendes Gebilde iſt, dann bleibt kein Organ unberührt von den geiſtigen Regungen, die daſſelbe in Bewegung ſetzen und beleben. Dies kann aber nur erfolgen, wenn das Geiſtige in den Formen der geſelligen Geſammtheit einen weſentlichen Mittelpunkt hat, von welchem aus, wegen der ununterbrochenen Gliederung und des ſich lebendig durchdringenden Zuſammenhangs des Ganzen, es unter manchen Umwandlungen bis zu allen Außentheilen hinſtrahlen kann. Dann iſt aber auch das geſellige Leben kein leeres Privatleben mehr. Jede Gruppe von Privaten füllt in dem ganzen Gemälde des Staats nicht bloß eine Lücke aus, die willkührlich durch dieſelbe ergänzt werden durfte. Sie gehört ſo zum Gebilde und Gewächs des Ganzen, daß, wenn es dem Maler nöthig ſcheinen ſollte, in den Hauptfiguren eine Veränderung vorzunehmen, auch jede Gruppe dadurch betroffen werden müßte. Jeder Privatkreis, dieſes bleibend, wird doch von der geiſtigen Wege, die das geſammte Leben erhält, mit berührt, genährt und getränkt. Ein innerer unſichtbarer Leiter führt ihm jene geiſtige Lebenswärme zu, er empfindet alle ihre Temperaturen mit, jede Erhöhung, jede Dämpfung des Feuers, die demſelben nach der Beſchaffenheit des ihm gewährten Brennmaterials zu Theil wird. Es iſt nicht nöthig, daß letzteres erſt erbergt

werde, um den eigenen Heerd im Zimmer zu heitzen, von dem die Wärme gewonnen werden soll.

Wie anders aber, wenn wir in geschlossenen Zimmern leben, wo uns die Regsamkeit der politischen Kraft zwar auch erreicht, aber ihr Besuch der eines strengen Ordnungsgeistes ist, der es gegen seine Natur hält, irgend etwas von einer höheren anzunehmen oder gar an diese zu erinnern und uns ihren Geist zuzuführen. Gelehrte sind wir nun einmal nicht, die ausschließlich der geistigen Forschung leben; eben so gehören wir zu keiner religiösen Sekte, die sich in die Abgeschlossenheit einer einzigen frommen Lebensansicht zurückziehen und dadurch ein zweites ganz abgesondertes Dasein gründen will. Endlich vernehmen wir, daß der besondern, sich eigenthümlich bildenden Kreise im Vaterlande immer mehrere werden, und daß in diesen die intellektuelle Kraft sehr individuelle Gestaltungen anzunehmen beginnt. Es wäre freilich besser, wenn wir nicht so getrennt lebten und durch größere Gemeinsamkeit des Treibens und Strebens die Lebensweise unsrer Zeitgenossen theilen könnten. Aber wir müssen doch hören, was in den Sälen der Gelehrten, in den Werkstätten der Künstler vorgeht, damit wir wissen, wie es mit unsrem Wirken, Denken und Empfinden zusammenhängt. Wir müssen, je mehr wir in abgesonderten Bezirken uns nach unsrer Gemüthlichkeit ein einzelnes Leben schaffen, in welchem wir uns verstehen, je mehr selbst die Verfassung unsres Vaterlandes uns als mannigfache Stammgenossen auch in abgesonderten Verhältnissen bestehen läßt, doch auch ein öffentliches Forum, einen Markt besitzen und uns erhalten, auf dem wir uns von Zeit zu Zeit wieder antreffen. Dieß ist, wenn wir bestehen sollen, um so

dringenderes Bedürfniß, je mehr das öffentliche Leben sich in ein ganz vereinzeltes zerstückt. Nothwendig daher, daß etwas an uns gelange von dem, was Frucht jenes leider zertheilten und zerstückten Treibens ist, und dazu sind uns jene Zeitschriften nöthig. Denn auch dann selbst, wenn wir uns nur einem Zweige der Kunst und Wissenschaft widmen, bleiben uns die andern nicht gleichgültig für das Leben. Dafür ist freilich aber eine Mittheilung andrer Art erforderlich, als die der gelehrten Quellen.

Wer möchte ein Recht haben, diejenigen zu tadeln, welche ein solches Verlangen aussprechen? Wer ferner diejenigen, die sich bemühen, ihm entgegen zu kommen? Es sind nur einige Ansprüche, die an sie zu machen wären. Sie müßten ihren Zweck vollständig erkennen und ihm vollständig treu bleiben, wenn sie nicht ihren Gegnern, wider sie zu eifern, gegründete Befugniß geben wollen. Ihre Bestimmung aber erfüllen Schriften dieser Art nur, in wie fern sie nicht noch mehr zerstücken, und in wie fern sich ihre Arbeiten von einem individuellen Dasein heraus auf das wirkliche Leben beziehen. Doppelt daher ist ihre Aufgabe. Sie können nicht das große wissenschaftliche und künstlerische Gebilde liefern wollen, sondern nur an dessen Geist und Erscheinungen erinnern, durch eigene künstlerische Konceptionen, oder durch gesellige Entwickelungen und Beurtheilungen. Aber auch die gefälligen Wendungen des gesellschaftlichen Gesprächs können die Aussenseite der Erscheinungen noch mehr veräußern, daß nichts übrig bleibt, als sich auf ihr Inneres wenden und dieses hinausleiten an die Erscheinungen des wirklichen Lebens, um es mit diesem in Berührung zu stellen, und beide als Verwandte ein neues Gespräch beginnen zu lassen.

Zu einem solchen befruchtenden Gespräch hat die Gegenwart einen sehr lebendigen Anstoß durch ihren Trieb: Leben, Litteratur und Kunst sich wieder näher zu führen und wahrhaft zu vereinigen, was nur damit schließen kann, alles Dreies wieder national werden zu lassen.

Von welcher Seite soll denn aber dieses Streben nach Nationalität ausgehen? Von Deutschland's Norden oder Süden, Westen, Osten oder Mittelpunkt? Von jedem und von allen, dürfte die Antwort sein. Denn wohl sind alle verschieden, und doch sind sie deutsch. Nur was über ihnen schweben will, ist nicht deutsch. Jede Flur schließt noch Ueberbleibsel eines Lebens in sich, welches einst inniger untereinander verwandt war, als es jetzt ist. In ihm werden wir das Ursprüngliche unsrer Nationalität wieder finden, und wenn überhaupt etwas für Deutschlands politische, künstlerische und intellektuelle Bildung zu erwarten ist, so muß das Entstehende dem eigenthümlichen Boden des besondern, vaterländischen Daseins entkeimen und diesen nicht verläugnen, indem es das allgemeine Germanische sucht und für dieses wirken will. Jene enge, innige Nationalität muß uns zuerst erfüllen und beseelen: dann aber wollen wir, von ihr getränkt, wohlwollend hinüberblicken nach allen sowohl vaterländischen, wie europäischen Umgebungen, ihren Kreis bald vermehrend und bereichernd, bald das, was er enthält, beurtheilend und deutend.

Ein Platz mußte erkoren werden, um uns zu versammeln, und wir haben uns die schattigen Buchenwälder am Fuße des Harzes gewählt, wo, wann seine ahnungsvolle Ferne uns anweht, die Wellen der Elbe dem Gespräch verbeirauschen.

Hier überwölben uns noch ſäuſelnd alte Eichen und erinnern an jene Zeit, die, was Deutſchland gebar, auch dem übrigen Europa zuführte. Hier wollen wir uns begrüßen und uns Kunde bringen von dem, was wir vernommen und darüber gedacht, hier mittheilen, was wir erſonnen und gebildet haben, ſtets aber des Vaterlandes gedenken, deſſen Wiederaufblühen es befördern möge!

Askania,

Zeitschrift für Leben, Litteratur und Kunst.

16 Heft. Januar 1820.

Das Ritterwesen.

(Bruchstücke von Vorlesungen über das Ritterzeitalter.)

Abschnitt 1.

Jugendleben.

Abtheilung 1.

Das Kind.

Die ersten Jahre verlebte das Kind unter der Aufsicht der Mutter, der Ammen und Pflegerinnen; denn so verlangten es alte Gesetze und Gewohnheitsrechte. Erst mit dem siebenten Jahre

---

Anmerkung. Je mehr in der letztern Zeit von Werken des Mittelalters bekannt geworden, um so mehr mußte, wenn man sich nur ernstlich darauf beflis, das ganze Leben jener Zeit Aufklärungen erhalten. Da wir nun besonders in der neuern Zeit grade das Leben des Volkes als das Wesentlichste der Geschichte zu betrachten angefangen haben, so schien es keine undankbare, sondern vielmehr eine nothwendige Arbeit, den regsten Zeitraum Europa's in seinen verschiedenen Veränderungen zu betrachten, und da das Ritterwesen von dem übrigen Volksleben nicht ganz abgesondert betrachtet werden konnte, so mußte auch Manches, welches entfernter lag, mit berührt werden. Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen über das Ritterwesen mehrere Schriften in Deutschland. So viel ich sie kenne, sind sie alle nur Auszüge aus Sainte-Palaye's Werk und Rüder's

trat der Knabe in Obhut der Männer; daher befahlen in Frankreich die Coutumes de Beauvoisis vom Jahre 1283. Hauptstück 57. S. 292, daß in dem Falle einer Ehetrennung die Knaben unter sieben Jahren unter der Aufsicht ihrer Mutter bleiben sollten. In den Gedichten des Franzosen Eustach Deschamps, welcher noch im vierzehnten Jahrhunderte lebte, wird daher auch von einer Mutter gesagt: Bis in das siebente Jahr und noch weiter hin drohen ihnen nur zu viele Gefahren; allein unsern Männern fällt davon nichts zur Last. Doch auch hier erhielten die Knaben schon die Anleitung zu ihrem künftigen Leben; denn man sagte ihnen: „Daß Niemand Würdigkeit erwerben möchte, der nicht sonder Wank guten Weiben zu Diensten bereit sei, Niemand sei auch so recht froh und wohlgemuth in der Welt, als der eine reine Frau so lieb hätte, als seinen eigenen Leib. —" Solche Lehren, die uns Ulrich von Lichtenstein im Eingange seines Werkes, Frauendienst genannt,

---

[1] Uebersetzung, die mit lehrreichen Anmerkungen ausgestattet war. Auf dieses Werk wird man immer zurückgehen müssen, und das that auch ich; indessen, hoffe ich, wird man des Neuen nicht zu wenig finden. Gemeiniglich betrachtete ich eine jede Abtheilung nach den Ansichten von Cürne de Sainte-Palaye und fügte meine neuen Auszüge aus den alten Werken, gleichsam als Beweise der vorigen Sätze, an. Aeltere Werke wurden nur dann angeführt, wenn sie in der eigentlichen Ritterzeit überarbeitet waren und die Spuren jener damals gebräuchlichen Sitten trugen. Bis auf den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als den Verfall des Ritterthums nach Maximilian, glaubte ich gehen zu müssen. Die oft unangenehme Zeiten-Vermischung und Verwechslung bei Sainte-Palaye habe ich zu vermeiden gesucht. Das Ganze dieser Vorlesungen ist übrigens nicht zum Druck bestimmt. Auch erwarte man hier nicht mehr als den ersten Hinwurf, der noch mancher Zusätze und Ausfeilung gewiß bedürftig ist.

erzählt, ſogen die Knaben ſchon mit der Muttermilch und unter der Ammen Obhut ein, und ſo war es nicht zu verwundern, wenn Minne und Ehre ſich in ihrer Seele unzertrennlich verſchwiſterten: denn „Ich war ein Kind — fährt Ulrich v. L. fort — als ich das hörte, und noch ſo dumm, daß ich auf Gerten ritt, und doch gedachte ich in der Dummheit: da die reinen Weib den Mann ſo hoch theuer machen, ſo will ich immer den Frauen dienen, mit Leib, Gut, Muth und Leben.“ Wirin von Grafenberg erzählt uns in ſeinem Rittergedichte Wigolais: daß die Mutter des Wigolais dieſes ihr geliebtes Kind, deſſen Vater der am Hofe des Artus ſo berühmte Ritter Gawan war, nie einen Tag von ſich laſſen wollte, da durch einen unglücklichen Zufall ſein Vater ſich von ihr getrennt hatte. Aus Liebe pflegte ſie ſelbſt, mit manchen andern Frauen, das Kind, ſo daß es in Einem Jahre mehr wuchs, denn ein anderes in zweien. Man lehrte es früh und ſpät Verſtändiges und Gutes. Auch war ſein guter Sinn zu allen Tugenden ſtark, ſo daß er nur das Beſte that. Hier zwar behält die Mutter ihren Wigolais bis zum zwölften Jahre in ihrer Aufſicht, aber er wurde auch während dieſer Zeit ſchon zu ritterlichen Uebungen angeleitet; denn als ein Königsſohn brauchte er nicht den ſtrengen Junker- und Knappendienſt zu vollführen. Allerhand Ritterſpiele lehrten ihn die Ritter; Stechen und Turnieren und ſtarke Speere zerſplittern, ſich gegen Lanzen und Geſchoß zu ſchirmen und wieder zu ſchießen. Wenn ihn nun die Ritter unterrichtet hatten, ſo nahmen ihn die Frauen wieder, und führten ihn, wegen ſeiner Tugenden und Anmuth, freundlich umher.

Anders war es, wie Parzifal, über deſſen Thaten uns Wolfram von Eſchenbach ein großes Rittergedicht hinterlaſſen hat, erzogen ward, und daß dieſe Erziehung wieder als

etwas Beſonderes von dem Dichter bezeichnet wird, lehrt, wie allgemein die Erziehung in Deutſchland auf ein ritterliches Leben hingerichtet ſein mußte. Es war nehmlich, dieſem Gedichte nach, der Ritter Gamuret im Kampfe gegen die Heiden Aſiens gefallen und hatte ſeine Gemahlin Herzeloide in Frankreich ſchwanger hinterlaſſen. Bei der Nachricht ſeines Todes gebar ſie einen Knaben, welcher Parzifal genannt ward, und zog mit ihm in einen wilden Wald, theils um ihrer Trauer nachzuhangen, theils um den Knaben ganz von dem Leben und Treiben der Welt abzuziehen. Den ſie umgebenden Männern und Frauen gebot ſie, daß ſie nimmer von Ritterſchaft ſprächen; denn, ſagte ſie, erführe ihres Herzens Traut, was Ritters Leben wäre, ſo müßte ihr dadurch groſſes Leid entſtehen. So wurde ihm alle Ritterſchaft verhehlt, von nichts ward geſprochen, was Minne und Ehre betraf, und über die Gränzen ſeines Waldes gingen ſeine Kenntniſſe nicht hinaus. In dem Walde zog er umher, ſchnitt ſich Bogen und Bolzen mit ſeiner eigenen Hand und jagte nach Vögeln des Waldes und mit einem kleinen Speere, Gabilot bei den Alten genannt, erlegte er auch größere Thiere. So, ohne von Ritterſchaft und der Welt Minne und Glück etwas zu wiſſen, erſtarkte er, und ritterliche Kraft ergoß ſich in ſeine Glieder. Erſt, als er ſchon zum Jünglinge erwachſen, erblickt er einen Ritter, welcher ihm in ſeiner Pracht als Gott erſcheint, der ihn aber belehrt, er ſei ein Ritter, und König Artus ertheile die Ritterſchaft. Da eilt der Jüngling und erzählt dieſe Mähre ſeiner Mutter, welche erſchreckt ausruft:

Sohn, wer hat geſagt
Dir von Ritters Orden?
Wo biſt Du's inne worden?

Er antwortet:

Mutter, ich ſah vier Mann,
Noch lichter denn Gott gethan,
Die ſagten mir von Ritterſchaft,
Artus königliche Kraft
Soll mich nach Ritters Ehren
Zu Schildes Amt kehren.

So verläßt er ſeine Mutter, die ihn, um ſeine Rückkehr zu gewinnen, nicht nach Ritters Art, ſondern in Thoren Weiſe gekleidet entläßt. Sein Scheiden iſt die Stunde ihres Todes, aber er wird einer der mannlichſten und größten Ritter, deſſen Thaten jemals die dichteriſche Vorzeit beſungen hat. Gleicher Weiſe erzählt uns auch Gottfried von Strasburg in ſeinem lieblichen Triſtan die Geſchichte der erſten Lebensjahre ſeines Helden Triſtan. Nachdem das Kind getauft worden und nach chriſtlicher Sitte bewahrt war, nahm die tugendreiche Marſchallin ihr liebes Pflegekindlein wieder zu ſich in ihre heimliche Pflege und legte an ihn all' ihren ſüßen Fleiß, ſo daß er zu keiner Stunde unſanft niedertrat. Nun ſie das mit ihm hatte getrieben bis in das ſiebente Jahr, daß er gute Rede und auch Gebärde vernehmen konnte und auch vernahm, da ward er von ſeinem Vater, dem Marſchall, einem weiſen Manne zur Lehre übergeben.

Sehr reich an Beweisſtellen für das Leben der Ritterwelt iſt ein äußerſt wichtiges, leider beinahe noch ganz unbenutztes Werk des Mittelalters: Der Weißkunig, welcher das Leben des Kaiſers Maximilian I, unter erdichtete Namen verhüllt, enthält. Unter Maximilian, den ein feuriges Gemüth leitete, flammte zum letztenmale das Ritterthum auf, und in ihm allein fand es einen Halt, denn er war einer der ritterlichſten Kaiſer. Marx Treizſaurwein, Geheimſchreiber des Kaiſers, mußte dieſes Werk aufſetzen und der Kaiſer ſelbſt hat

mehreres darin geschrieben. Hans Burgkmair, ein berühmter Holzschneider, schnitt die Bilder dazu in Holz, und sie sind vielfach über Zeit und Sitte erklärend, wo das Wort des Schriftstellers fehlt. Dies ist gleich bei der Erzählung von der frühesten Jugend Maximilians der Fall, wo es nur so lautet: „Im Anfang als das Kind anhub zu reden, da ließ der alt' Weißkunig (hierunter ist sein Vater Kaiser Friedrich III. gemeint) in seinem Königreiche viel edle Knaben bestellen, von Art und Natur die allergeschicktesten, und that dieselben Edelknaben zu seinem jungen Sohn, ihn die Sprache zu lehren, und mit ihm Kurzweil nach der Kinder Gewohnheit zu treiben. In kurzer Zeit lernt' der jung Sohn die Sprach', und fing an, alle kurzweilige kindliche Spiel mit den Edelknaben zu treiben, die man nur erdenken möcht' und hielt sich unter den Edelknaben gar sanftmüthig und fröhlich und war allewege für die andern Edelknaben geschickt, auch mit allen fröhlichen, kurzweiligen und ehrlichen Spielen neufündig." Die Kinderspiele selbst werden nicht genannt, aber der dazu gehörige Holzschnitt belehrt uns einigermaßen darüber; doch würde eine nähere Beschreibung im Buch von großer Wichtigkeit sein. Man sieht einmal den kleinen Max, wie er oben auf den Schultern eines Mannes reitet, ihm gegenüber liegt ein Mann, der auch einen Knaben auf der Schulter trug, rücklings auf der Erde, vier Edelknaben springen in allerhand Beschäftigungen und Stellungen um ihn her; es scheint beinahe, als wenn die beiden großen Männer als Pferde gedient hätten, auf denen die Knaben turnierartig an einander geritten wären. Weiter hinten sitzt er an einem niedrigen langen Tische, über den eine Decke gebreitet ist und daran sich eine kleine Einzäunung befindet, mit einem andern Knaben ihm gegenüber. Jeder hat eine kleine Rittergestalt, völlig geharnischt, zu Pferde, vor sich und schiebt sie dem andern entgegen. Maxi-

milians Ritter, mit eingelegter Lanze, sticht den Ritter des andern, der schon zurückgebeugt liegt, nieder. Man sieht daraus, daß selbst schon die Kinder in ihren Spielen nur das Ritterwesen vor Augen hatten. An einer anderen Stelle spannt er einen Bogen; dahinter schießt er mit einer Armbrust nach einem Vogel, und seitwärts davon brennt er eine kleine Kanone ab. Auf der andern Seite reicht er mit einer Art von einem kleinen runden Kissen gegen einen Baum hinauf, auf welchem ein kleiner Vogel sitzt; der Zweck dieser Stellung ist undeutlich. Aus dem Weißkunig ist es auch nicht klar, wie die verschiedenen Alter sich trennen und das Kind zum Knaben und Jüngling übergeht. Hier muß daher nach eigenem Ermessen verfahren werden, und ich habe deshalb mit diesen Uebungen seine Kinderjahre abgeschlossen.

Von seinen frühesten Jahren erzählt uns Götz von Berlichingen nichts, sondern sagt bloß im Eingange seiner Lebensbeschreibung: „erstlich habe ich wohl von meinem Vater und Mutter seeligen, auch meinen Brüdern und Schwestern, die älter waren, denn ich, und auch von alten Knechten und Mägden, so bei ihnen gedienet, vielmals gehört, daß ich ein wunderbarlicher junger Knab' gewesen, und mich dermaßen in meiner Kindheit erzeiget und gehalten, daß männiglich daraus gespürt und abgenommen, daß ich zu einem Kriegs- oder Reitersmann gerathen würde."

Der Liegnitzer Ritter Hans von Schweinichen erzählt in seinem eigenhändig aufgesetzten Leben: „bin also von 1552, da ich geboren worden, bis auf 1558 Montags nach Margaretha, auf dem Grödisberg als ein Kind von meinen geliebten Eltern in der Furcht Gottes aufgezogen worden; so mir denn von meinen geliebten Eltern große Wartung mit Kindermädchen halten und sonsten beschehen sein soll." In diesen späteren Zeiten

mag indeſſen die alte Sitte, mit dem ſiebenten Jahre die Kindheit abzuſchließen und des Knaben Beſchäftigungen anzufangen, nicht immer gehalten worden ſein, wenigſtens verlängerte Hans von Schweinichen ſeine Kinderjahre bis in ſein neuntes Lebensjahr, welches wir ſogleich ſehen werden, ſo wie, welche wunderliche Beſchäftigungen ihm von ſeinen Eltern gegeben wurden, die aber nicht auf ein ritterliches Leben abzweckten.

Abtheilung. 2.
Der Knabe.

Sobald der Knabe die Kindheit verlaſſen, d. h. ſobald er das ſiebente Jahr erreicht hatte, welcher Lebensabſchnitt ſich auch noch in dem Spruche bei uns fortgepflanzt hat: ſieben Jahre ein Kind u. ſ. w. erhielt er das Amt eines Edelknechtes oder Junkers, im Franzöſiſchen genannt Page, Varlet, Damoiseau oder Garçon, welches das verdrehte Latein des Mittelalters durch Gartio überſetzte. In Altdeutſchen Gedichten wird das Wort beibehalten, und nur in Garzun verändert. Dieſe Benennungen waren indeſſen ſehr wechſelnd, indem ſie auch in das Jünglingsalter hinüber gingen, und oft denen gegeben wurden, die wir bald unter dem Namen Knappen werden kennen lernen. Zur Unterſcheidung von ihnen wurden die andern Diener, von geringerem nicht rittermäßigem Stande, Knechte oder Großknechte (gros Varlets) genannt, wie es denn z. B. in einem alten Geſchichtsbuche beim Jahre 1386 heißt: „es waren daſelbſt auf tauſend Ritter und Knappen und Packknechte und Großknechte (gros Varlets) ohne Zahl.“ Doch zeigt ſich auch hier das oft ſchwankende der Sprache, indem man bisweilen ſelbſt dieſen geringeren Knechten den Namen Page, Junge, Knappe oder Knecht beilegte, und ſo gebraucht auch der alte

französische Zeitbuchschreiber Froissart das Wort Garçon für einen Diener geringern Standes. In Deutschland erhielten die Junker auch den damals keineswegs ehrenrührigen Namen: Buben, wie Götz von Berlichingen in seiner Lebensbeschreibung sagt: „und ob er (sein Vetter Konrad von Berlichingen) schon ja einmal heim kam, waren sein und seiner guten Freund' auch der Ritterschaft in Franken Geschäfte so viel' und weitläuftig, daß er als ein alter Ritter für und für wenig Ruhe haben kunnt', dabei ich denn allenthalben als ein Bub' und Junger (d. h. Jungherr, späterhin Junker) mußte mitreiten und gebraucht werden." Die mit Bube wechselnde Benennung Junker war so allgemein und dabei doch in solchem Werthe, daß selbst Prinzen, die nicht in der Herrschaft des Landes ihren Vätern folgen sollten, Junker genannt wurden. Der Aufseher dieser Junker hatte im Deutschen den nicht eben wohl klingenden Namen Bubenzuchtmeister. Ein solcher Aufseher, der nachmals oft der treuste Freund und stätige Geleiter seines Zöglings ward, ist der, welcher den Helden Tristan erzog, der treue Kurnewal, den seine Treue zum Sprüchwort bei Erwähnung standhafter und unwandelbarer Diener in dem Schriftthume des Mittelalters gemacht hat. Der deutsche Name mag uns aber schon andeuten, daß die Erziehung nicht eben ein Spiel, sondern ernsthaft und hart war; und so war es denn auch wirklich. Darum sagt auch Tristan: Ritterschaft muß von Kindheit ihren Anfang nehmen, oder sie wird selten strenge." (V. 4300.)

„Auch hab ich' selber wohl gelesen,
Daß Ehre will des Leibes Noth,
Gemach, das ist der Ehre Tod,
Da man's zu lange und zu viel
In der Kindheit pflegen will."

Vorbereitung und Abhärtung zu Kampf und Krieg, als der Hauptbeschäftigung eines Ritters, wurde daher auch besonders gesucht und bezweckt; dies erlaubte keine zu zarte und milde Behandlung. Fehlte es an elterlicher Unterstützung, so waren fürstliche Höfe und Schlösser berühmter Ritter vorhanden, wo unentgeldlich die Jugend ihre Unterweisungen zum Ritterleben erhalten konnte; ja meistentheils wurde mit großem Edelmuth und bedeutender Freigebigkeit für den völligen Lebensunterhalt und alle Bedürfnisse der Knaben gesorgt. Sich zu irgend einem berühmten Ritter halten, und demselben in seinen Angelegenheiten zur Hand zu sein, war damals weder nachtheilig noch erniedrigend; man leistete dadurch Dienste für Dienste. So wurden denn auch in Frankreich unter den ersten französischen Königen die jungen Adelichen in den Häusern der Großen des Reichs unterrichtet, ehe sie an dem königlichen Hofe erscheinen durften, und dies schildert ein alter Schriftsteller Frankreichs so: „es ist eine schöne Gewohnheit bei unserm Volke, daß man in guten Häusern unsere Kinder aufnimmt, für ihren Unterhalt sorgt und sie zu Edelknaben, als einer Stufe des Adels, erzieht; ja man hält es für unhöflich und beleidigend, dieses einem Edelmanne abzuschlagen."

Was nun ein Edelknabe zu verrichten hatte, waren die gewöhnlichen Geschäfte der Dienenden bei ihren Herren, sowohl bei dem Gebieter als auch bei dessen Gemahlin. Sie begleiteten dieselben auf der Jagd, auf Reisen, bei Besuchen und Spaziergängen, wurden versendet in Angelegenheiten des Herrn und der Herrin, warteten sogar bei Tische auf und schenkten das Getränk ein. Dies Aufwarten bei Tische wird so auch im Leben des berühmten Ritters Bajard erzählt, der, nachdem er die Schule verlassen, von seinen Verwandten in das Haus seines Oheims, des Bischof von Grenoble gebracht ward, der ihn

mit ſich nahm an den Savoiſchen Hof. Als der Biſchof mit zur Tafel des Herzogs gezogen ward, reichte ihm während derſelben ſein Vetter, der gute Ritter (Bajard) das Getränk mit vielem Anſtande und betrug ſich ſehr artig. Andere Stellen, ſpäterhin anzuführen, werden beweiſen, wie dieſe Aufwartungen auch noch bis ins Jünglingsalter übergingen. Die erſte Unterweiſung, die man ihnen gab, war vorzüglich auf Liebe gegen Gott und die Frauen gerichtet, alſo auf Gottesfurcht und zierliche Gefügigkeit im Umgange. Die bereits angeführte Stelle des Wigolais ſtimmt mit dem überein, was in dem Zeitbuche eines Franzoſen Johann von Saintré erzählt wird, welcher ſagt: daß die Frauen ſelbſt das Amt zu übernehmen pflegten, die jungen Knaben zugleich in den erſten Lehren des Chriſtenthums und in der Kunſt zu lieben zu unterrichten. „Dies erfüllte ſchon in frühſter Zeit die Jugend mit einer tief wurzelnden Schwärmerei. Schon früh hatte der Knabe ein Vorbild weiblicher Würde, das ihm als das Ziel höchſter Vollkommenheit vorſchwebte, wie denn dies am klarſten aus Ulrichs von Lichtenſtein Frauendienſt (S. 2.) hervorgeht, wo es heißt:

„In dieſen Gedanken (die ich bereits oben anführte: man müſſe einer Frau mit Leib, Gut, Muth und Leben dienen) wuchs ich bis in das zwölfte Jahr. Da gedachte ich in meines jungen Herzens Sinn hin und her und fragte nach der Sitte, Schönheit, Muth und Tugend aller Frauen im Lande; wer von guten Weiben Lob ſagte, dem ſchlich ich lächelnd nach; denn von ihrem Lobe war ich freudenvoll. Von einer hörte ich, deren Lob ſich die Beſten im Lande angenommen hatten, und an der man die meiſte Tugend fand; ſie war von hoher Art geboren, ſie war ſchön und gut, keuſch und rein, ſie war in allen Tugenden vollkommen. Dieſer Frauen Knecht war ich beinahe bis in das fünfte Jahr. Da ſprach mein Herze zu mir: guter Freund,

Geſelle, willſt Du dich einer Frau zu eigen geben, ſo muß es dieſe Frau ſein, denn ſie iſt alles Wandels frei. -- „Ich folge Dir, Herze, doch iſt es uns beiden zu viel, daß wir ihr um den Sold dienen, den man von Frauen holt, denn ſie iſt uns zu hoch geboren, drum mögen wir beide wohl unſern Dienſt verlieren.“ — Schweig, Leib, kein Weib war je ſo hoch und reich, daß es einem edlen Ritter, der ihr mit Muth, Herz und Leib diente, wie er ſoll, nicht endlich gelingen mochte. — „Herze, ich ſchwöre dir bei aller Seligkeit, daß ſie mir lieber iſt, als mein eigner Leib, auf den minniglichen Wahn, den ich gegen ſie habe, will ich immer dienen.“ Da ſich ſo mein Leib und mein Herz entſchloſſen hatten, um die Gute zu werben, ging ich vor ſie ſtehen und ſah ſie minniglich an; ich dachte: wohl mir! ſoll das meine ſüße Frau ſein? Wie ſoll ich ihr aber ſo recht geziemend dienen, beſſer, als ſo manche edle Kind in ihren Dienſten? Vielleicht dient von denen eines beſſer, und ſo haßt mich meine Frau; ich weiß nichts anders, als ihr ſpät und früh zu dienen: vielleicht dient ihr einer mehr, dem ſein Herz doch nicht ſo zu ihr ſteht, wie das meinige; aber in meiner Liebe zu ihr will ich ihnen allen vorgehen. Eins geſchah mir oft. Wenn ich wo des Sommers ſchöne Blumen brach, ſo trug ich ſie meiner Frauen hin; wenn ſie die in ihre weiße Hände nahm, ſo dachte ich in meiner Freude: wo du ſie angreifeſt, habe ich ihnen eben ſo gethan. Wenn ich hinkam, wo man meiner herzlieben Frauen Waſſer über ihre weißen Händlein goß, ſo nahm ich das Waſſer, das ſie angerührt hatte, heimlich mit mir, und trank es aus vor Liebe. So diente ich ihr kindlich viel, ſo viel als ein Kind vermag, bis mich mein Vater von ihr nahm, an welchem Tage mir herzliches Trauern und der Minne Kraft bekannt wurde. Mein Leib ſchied nun wohl von dannen, aber mein Herz blieb dort: das wollte nicht mit mir. Ich hatte wenig

Ruhe Tag und Nacht, wo ich ging oder ritt, war mein Herz immer bei ihr, und wie fern ich von ihr war, schien ihr lichter Schein des Nachtes in mein Herze."

Man sieht, welch' eine überzarte Freiheit der Liebe schon in dem Gemüthe des Kindes sich durch die damalige Erziehung verbreiten mußte und wie alles dahin wirkte, die schon im alten Deutschlande so hohe Verehrung der Frauen zu ihrer höchsten Stufe zu steigern. Es war ein Herkommen geworden, ja beinahe Gesetz, daß ein jeder, welcher in der Kindheit den Pfad des Ritterthums betrat, frühzeitig eine der edelsten, schönsten und tugendhaftesten Frauen des Hofes, an welchem er sich aufhielt, wählen mußte. Ihr vertraute er, gleichsam als seiner irdisch erscheinenden Gottheit, alle seine Gesinnungen, Gedanken und Handlungen an, doch sehen wir, wie oben aus der Stelle des Lebens von Ulrich v. L. hervorgeht, daß eine solche Liebe auch oft in die stillsten Räume des Herzens gedrängt ward, daß sie nicht hervorzutreten wagte, und daß so die Frauen unbewußt, außer den Huldigungen der Ritter, auch noch die innigste Anhänglichkeit in den Herzen der in ihrer Dienerschaft befindlichen Knaben fanden, wodurch natürlich ein noch innigeres und freundschaftlicheres Band zwischen Herrin und Diener gewoben werden mußte. Kein gezwungener Dienst war es mehr, sondern ein vertrauungsvolles, zartes und unwandelbares Hingeben. Doch ist nicht zu verbergen, daß diese Liebe, die oft die geistigste und zarteste war, bisweilen auch so nachsichtsvoll war, daß minder reine und minder anständige Begierden einen Deckmantel in ihr fanden; denn auch bei dem Höchsten und Besten wird sich nie die menschliche Schwäche verläugnen, aber wir sollen nur immer das Höchste und Beste suchen, nicht nach den Schwächen und Mängeln grübeln und forschen, um, wie einige Darsteller des Mittelalters, aus ihm ein Zerrbild voll Ekel und Gräul zu

machen, indem das Edle ihnen unter plumpen Händen entschwindet.

Die Grundsätze der Liebe, welche das Ritterthum aufstellte, verbreiteten in dem Umgange mit den Frauen eine Achtung und Ehrerbietung, die sich schon von den frühsten Jugendjahren stufenweis entwickelte. Als Regel kann man annehmen, daß der Unterricht, welchen die Jugend in Beziehung auf Anstand, Sitten und Tugend empfing, durch das Beispiel der Frauen und Ritter, denen sie diente, unterstützt ward. An ihnen hatte sie Muster des äußern und innern Anstandes, den die Welt immer verlangt, wenn sie nicht nach und nach, durch Plumpheit die auf Plumpheit gesetzt wird, zu einer widerlichen Rohheit sinken soll. Es bildete sich ein freundliches Wechselverhältniß des vertrauungsvollen Nehmens und Gebens, welches immer die schönsten Früchte zeitigt. Die edelmüthige Sorgfalt der Großen, diese Menge junger, oft in Dürftigkeit geborner Leute zu erziehen, blieb für sie selbst nicht ohne Nutzen und Belohnung. Außerdem, daß sie den jungen Adel zu ihrer persönlichen Bedienung gebrauchten, fanden auch ihre Kinder an demselben Erzieher und Meister, welche Liebe zu ihren Pflichten bei ihnen erweckten. Die Verbindungen, welche ein langjähriger Umgang nothwendigerweise unter ihnen einführte, und welche durch das doppelte Band der Wohlthaten und der Erkenntlichkeit geknüpft waren, wurden unauflöslich. Daher auch in der Ritterzeit so manche feste Verbindung der Ritter auf Leben und Tod. Die Kinder waren stets willig, zu den Wohlthaten ihres Vaters neue hinzuzusetzen, und die andern, immer geneigt, durch wichtigere Dienste sich dafür erkenntlich zu zeigen, standen ihrem Wohlthäter oder demjenigen, welcher an seiner Stelle war, in allen seinen Unternehmungen bei.

Der wichtigste Gegenstand bei dem Unterrichte eines solchen Jünglings war Ehrfurcht gegen den erhabenen Geist des Ritterwesens. Hiervon ward er auch am besten unterrichtet. Er mußte an den Rittern diejenigen Vorzüge schätzen lernen, wodurch sich diese zu den hohen Ehrenstufen, auf welchen sie standen, erhoben hatten. Hierdurch wurden die Dienste, welche der Zögling ihnen leistete, in den Augen desselben noch mehr veredelt. Einem Ritter Dienste leisten, war eben so viel, als dem ganzen Ritterstande dienen.

Sogar die Spiele, welche man den Zöglingen in den Erholungsstunden erlaubte, waren so beschaffen, daß sie zu ihrem Unterrichte dienen mußten. So spielten auch sie mit Lanzen und Armbrüsten, vertheidigten einen Weg und einen Ort, oder suchten ihn einzunehmen. Hierbei erhielten sie auch die Unterweisung ihrer Lehrer, die, wie oben bereits bemerkt, Bubenzuchtmeister in Deutschland genannt wurden. Das Wort Bube hat im Altdeutschen und besonders auch noch in einigen deutschen Mundarten durchaus keine übele Bedeutung. Bube oder abgekürzt Bub' heißt ein jeder unverheiratheter junger Mann. Sie erhielten einen Vorschmack an den verschiedenen Arten der Turngefechte, und fingen an, sich zu den edelen Uebungen eines Waffenträgers oder Ritters zu bilden. So vermehrte sich bei ihnen von Tage zu Tage die Nacheiferung, welche für jeden Stand und jedes Alter bei allem Tüchtigen und Guten so heilsam ist. Sehnsucht nach dem Dienste eines andern, etwa vornehmern, mächtigern oder berühmtern Herrn, oder Begierde, sich zu der Stelle eines Knappen ihres Herrn, oder eines Hausdieners ihrer Gebieterin emporzuschwingen, welches oft der letzte Schritt zu der ritterlichen Würde war, feuerte sie zu Dienstfeifer und Fleiß in ihren Uebungen an.

Die Züge der frühern Erziehung der Knaben gehen aus vielen Gedichten und geschichtlichen Werken hervor, und es kann hier nur darauf ankommen, einzelne Nachrichten darzulegen. Die Nibelungen, die, wie schon gesagt, durch ihre Ueberarbeitung in dem zwölften Jahrhundert auch erlauben, daß man ihrer in einer Geschichte des Ritterwesens erwähnt, sagen bei der Erziehung des Siegfried (V. 88. ff.)

Man zog ihn mit dem Fleiße, als ihm das wohl zu kam,
Durch seinen eignen Sinn mehr Tugend er an sich nahm!
Drob wurden drauf geziert seines Vaters Land',
Daß man ihn zu allen Dingen so recht herrlich fand.

Er war nun so erwachsen, daß er zu Hofe reit't;
Die Leute ihn sahen gerne, manche Frau und manche Maid
Ihm wünschten, daß sein Wille ihn immer trüge dar;
Hold wurden ihm genug, das ward der Herre wohl gewahr.

Viel selten unbehütet man reiten ließ das Kind;
Ihn ließ mit Kleidern zieren Siegemunde und Siegelind;
Ihn pflegten auch die Waisen, den'n Ehre war bekannt.
Drum mocht' er wohl gewinnen, beide, Leute und auch Land.

Hier zeigen sich nur allgemeine Züge, wie das Kind Siegfried erzogen, reich bekleidet, und immer unter aufmerksamer Hut gehalten wird. Fester und auf die Ritterbestimmung abzweckend sind schon die Züge, welche oben aus dem Wigolais angeführt sind.

Einzelne Stellen liefert uns auch das herrliche Gedicht Wolfram's von Eschenbach, der Titurel. Aus ihm erfahren wir wenigstens, wie Edelknaben aus den Händen des einen, oft in die Hände eines andern übergeben wurden. Denn so heißt es, als die Abentheuer auf Schionatulander, den eigentlichen Hauptheiden des Titurel kommt:

Da Gamuret durch Minne
Nahm Schild von Anfoleiſen,

(Anfoleiſe war Königin von Frankreich und des Ritters Gamuret Geliebte. Gamuret nahm Schild von Anfoleiſen heißt ſo viel, als: er ward ihr Ritter;)

Die edle Franzöſinne
Ihm lieh das Kind, das müſſen wir noch preiſen.

Anfoleiſe alſo übergab den Schionatulander in die Pflege und Erziehung Gamurets, der auch ſeine Nichte Sigune bei ſich hatte, und, wie der Dichter ſagt:

Die Kind' bei einander
In ſeiner Kammer lieblich zog.

Freundliche Liebesbotſchaft war auch oft das Geſchäft der Edelknaben; ſie brachten Briefe und Liebesgrüße von dem Ritter an ſeine Geliebte und wieder zurück, und ſo erfuhr auch Gewalt und Kraft der Liebe der junge Schionatulander,

Von mancher ſüßen Botſchaft
Die der Franzoſen Kön'gin Anfoleiſe
Durch ihn entbot dem werthen Anſchevine.

Der Anſchevin iſt Gamuret, deſſen Land Antſchove (Anjou) war.

In dem Rittergedicht Wigamur wird der Knabe Wigamur von einem Meerweibe geraubt und von demſelben mit ihren Töchtern erzogen. Nachdem das Meerweib aber den Tod gefunden, wird der Knabe von einem andern Meerwunder, einem Manne, erzogen und ernährt und dabei giebt der Dichter auch den Kreis der Dinge an, die zum Unterricht des Knaben gehörten, ehe er Waffentragend wurde. Er ſagt:

Er lernt' in ſeiner Kindheit
Tugend und Gefügigkeit,
Singen und Saitenſpiel
Und auch andre Hübſchheit viel:

Schwimmen und Springen,
Laufen und auch Ringen,
Bis er kam zu seinen Tagen,
Daß er sollt' haben getragen
Schwert und Mannes Wehre.

Tristan's frühe Jugend haben wir bereits oben kennen gelernt; seine Knabenzeit bis zum 14ten Jahre schildert uns der Dichter (V. 1952.) so. Mit dem weisen Manne, dem der Marschall die Erziehung des jungen Tristan anvertrauete, sandte er ihn bald, fremder Sprache wegen, in fremde Land, und daß er dort sogleich anfinge aus den Büchern zu lernen. Tristan legte seinen Fleiß so sehr daran, daß er aus den Büchern mehr lernte, als früher oder seit dem je einer in so kurzer Zeit gelernt hat. Unter zwei Lernungen, wie der Dichter sagt, war seine Zeit getheilt, eines Theils den Büchern, andern Theils der Zunge gewidmet; denn jeglichem Saitenspiele widmete er viele seiner Stunden, und kehrte seine Aemsigkeit spät oder früh so eifrig dazu, bis er es wundervoll konnte. Er lernte alle Stunde, heute dieß und morgen das, heute wohl und morgen besser. Ueber dies alles lernte er mit Speer und Schild behändig reiten, zu beiden Seiten das Roß verschiedentlich rühren; vom Sprunge es kühne abhalten, es wenden und ihm Freiheit lassen, dann es aber auch mit den Schenkeln zusammen zu nehmen. Wohl sich gegen Hieb und Stoß zu schirmen, stark zu ringen, gut zu laufen, sehr zu springen, dazu die Lanze zu schießen, das that er wohl nach seiner Kraft. Auch lernte er Pirschen und Jagen. Nie war ein Mann so wohl als er, er sei auch wer er wolle. Allerhand an Höfen gewöhnliche Spiele that er wohl und kannte er, auch war er an dem Körper, daß Jüngling vom Weibe nie seliger geboren ward.

Etwas früher beginnt schon, nach dem Gedichte Flos und Blankflos, die Knabenerziehung des jungen Flos, welchen der König schon im fünften Jahre zur Unterweisung in den Büchern setzt. Denn, sagt der Dichter, (V. 630.)

Er that, also noch die Weisen thun,
Die liebe Kind durch weisen Rath
Lehren, sondern Missethat,
Zucht, Ehre und Tugend;
Denn den Kinden in der Jugend
Die Lehre allermeiste frommet,
Die darnach zu Nutzen kommet,
So sie zu verständigen Jahren gelangen.

Dies Gedicht enthält die Liebe des Flos und der Blankflos, zweier Kinder, er ein Königssohn, sie einer Gräfin Tochter; an einem Tage geboren und beide einander auffallend ähnlich. Schon früh entwickelt sich die Liebe der zusammen erzogenen Kinder, die auch nichts zu vernichten vermag, und Flos bittet daher seinen Vater, daß er sie zwei Schulgenossen werden liesse, was auch der König verstattet. Da lasen sie fleißig zusammen die Bücher, auch die, welche von Minne handeln und

Dabei fanden sie geschrieben
Wie manchem, der nach Minne rang,
Es mißging und auch gelang,
Mancher war verdorben,
Mancher hatte Lieb' erworben.

Also auch hier wurde schon in früher Jugend die Lehre der Liebe in die jungen Herzen gesenkt. Recht lieblich ist auch das Jugendleben der Kinder außer der Schule in diesem Gedicht beschrieben, wenn es heißt: wann sie aus der Schule heim kamen, so gingen die Zarten in einen schönen Baumgarten, der hübsch und weit war. Darin hüteten Flos und seine Geliebte immer die Vögel auf den Zweigen. Es stand darin ein schöner Grasrasen,

mit Blumen wohl bedeckt und mit Bäumen überschattet, braun, grün und weiß in Farben spielend. Da hielten die der immer täglich ihr Mahl, und die Gespielen freuten wenn sie darin saßen. In der Schule schrieben sie dann a an ihre Täflein: von den Blumen, wie die aus der Erde sien, von den Vögelein, wie die singen, und viel von M von anderm nichts. Ihre Täflein waren von Elfenbein dazu hatten sie schöne Griffel von Golde.

In fünf Jahren, also im zehnten Jahre ihres A waren sie dahin gekommen, daß sie vor jedermann alles, sie wollten, in Latein ausdeuten konnten. Von ritter Uebungen erfahren wir hier nichts, alles dreht sich um ein Liebesband; denn dies nur rollt das ganze Gedicht vor un

Wir haben oben gesehen, wie Kaiser Maximili kindlichen Tagen erzogen worden, und da, wie bereits g in seiner Erziehung keine bestimmten Abschnitte gemacht z scheinen, so möge hier nun folgen, was wahrscheinlich im benalter seine Beschäftigung war. „Sein Vater erwählte hochgelehrte Meister, die ein's frommen geistlichen Lebe ren, und verordnete die zu seinem Sohn, ihm Latein, darinnen am allererſten die Zucht und Furcht Gottes und d die heilige Geschrift, mit ämsigem Fleiß zu lehren und zu weisen. Es wurden ihm auch viel mächtiger Herrn und leute Kinder zugeordnet, mit sammt ihm zu lernen und a zu warten." — „Nachdem der junge Weißkunig in der gen Geschrift genugsamlich hat gelernt, da kamen ihm oft schöne Schriften vor. Wiewohl ihm nicht noth war, s gute Schrift zu lernen, aber nach seinem Gemüth, daß jedem andern gleichmäßig sein wollt', unterstund er sich übete sich so viel mit dem Schreiben, und nahm Lernun darinnen er keinen Verdrieß hatte, sondern es war ihm

Kurzweil und lernet also mit seinem Fleiß, und mit der täglichen Uebung sonders gute Schrift, die er bald von Hand schrieb." — „Drauf befahl der alt' Weißkunig den Meistern, seinem Sohn die sieben freien Künste zu lehren. Und lernet' anfänglich die Grammatika, als den Grund der andern sechs freien Künst'; darnach die Logika, darnach die andern fünf freien Künst', und wurde in kurzer Zeit in denselben sieben freien Künsten unübertrefflich gelehrt." Drauf fleißigt er sich des geheimen Wissens und der Erfahrung der Welt, ausforschend das Verhältniß der Stände und des Reiches, und alles lernend, was zur Staatsweisheit gereicht, und lehrt, wie ein Herrscher mild und glücklich über sein Volk walten kann; denn sein Vater gab ihm die Lehre: „„Wiewohl ein jeder König ist wie ein andrer Mensch, so müssen doch die Könige, die selbst regieren, mehr wissen, denn die Fürsten und das Volk, damit daß ihre Regierung bei ihnen bleibe."" — Demnach lernt' er gar emsiglichen die Kunst des Sternsehens und vernahm gar eigentlich des Himmels Einfluß und der Sterne Wirkung, davon die Menschen ihre Natur und ihr Wesen empfahen; auch die Ordnung und Zirkel des Himmels." — Um nun das Gemüth des Knaben zu befestigen, daß er im reifern Alter nicht verführt werde, ließ er ihn durch einen Meister auch in der schwarzen Kunst unterrichten, aber der Knabe sah, gefestet durch die früher erhaltene Lehre, daß sie eine Verführung zu Sünde und Schande sei, und abkehre von der Erkenntniß des alleinigen Gottes. Daher, nachdem er ihren Ungrund und ihr verführerisches, trügerisches Wesen erkannt hatte, sendete er den Meister wieder von sich, und daher ist es kommen, daß, als er zur Herrschaft gelangt: „er keinen Unglauben oder Ketzerei anfachen noch erwachsen lassen, die sonst oftmalen überhand genommen haben."

Hier läßt sich vielleicht ein Abschnitt dessen machen, was er als Knabe zu erlernen bemüht war, obgleich auch hier schon manches in das Jünglingsleben hinüber zu fallen scheint. Das Uebrige seines vielfachen Lernens wird daher in Maximilians Jünglingsalter folgen. Mit dem Verfall der Ritterschaft versank aber auch diese zarte und von anderer Seite doch wieder kräftige Erziehung, und der Knabe ward auf eine ganz andere Art zu einem roheren Kriegerleben gebildet.

Kurz nur spricht Göz von Berlichingen von seiner Jugend, indem er erzählt: „Und zwar, so bin ich anfänglich im Niedernhall am Kocher ein Jahr lang in die Schule gegangen, und bei meinem Vetter gewesen, der hieß Konz v. Neuenstein und saß zu Niedernhall, allda hatte er ein Haus gebauet. Als ich aber nicht viel Lust zur Schulen, sondern vielmehr zu Pferden und Reiterei trug, und mich dabei finden ließ, bin ich folgendes alsbald nach demselben zu Herrn Konrad von Berlichingen meinem Vetter seligen kommen, bei dem ich drei Jahre lang verharret und für einen Buben gebraucht worden."

Erheiternde und lächerliche Züge seiner Jugend erzählt uns Hans v. Schweinichen, fernab freilich von dem, was aus dem Tristan und Flos und Blankflos geschöpft, so eben mitgetheilt ist; aber ein äußerst reges Gemälde der Sitten, des Lebens und Treibens seiner Zeit liefernd. „Als ich — sagt er — meines Alters in's neunte Jahr und also der Jahreszahl nach ins 1561 Jahr und also wenig das meinen Verstand erlangt habe, habe ich zu Mertschütz zum Dorfschreiber Jorge Pentzin gehen und allda zwei Jahre schreiben und lesen lernen. Wenn ich dann bald war risch, und wann ich aus der Schulen kam, mußte ich die Gänse hüten. Wie ich einst die Gänse hütete, und sie sehr umliefen, spült' ich den Gänsen allen

das Maul auf; da blieben sie stille stehen, waren also bald verdurst't, welches die Frau Mutter gewahr ward und gab mir einen guten Schilling. Durfte nachher nicht mehr die Gänse hüten. Ich bekam aber ein ander Amt: daß ich auf den Wällen und in Scheuern Eier suchen mußte, und wenn ich ein Schock zusammen brachte, so gab mir die Frau Mutter sechs Heller davor; die währten nicht lange, so hatte ich Glossen und Schnellkülichen davor."

„Wie ich nun ein wenig zu lesen angefangen, und fast, wie zu sagen, stammeln können, als auch im Schreiben die Buchstaben zu setzen und wie man pflegt zu sagen, Krohnfüße zu machen, bin ich Anno 1562, vierzehn Tage vor Ostern, von meinem lieben Herrn Vater zu Ihro Fürstl. Gnaden Herzog Friedrich III. zu Liegnitz, weil Ihro F. G. allda in der Kustodia angehalten worden, gegeben, daß ich mit J. F. G. H. Friedrichen, dem jungen Herrn und vierten dieses Namens, studiren sollte. Da denn damals dem jungen Herrn ein Praeceptor gehalten ward, Hans Pfitzner genannt von Goldberg. Da gab mir der Herr Vater zum Bücherkaufen und zur Zehrung 32 Weißgroschen. Da aber neben dem jungen Herrn sonst niemand als ich und Barthel Logau mit zu studiren gegeben worden, und wir kleine Knaben waren, hat, J. F. G. H. Heinrich, als damals regierender Landesfürst, des jungen Herrn Praeceptor ein eigenes Zimmer, als die kleine Bastei, eingegeben, darin wir täglich studiren mußten, als auch das Rosarium und sonst Lateinisch lesen lernen, auf alle Tage vier Vocabula behalten, und wenn die Woche herum war, auf einmal rezitiren. Wie denn der Praeceptor den jungen Herrn und uns ganz strenge gehalten; wie wohl ich allzeit einen Vortheil vor dem jungen Herrn und dem Logau gehabt; weil mir die Frau Mutter Mitheller zu weilen geschickt, kauft' ich mich

beim Praczeptor nachmals abe; denn der gute Mann ging gerne an die Buhlschaft zu schönen Jungfrauen und hatte nicht Geld. Darum ließ er ofte fünf gerade mit mir sein, damit ich ihm nur aufwarte und Geld gab. Bin also die Zeit, weil er Praczeptor war, über zweimal nicht gestrichen worden, welche ich doch wohl verdient gehabt und er es ehrenthalben nicht umgehen hat mögen. Sonsten bin ich neben dem von Logau mit Essen und Trinken wohl gehalten worden; mußten auch dem alten Herrn im Zimmer aufwarten, Essen und Trinken holen und dies leisten, was Jungen zustehet, auch mehrentheils, wenn J. F. G. einen Rausch hatten, im Zimmer liegen; denn J. F. G. nicht gerne zu Bette ging, wenn sie berauscht waren."

„J. F. G. gaben mir bald ein Amt, daß ich Kellerherr sein mußte; dergestalt: demnach J. F. G. eine Anzahl Weins aus Herzogs Heinrich Keller hatten; wenn nun J. F. G. nicht Lust zu trinken hatten, mußte ich solchen Wein in ein Fäßlein in J. F. G. Kammer sammeln, darin ungefähr ein Eimer ging. Sobald solches voll ward, baten J. F. G. Gäste, ließen auch nicht abe, bis ausgetrunken war. Danach hatte ich auch im Befehlich J. F. G. Rappier', welche sie allezeit meine Jungfer Käthe geheißen haben. Und wenn J. F. G. sagten: „Puff, daß dich Basmatter: gib mir meine Jungfer Käthe her ich will ein Tänzlein thun!" so hatte ich anfangs davon eine fürstliche Maulschelle, mit Vermeldung von J. F. G. Bruder: „wie gefällt dir das? War es nicht eine gute Fürstliche Maulschelle?" Wenn ich solches lobte, so gab J. F. G. mir einen Silbergroschen zu Semmeln; aber die Maulschelle war viel besser, als 20 Silbergroschen und sollte doch große Gnade sein, der ich lieber entbehren hätte wollen. Ferner mußte ich auch J. F. G. Geschoß, daß ist das Blase-Rohr, nebst Küchlein und Bolzen, als auch die Nägel dazu, wenn mit dem Blasrohr

geſchoſſen ward, in Verwahrung haben. Und wenn J. F. G. fremde Leute, ſo mit ſchoſſen, hatten, welcher gewann und den Vogel 'runter ſchoß, hatte ich einen Kreuzer, welches mir manchen Tag ſechs auch ſieben Weißgroſchen bracht. Dagegen mußte ich beim Schnitzner auch Vögel machen laſſen, und gab für einen 2 Heller.“

„Bin alſo von 1562 von Oſtern bis 1563 ausgehend bei J. F. G. in der Custodia geweſen und aufgewartet. Mein Lernen iſt geweſen: Deutſch und Lateiniſch ſchreiben und leſen, und daß ich dabei den Katechismus und die Gebote auswendig gelernet und was ſonſten für eine Ausmuſterung zum Hofe geweſen, hat ſein mögen.“

Hans von Schweinichen blieb nicht bis zum Schluß der Knabenjahre in Liegnitz; warum er nicht länger ſich dort aufhielt, erzählt er auch ſelbſt: „Die Urſachen aber, warum mich mein Herr Vater in ſo weg und nicht faſt zwei Jahr wieder abgefordert, iſt dieſe. Demnach J. F. G. der alte Herzog Herrn Leonhard Kränzheim, der Zeit Hofprediger, ziemlich gram und gar nicht leiden konnte, hatten J. F. G. ein Pasquill gemacht, welches auf Herzog Heinrich als (auch) den Hofprediger ging, da ich mir dieſen letzten Vers behalten:

Alles Unglück und Zwietracht
Zwiſchen meinem Sohn H. Heinrich hochgeacht't,
Das richt't alles der Suppen-Pfaffe an,
Der verlauf'ne Fränk'ſche loſe Mann.

Welches Pasquill ich auf den Predigtſtuhl in die Schloßkirche legen mußte, damit es Herr Leonhard gewiß bekommen möchte. Wie Herr Leonhard auf den Predigtſtuhl ſteiget, findet er den Zettel, welcher ziemlich lang war, wird darüber erzürnet. Wie er das Evangelium ſoll leſen, lieſ't er das Pasquill, darüber wurde J. F. G. Herzog Heinrich ergrimmet. Nach ge-

haltner Predigt halten J. F. G. Examen, da denn bald meine Verräther da waren, und sagten, daß ichs gethan hätte, sonderlich aber auf Befehl J. F. G. Darauf schicken J. F. G. H. Heinrich alsbald nach meinem Vater, verweisen ihm solches, mich von solchem abzuhalten. Wenn denn der Herr Vater berichtet worden, daß ich es auf J. F. G. Befehl thun müssen, und ich mich als ein Kind nicht verstanden, hat sich mein Herr Vater bei S. F. G. H. Heinrich angeben, mich vom Hofe wegzunehmen; denn ihm nicht lieb, daß zwischen den Fürstl. Personen Uneinigkeit sollte gestiftet werden. Bin aber nicht gerne hingezogen, denn ich allbereit des Hofe Wesens gewahr worden. So hatte ich auch einen Anfang zum Studiren, konnte also lateinisch schreiben und lesen, daß ich mir Essen und Trinken konnte Lateinisch heißen geben, konnte auch den kleinen Katechismus Lutheri auf ein Nagelchen auswendig, als auch das Rosarium und etliche Psalmen."

Man sieht, die Kenntnisse, welche damals ein junger Ritterknabe in seinem zwölften Jahre zu erlangen bemüht war, sind eben nicht weit her. Erst in den Jünglingsjahren werden wir sehen, wenn ich auf das Leben des Hans von Schweinichen wieder komme, daß doch noch mehr Kenntnisse nöthig erachtet wurden. Hier nur noch, wie Hans von Schweinichen seine Knabenjahre beschloß.

Sein Vater wünschte, ihn zu dem alten Markgrafen nach Preußen zu schicken, damit er mit dem damaligen jungen Herrn studiren sollte. Dies war aber der Mutter zu entfernt, und sie beredete den Vater, daß es unterbliebe. Darauf ließ ihn sein Vater wieder zum Dorfschreiber in die Schule gehen. Bei mehreren Reisen, welche der alte von Schweinichen mit Herzog Heinrich machen mußte, nahm er den Knaben mit sich, wobei er dann J. C. 1563, als H. Heinrich am 28. Christmond taufen

ließ, wobei auch Kaiser Maximilian I. gegenwärtig war, „vor Edelknaben, in einem Sammtröcklein, wie dieselbe Zeit gebräuchlich, aufwarten helfen.“ Im Jahre 1564 reiste Herzog Heinrich von Liegnitz nach Anspach und Stutgard „neben einem reisigen Zeug (wie H. v. Schweinichen erzählt) ungefähr etliche 60 Roß und etliche Wagen, darunter sechs Spießjungen, drei große und drei kleine gewesen. Bin ich, Hans Arleben von Kaltwasser und ein Retschin, ein Böhme, die kleinsten gewesen. Da ich aber des Reitens ungewohnt, auch die Zeit bräuchlich, daß die Jungen in Schweifen (d. h. Steigbügeln, die nicht in der Mitte des Sattels, sondern vorne am Sattelknopf befestigt waren) haben reiten müssen, habe ich es nicht vollenden mögen, sondern habe mich letzlich zum Herrn Vater auf'n Wagen setzen müssen, und ist ein anderer an meiner Stelle gebraucht; nicht weniger hab ich mich täglich im Aufwarten J. F. G. gezeigt. Das ausgehend 1564 und 1565ste Jahres bin ich daheim gewesen und zum Pfarrer in die Schule gegangen, auch vom Herrn Vater in der Wirthschaft zuzusehen unterwiesen und dazu gehalten worden, und bin neben, wenn der Vater verreiset, als ein Junge aufgewartet und zu Roß mitgeritten und gefahren, wie es dem Herrn [illegible]er Gelegenheit gegeben hat.“

Diese hier angeführten Züge aus dem Verschwinden des Ritterwesens geben auch zugleich ein Bild der ganzen Zeit, welches bei den demnächst mitzutheilenden Auszügen aus alten Ritterbüchern und Geschichten noch klarer und deutlicher werden wird, da die Auszüge wohl nicht zu kurz sein dürften, damit klar wird, wie der Ritter in und mit seinem Zeitalter in den verschiedenen Jahrhunderten stand.

Abtheilung 3.
Der Jüngling.

Eine gottesdienſtliche Feierlichkeit war nöthig, um die Hülfe des Höchſten auch bei dem neuen Lebensſchritte anzurufen, ſobald der Edelknabe oder Page die höhere Stufe ſeines Lebens mit dem vierzehnten Jahre betrat und die Stelle eines Knappen oder eines höheren vertrauten Hausdieners in königlichen oder hochfürſtlichen Häuſern erhielt. Dieſe Feierlichkeit hatte den Zweck, die Jünglinge von dem Gebrauche des Degens, der ihnen alsdann zum erſtenmale überreicht ward, zu unterrichten, d. h. ihnen die Würde und das Anſehen, welches ſie durch das Tragen deſſelben erhielten, anſchaulich zu machen; denn in den Uebungen mit dem Degen waren ſie zum Theil ſchon im Knabenalter, wenigſtens in einzelnen Fächen, unterrichtet worden. Die Eltern des Jünglings, der nun den Edelknaben-Stand verließ, begleiteten ihn an den Altar und ſchritten mit brennenden Wachskerzen in der Hand, feierlich zum Opfer. Der Prieſter nahm einen Degen nebſt dem Degengehänge von dem Altar, ſprach verſchiedene Segen darüber, und umgürtete den jungen Edelmann damit, der ihn nun von dieſer Zeit an tragen durfte. So in Frankreich. Etwas roher zeigten ſich die Gebräuche in Deutſchland; wenn auch die ganze Wehrhaftmachung des jungen Adelichen auf uralte deutſche Gebräuche zurückweiſet, die in Frankreich aus Fränkiſcher Zeit blieben. Tacitus erzählt uns in ſeinem Buche über Deutſchland (Kap. 13.): „Oeffentliche ſowohl, als Angelegenheiten der Einzelnen, unternehmen ſie nicht anders, als gewaffnet. Es iſt aber nicht Sitte, die Waffen eher anzulegen, als bis die ganze Ortſchaft es genehmigt hat. Alsdann ſchmückt entweder der Vornehmſte oder der Vater, oder ſonſt ein Verwandter den Jüngling vor öffentlicher Ver-

ſammlung mit Schild und Lanze. Dieß iſt ihre Toga: das erſte Ehrenzeichen des Jünglings. Zuvor gehörte er dem Hauſe; nunmehr dem gemeinen Weſen.“ Eben ſo erzählt Paul Warnefried (de gestis Longobardorum L. I. c. 23.), daß der Longobardiſche König Audoin nicht eher ſeinen eigenen Prinzen mit an ſeiner Tafel wollte ſpeiſen laſſen, als bis ihn ein ausländiſcher König wehrhaft gemacht hatte.

Dieſer altdeutſche Gebrauch lag bei der ſpäteren Sitte der Wehrhaftmachung der Jünglinge unſtreitig zum Grunde, doch wandelte er ſich in der Folge beim Ritterweſen in Deutſchland um. Je ſtrenger die Erziehung der Kinder und Knaben war, je feſter die Aufſicht, unter der ſie gehalten wurden, je mehr mußte der Schritt, welcher ihnen Selbſtändigkeit gab, an alles das erinnern, was nun hinter ihnen lag und ihre nunmehrige Freiheit andeuten. Vor der Feierlichkeit der Wehrhaftmachung mußte er daher in Gegenwart des ganzen Hofes, oder bei geringern Rittern im Beiſein der ganzen Hausgenoſſenſchaft, nochmals das Amt eines Edelknaben, durch allerhand beſchwerliche Geſchäfte und Aufwartungen, verrichten, ſich auch manche unangenehme Behandlung gefallen laſſen, deren Beſchluß eine Ohrfeige machte. Sie war als ein Zeichen anzuſehen, daß er ſich manche unangenehme Behandlung habe früher gefallen laſſen müſſen, auch wohl Schläge erduldet habe, dieſes ſei aber die letzte Ohrfeige, die er ſich dürfe gefallen laſſen. Indeſſen iſt es unläugbar ein Zeichen von Rohheit, wenn ein wichtiger Lebensabſchnitt durch an und für ſich entehrende Handlungen begleitet wird, aber dies fiel jener Zeit nicht auf; denn es war eine Einrichtung im Geiſte jener Zeit, der in Derbheit und Strenge weit von dem unſerer Tage abwich. Wir finden ſolche Gebräuche und Sitten, nur noch breiter und weiter ausgeſponnen, nur noch entehrender und derber, in den Zünften wieder, die aus jener Zeit entſpro-

sen, erst in dem neuern alles vertilgenden Zeitabschnitte ihre Zerstörung fanden. Der Lernling, welcher aus dem Lernstande entlassen und Geselle ward, mußte sich vor seiner Freimachung, wie es genannt ward, auch noch solche entehrende Arbeiten und Behandlung gefallen lassen, bis auch er als der Lehre entlassener Geselle zu einem freien Manne erklärt ward. Solche kleine Züge von einer gewissen Art von Freilassung zeigen sich in mehrerm, was bis auf die neuern Zeiten noch gekommen ist. Der Jüngling und Knappe war nun durch die Ohrfeige zwar von allen entehrenden Strafen der Jugend befreit, aber aus den etwaigen Schwertstreichen erzürnter Herren und Ritter war er noch nicht entronnen, davon befreiete ihn erst der Ritterschlag, als der letzte Schlag, der den nunmehr ganz freien Mann treffen konnte. Beide Gebräuche stehen in Verbindung und wie der Lebensabschnitt geehrter war, so waren es auch die Zeichen, wodurch das Uebergehen aus dem einen in den andern angedeutet wurde.

Die so entlassenen Jünglinge erhielten im Deutschen den Namen Knappen, Knechte, Schildträger, Wappener; Benennungen, welche ihre Beschäftigung zum Theil bezeichnen. Im Lateinischen nannte man einen solchen: famulus oder armiger; im Französischen heißen sie Ecuyer. Indem man bloß die Beschäftigung des Knappen im Auge hatte, der bestimmt war, allenthalben seinem Herrn zu folgen, gleichsam der Schatten seines Herrn zu sein, hat man das Wort Ecuyer auch für andere bildliche Bedeutungen genommen, aus denen wieder erklärend hervorgeht, wie innig das Verhältniß des Ritters und seines Knappen war. So heißt im Französischen Ecuyer ein Sprößling, der am Weinstamme hervortreibt, und die Jäger nennen Ecuyer einen jungen Hirsch, der einem alten Hirsch nachfolgt

und ihn begleitet. Besonders diese letztere Bedeutung entspricht dem Verhältnisse des Ritters und des Knappen ganz.

Die Knappen wurden unter verschiedene Benennungen eingetheilt, besonders an großen Höfen, wo ein ritterlicher König oder Fürst zu bedienen war, je nachdem ihre Beschäftigungen waren. Der Leibknappe hatte die persönliche Bedienung des Herrn oder dessen Gemahlin. Gewöhnlich stieg er zu dem andern nach und nach empor. Der Kammerjunker, Kammerknappe oder Kämmerer, (Chambellan im Französischen) verwahrte das Gold und Silber seines Herrn. Außerdem waren: der Vorschneider, der Stalljunker oder Stallmeister, der Flaschenbewahrer. Dieser, Bouteiller im Französischen, Buticularius, Butiglarius im mittlern Latein genannt, von Butta oder Buza, deutsch Butte, ein Faß oder Weingefäß, hatte die Aufsicht über den Weinkeller.

Daraus entstanden in der Folge Reichserbämter; am Braunschweig-Lüneburgschen Hofe war z. B. das Erbpötkeramt oder Erbputkeramt, von Pot, Niederdeutsch umgedreht für Top, Topf. Der Oberflaschenbewahrer des Königs von Frankreich (Grand-Bouteiller de France) war einer der Vornehmsten im Staate. Er hatte das Recht, sich des königlichen Weinkellers zu bedienen, und die Wirthshäuser im Königreiche standen unter seiner Aufsicht. Aus dieser Stelle entstand späterhin die Oberkellermeisterstelle, doch mit geringern Vorrechten. In dem weinreichen Frankreich mußte man oft in die Erde Zisternen mauern, um darin den Wein zu bewahren. Hieraus wurde er in lederne Flaschen, Schläuche gefüllt, welche die Diener hinter ihren Herren hertrugen und an ihre Sättel hingen. Diese Sitte hat Cervantes sehr erheiternd in seinem herrlichen Don Quixote benutzt, wie Sancho Pansa auf seinem Esel hinter seinem Ritter herzieht und den Weinschlauch seines Herrn

einmal über das andere brünstig umarmt, während der liebende Ritter nach seiner Dulcinea seufzet. Diese Weinschläuche wurden auch mit in die Vorrechte verleihenden Urkunden aufgenommen. So legte eine Verordnung aus dem dreizehnten Jahrhundert den Lohgerbern von Amiens auf, zwei große Felle zu Weinen für die bischöflichen Vasallen, wenn ein Aufgebot an sie erginge, zu liefern. Auch sollten die Schlächter Fett zum Einschmieren der Schläuche hergeben, damit der Wein nicht verderbe.

Der Junker Mundschenk (échanson im Franz.) war nicht immer eine Person mit dem Flaschenbewahrer, sondern zwei verschiedene bekleideten jeder eins dieser Aemter. Der Junker Speisemeister, der Brodspenner oder Truchseß. So in Frankreich; in Deutschland nur zum Theil, indem diese Verrichtungen meist den Ministerialen, oder den Hofdienstmännern übertragen waren, und deren Ueberbleibsel sind noch die Erbhofämter und andere Hofbedienungen.

Der Knappenstand näherte die Jünglinge noch mehr der Person ihres Gebieters und seiner Gemahlin; ein vertrauterer und freierer Zutritt war ihnen verstattet, wie sie denn besonders das An- und Auskleiden der Ritter besorgen mußten. Sie bewarben sich daher um die Gunst ihres Herrn, suchten den vornehmen Gästen und anderen Personen des Hofes zu gefallen, und bestrebten sich, den Rittern und Knappen, die ihren Herrn besuchten, alle erforderliche Ehrenbezeugungen zu erweisen. In dem Umgange mit den Rittern hatten sie immer Vorbild und Anleit zu aller ritterlicher Zierlichkeit. Besonders war es den Knappen, welche das Amt eines Vorschneiders an den Tafeln bekleideten, mehr erlaubt, auch beim Mahle in der Nähe ihres Herrn und seiner Gäste zu bleiben, und dieses Amt verrichteten daher oft in den vornehmsten Häusern die Söhne des Hauses.

Joinville, der Geschichtschreiber Ludwig des Heiligen, als er den prächtigen Hof dieses Königs bei seinem Aufenthalt zu Saumür in Anjou beschreibt, redet von neuen Rittern, die an der Tafel des Königs zugegen waren, und setzt hinzu: An einer andern Tafel vor dem Könige speiſete der König von Navarra, der sehr kostbar in Gold gekleidet war, vor welchem ich die Speiſen vorschnitt. (Einige Zeilen später führt er an, daß er damals nur noch Knappe war, „noch keinen Harniſch angelegt hatte.") Andere Knappen sorgten wieder für Zubereitung der Tafel und reichten das Waſſer zum Waſchen dar, eine Sitte, von der wir in der Folge sprechen werden; nur eine Stelle aus einem Altfranzöſiſchen Gedicht (de la mâle Dame) iſt hier anzuführen, woraus hervorgeht, daß auch die Knappen dies Geſchäft zu beſorgen hatten: „Die reitzende Königin ſpeiſete. Die Tafel war mit vielen koſtbaren Speiſen, mit viel gutem Wein und gutem Klaret beſetzt. Viel Ehre erwies man der Königin; nach dem Eſſen unterredete man ſich und dann wurde von den Knappen Waſſer zum Waſchen umhergereicht." Die Knappen reichten beſonders auch alle die Speiſen und vorzüglich die Getränke herum, welche wir in der Folge in der Darlegung des ritterlichen Lebens werden kennen lernen. Am Schluſſe der Feſtlichkeiten reichten ſie den Schlafwein, der immer vor dem Zubettegehn genommen ward, und dann begleiteten ſie die fremden Gäſte in die Zimmer, welche für ſie zubereitet waren.

Bei der Beſtimmung der Ritter: zu Roſſe zu kämpfen, war auch eine fleißige Beſorgung und Abrichtung der Pferde nothwendig, und dieſe Geſchäfte, beſonders die letztgenannten, gehörten wieder zu den Obliegenheiten der Knappen. Diejenigen, welche dazu geſchickt waren, richteten die Pferde zu allen Leibesübungen und Wendungen ab, und hatten wieder jüngere

Knappen unter sich, welchen sie Unterricht in dieser Kunst ertheilten. Dann waren die Knappen aber auch wieder Leiter des Unterrichtes der Junker und Edelknaben, wie z. B. der berühmte Ritter Bayard in seiner frühern Jugend von dem Herzoge von Savoyen einem Knappen anvertrauet ward, welcher die Aufsicht über seinen Unterricht führen mußte. Dieses ganze Leben war so ein stufenweises Erziehen; ein jeder war Lehrender und Lernender, und um desto wirksamer waren Lehren und Lernen.

Ein oder mehrere Knappen waren wieder bestimmt, die Waffen ihrer Herrn stets geputzt und für den Augenblick, in welchem sie gebraucht werden sollten, bereit zu halten. Diese einzelnen Beschäftigungen lösten sich aber alle in die allgemeinen des Kampfes und Krieges auf, wenn der Ritter in den Krieg zu ziehen genöthigt war.

Sobald der Ritter sich zu Pferde setzen wollte, mußten die Knappen ihn bedienen und ihm den Steigebügel halten. Ein liebliches Beispiel von Anhänglichkeit und Unterwürfigkeit eines Mädchens, welche diesen Knappendienst für ihren Geliebten übernahm, enthält das schon angeführte Gedicht von Flos und Blankflos (V. 1341.). Als Flos von seinem Vater genöthigt wird, seine geliebte Blankflos zu verlassen, wobei ihnen doch vorgespiegelt wurde, Blankflos solle ihm folgen, so nimmt er einen innigen und zärtlichen Abschied von seiner Geliebten. „Da folgete sie an die Stelle, da die Gefährten auf ihn warteten. Er fand mit guten Geleiten einen Zelter dastehen; und als er zu ihm kam und den Zaum ergriff, so hielt Blankflos den Stegereif (Steigebügel) so lange, bis er auf saß. Da ward ihr Gewand ganz naß von dem Weinen, das sie herging, als der Jüngling von ihr schied.“

Andere Knappen hatten die verschiedenen Arten seiner Rüstung ihm schon zuvor herbeigebracht und ihm angelegt, als: Armbleche, Panzerhandschuh, Helm, Schild u. s. w. Waffen, die wir alle weiter unten genauer werden kennen lernen. Im Felde ritt der Knappe, wie sein Ritter, ein leicht schreitendes und bequemes Pferd, doch mußte es ein Hengst, kräftig, von starken Knochen und zu Kriegesübungen abgerichtet sein. Die großen Renn- und Streit-Rosse, welche die Ritter in den Gefechten gebrauchten, wurden bis zum Kampfe von den Knappen an der rechten Hand geführt, weshalb sie den Namen Handpferde (im Französischen Destriers), welches also Streitrosse waren, erhielten. Daß die Knappen die Streitrosse führten, geht aus vielen Stellen der Dichter hervor, eben so, daß sie auch seine anderen Waffen zu tragen hatten, wenn er keines Kampfes gewärtig war. Dies mögen einige Stellen aus dem Französischen Gedichte von Lancelot du Lac (Lancelot vom See) beweisen, lautend: „Man sieht Herrn Gauvain (in deutschen Gedichten heißt er Gawan und ist der bereits angeführte tapfere Neffe des Königs Artus) mit zwei Knappen kommen, wovon der eine dessen Streitroß (destrier) an der rechten Hand führte und sein Schwert trug, der andere seinen Helm und Schild brachte." — Als er in den Wald hineinging, begegneten ihm vier Knappen, die mit ihrer rechten Hand vier weiße Streitrosse führten." — „Hierauf begegnete ihm ein Junker, welcher einen guten schnellaufenden Hengst ritt und mit seiner rechten Hand ein schwarzes Handroß führte."

So wie die Knappen auf der Reise und auf friedlichen Zügen, wenn noch kein Feind erwartet wurde, die Waffen ihres Herrn tragen mußten, eben so war es ihre Pflicht, dieselben zu halten, wenn der Ritter sie ablegte, um in die Kirche zu gehen, oder sonst ein vornehmes und ihm ehrwürdiges Haus zu betreten.

Dies Waffenablegen fand indeſſen nur in ſehr ſeltenen Fällen ſtatt, es iſt immer eine ſeltene Ausnahme. Indem der Ritter nichts mehr ehrte, als ſeine ganze Waffenrüſtung, konnte er wohl dem, welchen er beſuchen wollte, oder dem, welchem er ſeine Ehrerbietung zu bezeigen gedachte, ja ſelbſt Gott, nicht höhere Verehrung beweiſen, als wenn er in ſeinem höchſten Schmucke, in voller Rüſtung vor ihm erſchien. Die Stelle, welche in der Franzöſiſchen Geſchichte des Gérard de Rouaillon vorkommt, iſt daher als eine Ausnahme zu betrachten. Sie lautet: „Peter von Monrabey, als er an dem Schloſſe zu Rouſillon ankommt, geht über die erſte Brücke in das Schloß. Unter dem Schwibbogen des Thurms gingen die Ritter herum; er übergiebt ſein Schwert ſeinem Knappen und geht darauf in die Kirche, ſeine Andacht zu verrichten."

Wenn die Ritterſchaar, in einer Reihe vorreitend, zum Kampfe ging, ſo bildeten die Knappen die zweite hinter ihr reitende Reihe. Anfangs müßige Zuſchauer des Kampfes, wodurch ihr Auge geöffnet wurde, ein Kampffeld zu überſchauen und den Angriff abzuwehren, wurden ſie in Thätigkeit geſetzt, ſobald die Reihe ihrer Ritter mit der feindlichen, Lanzen ſtoßend und brechend, zuſammentraf. Wer durch die Lanze niedergeſtochen ward, raffte ſich wieder auf, um mit Streitart, Schwert und Streitkolben einen Fußkampf zu beginnen. Jeder Knappe mußte daher die Bewegungen ſeines Herrn beobachten, um ihm friſche Waffen zu reichen, ihm wieder auf das Streitroß zu helfen, ein ſcheu gewordenes Roß, deſſen Ritter niedergeſtochen war, wieder zu fangen, ſeinem Ritter ein friſch muthiges Pferd zuzuführen. Auch dienten ſie dazu, gefährliche Stiche und Streiche, als Kampfgehülfen, doch nur als vertheidigende, nicht als angreifende, von ihren Herren abzulenken. Dann wurden aber auch von den Rittern die Gefangenen den Knappen

zur Verwahrung übergeben. In dem Französischen alten Werke Guillaume le Breton heißt es: „mit nicht geringerm Muthe unterhalten die übrigen Gefährten das Gefecht; sie schlagen ihre Feinde zu Boden und übergeben dieselben ihren Waffenträgern, um ihnen Fesseln anzulegen."

Durch die That ward eines Theils dem Knappen der lehrreichste Unterricht ertheilt, andern Theils bekam er Gelegenheit, seine eigenen Kräfte zu versuchen und zu erfahren, ob er Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Art selbst zu übernehmen fähig wäre. Die schwache und noch unerfahrene Jugend durfte nicht die drückende Last des Krieges tragen, ohne längst vorher versucht zu haben, ob ihr auch Kräfte und Geschick dazu innwohnten. Langjährige Proben von Gehorsam und Unterwürfigkeit bereiteten den, welcher einst befehlen sollte, vor, in seinem künftigen Stande Lehre und Beispiel zu geben; denn es ist ein altes, durchaus bewährtes und wahres Sprichwort, daß nur derjenige, welcher zu gehorchen versteht, einst zweckmäßig befehlen kann, und daß Folge und Gehorsam im bürgerlichen Leben nie aus den Augen gesetzt werden dürfen, wenn nicht das ganze Verhältniß aller Einwohner eines Staats einen unheilbaren Schaden erleiden soll.

Langsam und stufenweise gingen die Vorbereitungen zum Ritterleben; nicht schnell trat der Knappe aus dem unkriegerischen Dienste in das gefahrvolle Leben; alle mußten sehen und lernen, nach und nach sich an die Gefahren, Lasten und Mühen des ritterlichen Lebens gewöhnen. Die Höfe und Schlösser waren Schulen, wo man unermüdet mit der Bildung der jungen Krieger, die man zum Dienste und zur Vertheidigung des Staats bestimmte, beschäftigt war. Mühsame Spiele, wo der Körper die in dem Kampfe erforderliche Gelenksamkeit, Stärke und Geschwindigkeit erhielt, Ringrennen, zu Pferde und mit Lanzen,

hatten ihn lange vorher zu Turnieren, die indeſſen auch nur ſchwache Bilder des wirklichen Krieges waren, abgerichtet. Die Frauen, deren Gegenwart die, welche ſich hier auszeichnen wollten, anfeuerte, machten ſich ein edles Vergnügen daraus, dieſen Spielen beizuwohnen. Welcher Maſſe von Uebungen ſich die Knappen unterwarfen, geht aus der Lebensbeſchreibung eines alten Franzöſiſchen Ritters des funfzehnten Jahrhunderts, Boucicaut, hervor, worin es heißt: „Jetzt machte Boucicaut einen Verſuch, in voller Rüſtung auf ein Pferd zu ſpringen; dann lief oder ging er lange zu Fuß, um ſich einen langen Athem anzugewöhnen und Beſchwerlichkeiten lange auszuhalten zu lernen; ein andermal ſchlug er heftig mit einem Hammer oder einer Axt auf große Stücken. Um ſich an die Rüſtung zu gewöhnen und ſeine Hände und Arme zu einer leichten und anhaltenden Bewegung abzuhärten, machte er in völliger Rüſtung, den Helm ausgenommen, allerlei Sprünge, und wenn er tanzte, ſo that er es in einem Panzerhemde von Stahl; er ſprang, ohne Hülfe eines Steigbügels, völlig geharniſcht auf ein Pferd. Einem großen, auf einem hohen Pferde ſitzenden Manne ſprang er, ohne weitere Hülfe, von hinten mit aus einander geſperrten Beinen auf die Schultern, indem er denſelben an der einen Hand am Ermel anfaßte. — Eine Hand auf den Sattelknopf eines großen Roſſes und die andere zwiſchen die Ohren deſſelben legend, ergriff er daſſelbe bei der Mähne, auf ebener Erde, und ſprang zwiſchen ſeinen Armen hindurch auf die andere Seite des Pferdes. Standen zwei mit Kalk überzogene Mauern eine Elle weit von einander ab, und hatten ſie die Höhe eines Thurmes, ſo kletterte er mit Hülfe ſeiner Arme und Beine bis auf die größte Höhe derſelben, ohne weder beim Herauf- noch beim Hinabſteigen zu fallen. Eben ſo ſtieg er umgekehrt auf einer gegen eine Mauer gelehnten Leiter, bis

oben hinauf, ohne dieſelbe mit den Füßen zu berühren, ſondern indem er bloß mit beiden Händen zugleich von Sproſſe zu Sproſſe ſprang, mit einem ſtählernen Panzerhemde bewaffnet; und wenn er dieß ablegte, erhob er ſich, nur mit Hülfe einer Hand, mehrere Sproſſen hoch. War er zu Hauſe, ſo übte er ſich mit den übrigen Knappen im Lanzenwerfen und in andern Kriegsvorbereitungen, damit er auch da nicht in Ruhe ſein möchte."

Damit nun aber die väterliche Liebe nicht vielleicht den eigenen Sohn zu ſehr ſchone, war es gewöhnlich, daß der Ritter ſeinen Sohn zu einem andern Ritter in das Haus gab, damit er dort die Verrichtungen eines Knappen lerne. So ſagt das altfranzöſiſche Werk l'Ordre de Chevalerie: „und es gebührt ſich, daß der Sohn eines Ritters, ſo lange er Knappe iſt, mit den Pferden umzugehen wiſſe, daß er vorher diene, und eher Unterthan als Herr ſei; außerdem würde er, wenn er einſt Ritter wäre, die Vorzüge ſeiner Herrſchaft nicht erkennen: und um deswillen muß jeder Ritter ſeinen Sohn in den Dienſt eines andern Ritters geben, damit er in ſeinen jungen Jahren bei Tafel vorſchneiden und vorlegen und einen Ritter ankleiden und bewaffnen lerne. So wie einer, der ein Schneider oder Zimmermann werden will, einen Meiſter dieſes Handwerks haben muß, eben ſo gebührt es ſich auch, daß jeder Edelmann, welcher den Ritterſtand liebt und einſt ein braver Ritter ſein und werden will, vorerſt einen Meiſter hat, der ſelbſt Ritter iſt." Hier entſchied nun nicht höherer Rang des Ritters, ſondern nur ritterlicher Ruhm und ritterliche Ausbildung; denn der Sohn eines Ritters von höherem Adel ſcheute ſich nicht, der Knappe eines Ritters von niederem Adel zu werden.

Euſtach Deſchamps, ein alter franzöſiſcher Dichter, deſſen Werke noch nicht gedruckt ſind, ſpricht ſo von der ſtufen-

weisen Ausbildung der jungen Leute, ehe sie zum Ritterthum gelangen: „Die jungen Leute traten in den Stand der Persevanten *); sie trugen die Lanzen und Helme der Ritter, lernten reiten, und sahen der dreifachen Beschäftigung des kriegerischen Adels zu. Hierauf wurden sie Waffenträger, warteten bei Tafel und allenthalben auf, und nahmen sehr gerne den Mantelsack ihres Herrn hinter sich auf das Pferd. So machten es damals auch die Knappen, die in der Küche halfen. Nach diesem wurden sie Krieger und versuchten ihre Tapferkeit acht bis zehen Jahre lang. Sie machten grose Reisen, und wurden endlich edelmüthige, tapfere, berühmte und hurtige Ritter; sie ehrten die Fremden. Aus Bescheidenheit begnügten sie sich mit Kampfrennen; hernach turnierten sie. Dieses machte sie beliebt; sie ehrten die Frauen, die sie wegen ihrer Vorzüge liebten; sie waren kühn und stolz gegen ihre Feinde und gegen ihre Freunde gefällig."

Erst wieder nach einem siebenjährigen Abschnitte, im ein und zwanzigsten Lebensjahre konnten junge Leute, nach so vielen Proben, zur Ritterwürde gelassen werden. Diese Regel ward indessen nicht immer genau beobachtet, wie denn überhaupt die höheren Standesverhältnisse oder auch bisweilen persönliche Lage die angegebenen Gränzen verrückten, doch waren sie als Grundlage angenommen. In Frankreich wurden schon oftmals die

*) Diese Persevanten (Poursuivans, Folger, Latein. Prosecutore armorum) waren vorzüglich bei den Turnieren gebraucht, und eine eigene Abtheilung der Turnierbeamten, die Abschnitt 2. Abtheilung 4. näher betrachtet werden sollen. Sie waren dabei Gehülfen und Lehrlinge der Herolde, um die Wappen der Ritter zu prüfen, Stille zu gebieten, wenn die Herolde etwas ausrufen sollten u. s. w.

Prinzen in der Wiege zu Rittern gemacht, besonders in der Zeit es bereits verfallenden Ritterthums. Aber auch andere große Vorzüge, besonders Leibesstärke und Geschicklichkeit, erlaubten ine Ausnahme. So ward z. B. im Jahre 1060 an Foulques, Grafen von Anjou, die Ritterwürde in seinem 17ten Jahre on seinem Oheim Gottfried ertheilt, und Rittergeschichten efern uns Beispiele von Verleihung der Ritterwürde im 14ten nd 15ten Jahre.

Einzelne Beispiele kommen aber auch vor, daß die Erlan- ung der Ritterwürde bis in spätere Jahre verschoben ward. So hm z. B. der Graf v. Toulouse im Jahre 1235 erst in sei- em funfzigsten Jahre die Ritterwürde zu Hagenau vom Kaiser riedrich II. an. Er that dies darum so spät, da in seinem tamme das Vorurtheil herrschte, daß keiner daraus als Ritter nge am Leben bleiben könne. Auch in diesem Alter würde er noch nicht angenommen haben, wenn ihm nicht seine beiden chwiegersöhne, die Könige von Frankreich und England, des- lb sehr angelegen hätten, weil sie es für unschicklich hielten, en Schwiegervater zu haben, der die Ritterwürde noch nicht halten hatte. Andere Umstände traten außerdem hinzu, wel- e diese Feierlichkeit oft weiter hinausschoben, ja oft sie gar cht zur Ausführung brachten. So hielt manchen der Auf- and zurück, der mit der Ritterwürde verbunden war; ein Ge- issenhafter fand es oft bedenklich, schon die großen Verpflich- ngen zu übernehmen, welche die Ertheilung der Ritterwürde mit führte. Zuweilen hegten Einige so große Verehrung und An- nglichkeit gegen einen Großen oder einen andern Ritter, daß nur durch seine Hand die Ritterwürde zu erlangen wünsch- n; oder man wartete auch Umstände ab, die geschickt waren, e Ehre der Ritterwürde, welche man erlangte, noch mehr zu höhen, z. B. Schlachten und einzelne andere Kämpfe. Dann

waren auch Einige, die sich des Ritterschwerdtes für unwürdig hielten, so lange sie nicht mit den Waffen in die Länder der Ungläubigen sich begeben hatten, in der Absicht, die Ritterwürde entweder vor oder nach einer Schlacht zu erlangen, und um an ein großes und wichtiges Ereigniß im Kampfe für Gottes Ehre, die Erlangung des höchsten Zieles ihres Lebens zu knüpfen.

Dies wären nun ungefähr die Grundzüge des Zeitraums, welchen der Ritterbürtige als Jüngling verlebte, nach allgemeinen Sätzen entworfen, die hin und wieder, wie schon bemerkt, wohl ihre Ausnahme fanden, in der Regel aber fest und unverbrüchlich gehalten wurden. Die dazu gelieferten Belege, wie auch die Uebersicht des Ganzen, sind bis jetzt von mir aus der Französischen Ritterwelt genommen worden, die, da sie ein völlig ausgebildetes Ganzes war, am besten als Grundlage der Betrachtung der Ritterzeit angenommen werden kann; jetzt wende ich mich, wie bereits bei den vorigen Abtheilungen geschehen, zu den Belegen, welche uns das deutsche Ritterthum giebt, von dem ich nur einzelne wenige Züge gelegentlich bemerkte, woraus sich das etwa Abweichende am klarsten ergeben wird.

Ulrich von Lichtenstein spricht leider über seine Jugend nur kurz, indem er, nach der Erzählung, wie er einer geliebten Frau als Edelknabe gedient, was ich oben anführte, sagt: „Man gab mich einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, der hieß Markgraf Heinrich von Oesterreich. Der diente den Frauen mit rechter Treue, und sprach wohl von ihnen, wie ein Ritter soll; er war milde, kühn und hochgemuth, weise mit den Weisen, und dumm mit den Dummen, er litt Ungemach um Ehre und sein Mund sprach kein böses Wort; allen seinen Freunden war er bieder und getreu und Gott minnete er

von Herzen. Dieſer werthe Herr ſagte mir: wer würdiglich leben wollte, der müſſe ſich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte mich viel von ſeiner ſüßen Tugend, er lehrte mich ſprechen über die Weib, auf Roſſen reiten und in Briefen ſüße Worte dichten. Er ſagte: Dadurch würde ein junger Mann getheuert, wenn er ſüß über die Weib ſprechen könnte; denn nie, ſagte er, kann es dir bei guten Weiben gelingen, wenn dein Sinn auf Schmeicheln und Lügen ſteht. Hätt' ich alles mit Werken erfüllt, was er mir ſagte, ſo wäre ich werther geworden, als ich bin. — Indeſſen lag mein Vater todt. Da mußte ich heim, wie ſo mancher, dem ſeine Vordern Gut laſſen. Mein Herr gab mir Urlaub und ich ritt gen Lichtenſtein in das Steierland. Hier fand ich viel Turnirens von Knechten, die dadurch die Ritterſchaft lernten. Ich unterwand mich deſſen, auch um meine liebe Fraue und dachte: wenn ich ihr will zu Dienſten ſein, ſo muß es durch Ritterſchaft geſchehen, unter Helm muß ich Preis erjagen. So fuhr ich turniren in Knechtes Weiſ', um es zu erlernen, zwei Jahr." Wir ſehen hieraus, daß auch die Knappen Kampfſpiele anſtellten, um ſich in Handhabung der Waffen zu üben, ja daß ſie wie die Ritter umherzogen, um dieſe Uebungen anzuſtellen, auch wenn ſie nicht mehr im Gefolge eines Ritters waren. Sogleich darauf erzählt uns Ulrich: er ſei Ritter geworden. Zählen wir die Jahre, welche er angiebt, zuſammen, zwölf Jahre, da er Edelknabe ward, fünf Jahre Edelknabe, vielleicht ein Jahr bei Heinrich von Oeſterreich, und dann ſeine dreijährige Umfahrt als Knappe, ſo kommt wieder die Zahl von ein und zwanzig heraus, als Ulrich von Lichtenſtein die Ritterwürde erlangte.

Wie Triſtan als Knabe gelebt, iſt ſchon oben erzählt worden. Aus der Beſchreibung ſeines Knappenlebens läßt ſich

aus dem Gedicht nur wenig schöpfen. Er erzählt bloß: „Daß, wie er sein vierzehntes Jahr erreichte, ihn der Marschall heim nahm

Und hieß ihn zu allen Zeiten
Fahren und Reiten,
Erkennen Leute und auch Land,
Durch daß ihm recht würde erkannt,
Wie des Landes Sitte wäre.

Dies that er so löblich, daß in dem ganzen Reiche kein Kind so tugendlich lebte, als Tristan. Alle Welt trug ihm Freundes Augen und holden Sinn, wie man dem billig thut, dessen Gemüth zu nichts, als zu Tugenden steht und der allen Untugenden abgesagt hat.“ Als ihn die Norwegischen Kaufleute seinem Vater entführen, erfahren wir auch, daß er im Schachspiel gewandt und tüchtig war, und daß er liebliche Weisen zu singen wußte. Als er darauf von den Kaufleuten, die im Meersturme, wegen der begangenen Sünde der Entführung, das Gelübde thun, ihn wieder ans Land zu bringen, im Reiche seines, ihm unbekannten Oheim Mark ausgesetzt wird, da zeigt der Jüngling noch eine neue Kenntniß, welche lehrt, daß auch dieser sich die Knappen widmen mußten: er belehrt die Jäger seines Oheims über manche Jagdvortheile und zeigt besonders in einer jägermäßigen und geschickten Zerlegung eines Hirsches eine große Fertigkeit. Es ist gewiß, daß besondere Knappen zur Jagd angeleitet wurden, und was darüber etwa hier beizubringen ist, werde ich im zweiten Abschnitte, im Ritterleben, wenn wir auf die Vergnügungen der Jagd kommen, zusammenfassen. Als das Jagdgesinde von der Jagd heim reitet, zeigt Tristan eine neue Fertigkeit, indem er auf einem Jagdhörnlein bläst und so liebliche und anmuthige Töne hervorlockt, daß alles Burggesinde zusammenläuf und die übrigen Jäger mit ihren

Hörnern dem lieblichen Getöne nicht zu folgen vermögen. Wenn auch die Erzählung im Triſtan, wie er die Harfe mit einem dazu beſtimmten Werkzeuge (pleedrun nennt es das alte deutſche Gedicht und es iſt das Plectrum der Alten gemeint) ſchlägt und dazu, zur Bewunderung des Hofes, in Brittiſcher und Gäliſcher Sprache, Franzöſiſch und Latein ſingt, ſo iſt dieſe Nachricht zwar in dem Altfranzöſiſchen Gedicht und noch weiter in dem Altſchottiſchen oder Walliſiſchen Gedicht, als ihrem Urſprunge zu ſuchen, aber ſie iſt wenigſtens auch deutſam für uns, daß auch in Deutſchland Sang und Spiel bei Edelknaben und Rittern nichts Ungewöhnliches geweſen iſt. So iſt auch Triſtan in Sprachen noch weiter ausgezeichnet, denn der Dichter ſpricht auch von ihm, daß er Norwegiſch, Irländiſch, Schottiſch und Däniſch, außer den ſchon genannten Sprachen, geredet habe. Hier verläßt uns nun die Geſchichte und das Meiſte fällt der Dichtung anheim, denn ſolche Edelknaben möchten wohl nirgend oder wenigſtens ſo überaus ſelten, wie auch Triſtan dem Hofe erſcheint, geweſen ſein. Ja, was noch mehr iſt, alles dies begiebt ſich ſchon, alle dieſe Kenntniſſe zeigt er ſchon, als er noch ein Kind von vierzehn Jahren iſt: denn es heißt:

All' die Welt die höre her!
Ein vierzehn jährig Kind
Kann all' die Liſte die da ſind.

Alſo ſchon beim Antritte ſeiner Knappenzeit hatte Triſtan die Fertigkeiten erreicht, welche andere am Ende ihrer Knappenzeit als unerreichbar anſehen mußten. Wir haben oben geſehen, daß den Knappen beſtimmte Aemter zur Verwaltung gegeben wurden; davon findet ſich auch ein Beiſpiel im Triſtan, indem König Mark zu ihm ſagt:

Sieh', mein Pferd und meine Sporn,
Mein' Armbruſt und ein gülden Horn,
Geſelle, das befehle ich dir,
Deß unterwind' dich, das pfleg' mir.

Auch mit Triſtan wird eine Ausnahme gemacht, indem er ſchon, da er aller Vollkommenheiten ſo voll iſt, im achtzehnten Jahre ſeines Alters zum Ritter gemacht wird; denn alle Ritter ſagen:

Triſtan hat Kraft genug
Und iſt ein wohlgewachſen Mann.

Als Wigolais, von dem ich ſchon einmal ſprach, ſein Alter von ein und zwanzig Jahren erlangt hat, da verläßt er den Hof ſeiner Mutter, um ſeinen Vater, den er nicht gekannt hat, da derſelbe, durch Zauber, nicht in ſein verlaſſenes Land, das rund um von Felſen beſchloſſen iſt, zurückzukehren vermochte, aufzuſuchen. Die oben erwähnte Sitte, zu wünſchen, von einem berühmten Ritter, oder an einem großen weltbekannten Hofe zum Ritter geſchlagen zu werden, zeigt ſich auch in dieſem Gedichte, indem Wigolais zu Artus ſagt: „zum Herrn habe ich euch erkaren, wenn ihr mich behalten wollt. Mit meinen Dienſten wollte ich erwerben, was ich immer gewünſcht habe, ob ich der Ehre werth wäre, daß ich hier Ritter würde; denn in der Welt iſt kein Hof dem euren gleich.“ Artus iſt dazu bereit, und übergiebt ihn an Gawan, ſeinen Vater, den er nicht kennt, und der in ihm ſeinen Sohn nicht weiß. Dieſer preiſt ſeine Kenntniſſe und ſeine Mannheit: „dem Könige ward er ein geheimer Diener, und diente ſo gut, als es nur einer konnte alle Tage. Denen von der Tafelrunde war er allen wohl bereit, zu Turnieren er mit ihnen ritt, und wo man Mannheit beging, da verſäumt' er ſich nie, er war zuvorderſt in der Schaar. Alle mußten ſeiner wahrnehmen, denn ſeine Mannheit war ſehr

groß.“ Da verordnet denn Artus eine Feſtlichkeit, um ihn zum Ritter zu machen, wie wir in der Folge ſehen werden.

Wie Parzifal, entfernt von aller Kenntniß ritterlichen Lebens aufwuchs, habe ich bereits oben mitgetheilt. Das Erblicken von ein paar gerüſteten Rittern entflammt ihn, auch er will in Kampf und Streit hinausziehen. Die klagende Herzeloide beſchließt daher, ihn ſo zu kleiden, daß er, bald des Geſpötte der Ritter und Knappen, in kurzem zurückzukehren gezwungen ſei. Sie ſchneidet ihm daher aus einem Sacktuche Hemde und Beinkleider bis zur Mitte des Beines, beides aus einem Stück, welche Tracht für Narrenkleidung erkannt ward. Eine Gugel, das iſt eine Kappe, war oben daran; von einem friſchen rauhen Kalbfell wurden ihm zwei Stiefeln geſchnitten. Seine Waffen ſind allein ſein Köcher mit Pfeilen und ſein Gabilot, das iſt eine Art Wurfpfeil. Er ritt ein ſchwächliches Pferdchen und von Baſt war ſein Zaum. Darauf giebt ſie ihm folgende Lehre, meiſt denen der Ritterſchaft widerſprechend, um ſeine Thaten immer in Widerſtreit mit den Wünſchen ſeines Herzens, ein männlicher Ritter zu werden, zu ſetzen: „Auf ungebahnter Straße ſollſt du keine dunkeln Wege reiten, ſondern nur die, welche licht und lauter ſind.“ (Aber gerade ungebahnte Wege und finſtere Steige ſuchten die Ritter, da ſie vermuthen konnten, daß auf ihnen ſich Unbill verberge, oder ein einſamer Wanderer durch wilde Thiere in Noth gebracht würde.) „Wenn dich, — hier giebt ſie nun ihm wahrhafte Lehre — ein grauer weiſer Mann Sitte lehren will, wie er wohl im Stande iſt, ſo ſollſt du ihm folgen und ihm nicht widerſetzlich ſein. Wo du ein Ringlein und einen Gruß von einem guten Weibe erwerben magſt, das nimm, es büßt dir deinen Kummer; auch neige dich zu ihrem Kuſſe, und umfange feſt ihren Leib,

das giebt dir, wenn sie keusch ist und gut, hohen Muth und Glück.“ Lehren, die ihm, da er mit der Welt Lauf ganz unbekannt ist, in manches Abentheuer ziehen. — An Artus Hofe wird Parzifal mit scherzhaftem Spott empfangen und erschießt vor dem Hoflager den Ither v. Gahavies, welcher den Beinamen der rothe Ritter hatte. Der Knappe des Artus Iwänet kleidet ihn darauf in die Rüstung des Getödteten, giebt ihm den Speer in die Hand und unterrichtet ihn mit wenigen Worten, wie er sich behaben solle. So reitet Parzifal, ritterlich gekleidet und doch noch nicht Ritter, von dannen. Er kommt darauf zu Gurnemanz von Grahars, einem alten Ritter, der ihn sehr freundlich aufnimmt, ihm seine Thorenkleider, die er unter dem Panzer anbehalten hatte, ausziehen läßt, ritterliche Tracht ihm giebt und ihn dann in den Lehren des Ritterthums unterweiset, welche Unterweisungen auch hier, da sie auf das ganze Ritterleben Bezug haben, anzuführen sind.

„Seid nicht zu verschämt — sagt ihm Gurnemanz — sondern freimüthig und keck; erbarmet euch der Noth der Armen, besonders der Kummerhaften, die mit Schaam ringen und ihre Noth nicht sagen mögen. Seid, ihr mögt arm oder reich werden, gleich; denn wer zu viel verthut, der verräth kein rechtes Herren Gemüth, sammelt er aber einen großen Schatz, so ist ihm dies auch eine Unehre. Ihr sollt nicht zu viel fragen (diese Lehre, die Parzifal zu strenge beobachtete, machte ihn nachher auf mehrere Jahre lang sehr unglücklich.) Wer euch im Kampfe um Sicherheit bittet, habe er euch auch Herzeleid gethan, gewährt sie ihm.

Seid männlich und auch wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.

Und laßt euch lieb ſein die Weh,
Das theuert junges Mannes Leib;

anket keinen Tag an ihnen, das iſt rechter männlicher Sinn. Wollt ihr mit Unwahrheit Minne heucheln, ihr könnt viele betrügen, aber das laßt ferne von euch ſein. Wahre Minne hat trenges Gefühl gegen liſtige Kunſt, und wenn ihr daher das Mißfallen würdiger Minne euch zuzieht, ſo müßt ihr immer beſchämende Pein erleiden. Mann und Weib ſind eins, ſie blühen aus einem Kerne." Dies wären die Lebenslehren, die ſich meiſt um die Liebe und Achtung der Frauen drehen.

Nun kommt Gurnemanz zu den ſtreng ritterlichen Lehren, ſagend: „An mancher Wand habe ich den Schild beſſer hangen ſehen, als an eurem Halſe, als ihr zu mir geritten kamt." Damit verbindet er nun thätigen Unterricht, indem er ſich ein Roß bringen läßt, ſo wie an Parzifal, und mit Rittern und Knappen auf eine Pläne hinauszieht. Da zeigt er ihm nun, wie er das Roß im Trabe mit den Sporen und mit ſeinen Schenkeln auf der Rennbahn wenden ſolle, wie er den Schaft recht ſenken, und den Schild zur Tioſt, das iſt zum Lanzenſtoß, vor ſich nehmen müſſe. Drauf ließ er einen Ritter zum Bruch einer Lanze ihm entgegen kommen; da brachte der Jüngling ſeinen erſten Tioſt durch einen Schild (d. h. er ſtach eine Lanze durch einen Schild.) Einen neuen Schaft zur Hand nehmend, ſtach er einen zweiten ſtarken Ritter vom Roß auf den Acker und ſo noch fünfe, ſeine, ihm von ſeinem Vater ans Herz erbte, nicht durch viele Uebungen erworbene Männlichkeit zeigend. So hatte nun Parzifal ſeinen Beruf zum Ritter gezeigt, und er verläßt die Burg des Gurnemanz, zwar nicht als ein zum Ritter geſchlagener Kämpfer, doch als ritterlich geglaubigt, und zum Ritterwerk geeignet. Es iſt eine eigene Erſcheinung, daß Parzifal auf dieſe Art ins Ritterleben

übergeht, aber es mag wohl daher kommen, daß der Dichter seinen Held auf diese Weise noch theurer und höher zu machen strebte, daß er eine Ertheilung der Ritterwürde nicht erwähnt. Wie Parzifal, aus angeborner Tapferkeit und Tugend im Augenblicke alle Obliegenheiten und Thaten eines Ritters erfüllt, als er die Rüstung angelegt hat, und den Speer ergriffen, nur durch wenige Worte belehrt, so ist ihm gleichsam auch die Ritterwürde angeboren, und er bedarf nicht eines äußeren Zeichens, um von männiglich für einen wirklichen und ächten Ritter gehalten zu werden. Auch mag in dem hohen Adel der Geburt des Parzifal ein Grund liegen, warum man bei ihm die Feierlichkeit eines Ritterschlages unnöthig erachtet.

In Deutschland mag das Ritterwesen bald von seiner dichterischen, die Einbildungskraft erregenden Höhe, auf der es auch hier eine Zeit lang stand und sich längere Zeit in Frankreich erhielt, zerflossen sein, wenigstens finden wir schon in dem sittensprüchlichen Gedicht, dem Renner, welchen Hugo von Trimberg im Jahre 1300 vollendete, einen Abschnitt überschrieben: „von den Schyltknechten" in welchem die Knappen der damaligen Zeit schon in keinem erfreulichen Lichte erscheinen. Doch ist wohl hier nur von Knappen gesprochen, die immer auf dieser untern Stufe stehen blieben, die nie ihrer Geburt, ihren Thaten, ihrem Wandel nach, hoffen konnten, eine höhere Stelle einzunehmen, und, niemals Ritter werden sollten oder wollten. Dann aber auch sieht man daraus, wie nicht allein die Erziehung der Knappen strenge war, sondern wie sie ein mühvolles und hartseliges Leben durch Vernachläßigung und Schuld ihrer Herrn führen mußten. Der Renner sagt nun ungefähr so: „ Alle Aemter sind so gemacht, daß, wenn sie ihre Arbeit vollbracht haben, sie ihrer Gemächlichkeit sich hin geben und eine Weile der Ruhe pflegen.

Nun ist aber ein Leben hier auf Erden, dem nichts Gutes geschieht, das ist der Schildknecht Amt, die sieht man rauben und morden, ludern, fechten und sich mühen, ohne alle Gemächlichkeit mit Aengsten leben. Wenn man sie nun erst an die Feinde gehetzt hat, und sie dann an den Tisch setzt, so muß der, welcher Fuß, Bein, Hände und seine Seele in dem Streite wagte, oft gaffen und warten, ehe ihm Speise, Brod und Fleisch von unwürdigen Knechten werden möge. Dies Ungemach würde ihm schwer sein, wenn er in einem Kloster wäre, nun leidet er es, und weiß nicht warum, und auf ihn fällt der Welt und Gottes Haß. Mir ist erzählt worden: Ein Ritter saß einmal am Tische und aß; da traten drei seiner Knechte, mit ihren Waffen, wie es ihre Sitte ist, vor ihn. Der Herr sprach: „wo sind die andern?" Sie sprachen: man hat uns sehr gejagt, es sind unserer achte geblieben. — „Euch geschah ganz recht, sagte der Herr, wer hieß euch ohne meinen Befehl reiten." Seht, dieser große Verlust ward anders nicht, als nur so beklagt. Das ist ein Amt ohne alles Frommen und wer dasselbe erhält, der mag wohl von Noth sagen."

Sehr freudig, lehrreich und anmuthig verging das Jünglingsalter des Kaisers Maximilian I., wie es denn leicht war, daß in so hohem Stande sich noch die Anmuth und Regsamkeit früherer Zeit wieder erneuern konnte. Schon Jünglingsbeschäftigungen spielten in das Knabenalter Maximilians hinein, und der neue Zeitraum zeigt uns, wie vielfache Bildung er suchte. Eine kurze Darlegung derselben wird uns aber auch lehren, was die damalige Zeit als bildend verlangte, und aus dem Leben des Einzelnen und dessen Beschreibung wird der Blick auf das ganze Zeitalter geöffnet. „Der junge Weißkunig fragte in seiner Jugend gar oft von den königlichen Geschlechten: denn

er hätte gern gewußt, wie ein jedes königlich und fürſtlich Geſchlecht von Anfang herkommen wäre. Darinnen er in ſeiner Jugend kein' Erkundigung erfragen mocht, darob er denn oft einen Verdruß trug, daß die Menſchen der Gedächtniß ſo wenig acht nehmen. Und als er zu ſeinen Jahren kam, ſparete er keine Koſten, ſondern er ſchickte aus gelehrte Leute, die nichts anders thaten, denn daß ſie ſich in allen Stiftern, Klöſtern, Büchern und bei gelehrten Leuten erkundigten alle Geſchlecht der Könige und Fürſten, und ließ ſolches alles in Schrift bringen, zu Ehr' und Lob der königlichen und fürſtlichen Geſchlechter." Auf Erforſchung der Geſchichte und Bewahrung des Andenkens der Altvodern hat er viel Zeit und Geld gewendet. — Ein weiſer Meiſter wurde ihm darauf zugeordnet, von dem er die Arzneikunde erlernen ſollte, um ſich ſelbſt und andern hülfreich beiſpringen zu können. Dies hat ihn aber auch vermocht, immer einen mäßigen und ruhigen Lebenswandel zu führen. — Da der alte Weißkunig erſah, wie nützlich einem Herrſcher iſt, genau die Geſchäfte zu kennen, die ſein Kanzler und Geheimſchreiber verwalte?, ſo nahm er „ſeinen Sohn eine Zeit zu ihm und braucht' ihn mit der Schreiberei, was denn einem Kanzler und Sekretari zugehöret, das denn eines jeden Königs meiſt' Regierung iſt, dadurch er ſich möcht' erkunden den Grund der Regierung und erkennen lernen die Eigennützigen." Dieſe Lehren ſchlugen ſo gut an, daß bald Maximilian folgende weiſe Herrſcherſätze ſeinem Vater hinſtellte: „welcher König in ein' Perſon ſein Vertrauen ſetzt und hat in ſeiner Handlung, mit ſeiner ſchönen Red', bei ihm Glauben, derſelb' und nicht der König regiert. Welcher König die Unwahrhaftigen und Eigennützigen nicht erkennt, demſelben König wird ſein Geld und Reich in viele Theile getheilt. Welcher König die Wahrhaftigen und die in der rechten Ehr' leben, nicht lieb hat, derſelb' König

iſt ein Verzehrer ſeines Volkes und ein Austilger der Gerechtigkeit.“ — Von einem Bauern lernte darauf Maximilian heimlich Wendiſch und Böhmiſch. — Da ihm ein alter weiſer Mann ſagte: „welcher ein rechter Kriegsmann und Heerführer ſein will, der muß malen können und darinnen einen beſondern Verſtand haben,“ ſo befliß er ſich auch der Malerei und ward darin ſehr geübt. Mancherlei Handwerk und Kunſt ſuchte er zu erlernen, und ſo übte er auch die Kunſt Gebäude von Stein aufzuführen und zwar der dreierlei Baue, zur Luſt, zur Nothdurft und zur Vertheidigung. Nicht minder erlernte er aber auch das Zimmerhandwerk, welches ihm bei ſeinen vielen Kriegen gar großen Nutzen gewährt. — Darauf lernt' er mit großem ämſigen Fleiß: erkennen die Art des Geſanges und aller Saitenſpiel, und als er kam in ſeine gewaltige Regierung, hat er eine ſolche Kantorei aufgerichtet, mit einem ſolchen lieblichen Geſang, von der Menſchen Stimm' wunderlich zu hören, und ſolche liebliche Harfen, von neuen Werken und mit neuem Saitenſpiel, daß er alle Könige übertraf, und ihm niemand gleichen mocht'. Auch hat der junge weiſe König ein ſolch männlich, fröhlich Pfeifen und Trommelſchlagen aufbracht und dermaßen in ſeinem Streiten gebraucht. Wenn er gegen ſeine Feinde in den Streit gezogen iſt, haben dieſelben Trommeln und Pfeifen nicht allein des Menſchen Herz erfreut, ſondern der Hall davon hat die Luft erfüllt, dadurch der junge Weißkunig nicht allein viel' Land bezwungen, ſondern dazu in den Hauptſtreiten allewege ſeine Feind' beſtritten und geſchlagen hat.“ Darauf erkundigte er aller Speiſen und Getränke, was das Truchſeß- und Schenken-Amt erfordert. Dann befliß er ſich, dasjenige zu erkennen, was zu Banketten und Mummereien zu wiſſen iſt, und hat damit in ſpäterer Zeit Wunder vorbracht, denn kein König mocht' es ihm gleichthun. Er ging gerne in die Mum-

mereien und erdachte ſich zu einer jeden eine beſondere Geſtalt, und wie er der ſtreitbarſte König war, ſo iſt er auch der fröhlichſte König geweſen. Nicht minder ging er in ſeines Vaters Münze und erkundigte ſich über das ganze Werk, und daher iſt es kommen, daß er die allerbeſte Münze von Gold und Silber während ſeiner Herrſchaft hat ſchlagen laſſen, über alle andere Könige. Dieß führte ihn auch auf die Erforſchung und Erhaltung der Bergwerke und er hat ſie immer gehegt und gepflegt, aber auch erfahren: „Daß welcher König in ſeinem Reich die Bergwerke mit ihrer Ordnung nicht unterhielt, derſelbe König empfinge nicht viel Nutz davon.“ — „Der alte Weißkunig hatte an ſeinem Hofe viele Huſaren, die zu Roß mit dem Handbogen viel Ritterſpiel trieben. Wer berühmt werden wollt', der muſt' mit dem Handbogen die Vögel in der Luft ſchießen.“ Dies lernte Maximilian dem beſten Huſaren gleich und begnügte ſich damit nicht; ſondern lernte auch mit dem Engliſchen Handbogen ſchießen, welches er auch ſo ſtark zu vollbringen wußte,“ daß er einen hölzernen Schaft, der kein Eiſen gehabt, durch ein dickes Lerchenholz, das tüchtig hart und drei Zwergfinger dick geweſen, geſchoſſen hat.“ — Ferner lernte er auch mit der Armbruſt und mit dem ſtählernen Bogen ſchießen, „und als derſelb' jung' König zu ſeinen Jahren kam, iſt er mit der Armbruſt und mit den ſtählernen Bogen der beſt' Schütz im Ernſt und der gewiſſeſte Pürſcher des Wildprets geweſen und keiner iſt ihm nie zugekommen, der ihm darin gleichen hat mögen.“ — Drauf übte er die edle Falkenbeitze und Weidnerei (d. i. die Kunſt mit abgerichteten Falken zu jagen.) Nicht weniger jagte er: Hirſche, Steinböcke, Gemſen, wilde Schweine, Murmelthiere, Haſen und ander Wildpret. Außerdem übte und liebte er aber auch die Fiſcherei, ſo wie den Vogelfang, wie er denn beſonders auch ein großer Freund des

Vogelgesanges war: „Da er denn in seinen Königreichen und Landen in vielen Städten eigene Vogelmeister hatte, die ihm singende Vögel hielten. Wann er dann in derselben Städte eine kam, so ließ er dieselben Vögel in seine Schlafkammer, Säle und Stuben tragen. Es war oft in seinem Zimmer von den Vögeln ein solcher Gesang, wenn zween mit einander redeten, daß einer des andern seine Red' nit wohl merken konnt'. Er hatte auch einen eigenen Volgelmeister bei ihm am Hofe, wenn er an die Jagd und das Beitzen ritte, der ihm singende Vögel nachtrug, und wo er über Nacht lag, mußte der Vogler dieselben Vögel in des Königs Zimmer thun, und die Vögel, die man ihm nachtragen hat, haben oft auf dem Weg, dieweil man sie tragen hat, mit heller Stimm' gesungen. Wann die Vögel bei ihm in seinem Zimmer gesungen haben, hat er sondere Freude daran gehabt, und wann er über Land geritten ist und hat, etwa in einer Au oder in einem Holz, eine Nachtigall hören singen, so ist er auf einen Ort geritten und hat dem Gesang fleißiglich zugehört."

Das ist nun die Beschreibung dessen, was Maximilian in lustigen und vergnüglichen Uebungen, in Sprachen und in geistiger Ausbildung, von denen nichts vernachläßigt ward, getrieben hat, wodurch es dahin gelangte, daß unter Maximilian und in Maximilian noch einmal der letzte Schein einer ächten und erfreulich lieblichen Ritterschaft aufflammte, um dann ganz zu zerfallen, wie uns schon das Leben des Götz von Berlichingen und besonders des Hans von Schweinichen, von welchen beiden oben schon immer Beispiele angeführt sind, zeigt. Wir haben jetzt nur noch kurz die Nachrichten von der ritterlichen Bildung Maximilian's zu betrachten. „Der junge Weißkunig, sah, daß ihm auch noth wäre, daß er lernt' in allerlei Waffen fechten, und auf solches lernt er in den Schwer-

tern, Stangen, kurzen und langen Degen, Landsknechtspießen, Dreschflegeln bloß (ohne Schilddeckung) fechten, und mit Meſſern (wahrscheinlich iſt hier das alte Werfen mit Meſſern gegen den Feind gemeint); und begriff die Meiſterſtück' und den rechten Grund in kurzer Zeit und übete ſich inſonderheit faſt damit und ward darin gar meiſterlichen und künſtlichen, und konnte die Waffen alle gar wohl brauchen, nach ſeiner Schicklichkeit und nach ſeiner Stärke." — „Alsbald der junge Weißkunig das bloß' Fechten begriffen hatte, lernt er zuſtund an, zu Fuß in der böhmiſchen Paſeſen (einem großen und mächtigen Schilde, gemeinhin mit einer Spitze unten, um ihn in der Erde zu befeſtigen, wenn man ihn abnahm, doch nicht immer) und zu Roß in dem Huſariſchen Tärtſchlin (Tartſche, ein kleines Schild) mit dem Lanzel, mit dem Säbel, mit der Mordhacke (eine veraltete Art des Gewehres, beſtehend aus einer kleinen Axt an einem langen Stiele, wahrſcheinlich meiſt mit der Streitaxt einerlei) und mit der Wurfhacke (ein nicht recht deutliches Kriegswerkzeug, entweder, jemand aus der Ferne zu verwunden, oder eine Art Haken, womit man den Gegenkämpfer durch Wurf ergriff und an ſich zog, um ihn dann in der Nähe tödtlich zu verwunden, wie jetzt noch Wurfhacken beim Entern der Schiffe gebraucht werden) — fechten und kehret' darinnen auch guten Fleiß für und wurde darin gar meiſterlich." „Als nun der junge Weißkunig hatt' gelernt bloß, in den Paſeſen und Tärtſchlin zu fechten, beweget er aus treflichen Urſachen, daß ihm inſonderheit Noth thun würde, daß er könnte gewappnet fechten zu Roß und zu Fuß; denn an einem ſolchen Fechten iſt einem großmächtigen König am meiſten gelegen. Und hub an mit großem ernſtlichen Fleiß zu lernen, im Harniſch gewappnet zu fechten und anfänglich zu Fuß im Ahlſpieß (ich erkläre ihn mir, bei mangelnder Andeutung, für einen Spieß, mit

langer glatter Spitze, der Hellebarde entgegenſtehend, die unter der Spitze noch ein breites axtförmiges Eiſen hat,) und in der Helmbarte (Hellbarde,) und darnach zu Roß mit dem Reitſchwert, und mit dem kurzen Reitdegen, auch mit dem Kolben und Reiſeſpieß und ward darin gar meiſterlichen." — „Nachdem er nun das Fechten zu Roß und Fuß genugſamlich gelernt hat, da hub er darnach an, ſich zu üben in den Ritterſpielen, mit Rennen und Stechen, und befand, daß einer, der in den Ritterſpielen berühmt wollt' werden, die Uebung mit den Thaten und nit die Lernung mit den Waffen brauchen müßte. Bald hat er auch die rechten Ritterſpiel für ſich genommen und von dem Ringen zu den ſchweren Ritterſpielen gegriffen und darinnen allewege den Preis behalten. Und als er zu ſeiner Mannsſtärke kam, da übet' er ſich, in dem hohen Zeug zu ſtechen, und übertraf darinnen alle andern." — Eben ſo ſah er ein, daß es ihm nöthig thue, die Reiterei erkennen zu lernen im Schimpf (Scherz) und Ernſt, auch in Nothdurften und Gepräng', desgleichen, daß er wiſſe aller Pferde Art. Er erkannte die Pferde nach ihrer Art, welche gut waren zum Streit, welche Nutz waren zum Streifen (raſch und reiſend zu reiten) und welche tauglich waren zu den Ritterſpielen. (Eine wichtige und zu merkende Stelle, beweiſend, wie ſehr die alte Zeit die Pferde nach der Verſchiedenheit ihres Gebrauches theilte und anzuwenden wußte.) Er konnte auch einem jeglichen Pferde nach ſeiner Art Gebiß laſſen machen, denn es geſchicht gar oft, daß ein Pferd überzäumt wird, dadurch der Mann, ſo darauf ſitzet, in dem Streit unterliegt; ſo begiebt es ſich oft, daß ein Pferd nicht genugſam gezäumet iſt, das den Mann, der darauf ſitzt, mit Gewalt unter die Feind' trägt. — Darauf befand er auch, „daß er in der Harniſchmeiſterei alle Stück und meiſterliche Kunſt lernen und erkennen müßte." Auch darin brachte er es

zu einer groſsen Fertigkeit und hat viele neue Erfindungen in der Plattnerei ſpäterhin geleitet. — Nicht minder machte er ſich mit Verfertigung und Leitung des ſchweren Geſchützes (denn das Pulver, das Grab des Ritterlebens, hatte ſchon ſeine verderblichen Wirkungen begonnen) bekannt und erfand auch hierin vieles. Als die letzte ſeiner kriegeriſchen Uebungen wird angegeben, daſs er kunſtreichſt eine Wagenburg zu fertigen gewuſst habe, nach Lage des Landes, nach Art der Aufſtellung, nach Gröſse und Bedürfniſs ſeines Heeres verſchieden.

Götz von Berlichingen erzählt uns auch mancherlei von ſeinen Reiterzügen, die er als ein Knappe gemacht, von denen indeſſen nur einige Züge, die einen Blick auf das damalige Leben werfen, hieher gehören. Den erſten Ritt als Knappe machte er mit ſeinem Vetter, Konrad von Berlichingen, im Jahre 1495 (in welchem er Knappe geworden, denn er hatte das 14te Jahr erreicht) welchen Markgraf Friedrich von Brandenburg zu Onolzbach auf den Reichstag gen Worms ſendete. Auf dieſem Wege machte er täglich 8 bis 9 Meilen und ſagte davon: „und daucht' mich dann eben meinem Thun nach, wie ich ein Geſell war, weit und viel ſein, aber ſeit derſelbigen Zeithero habe ich es wohl gewohnt und etwa in wenig Tagen und Nächten weite Reiſen vollbracht und dabei nichts geſſen oder getrunken, welches die Nothdurft alſo erfordert hat; denn es etwan nicht anders ſein kunnt'." Auf dem Reichstage zu Lindau 1497 ſtarb ſein Vetter Konrad: „und haben ihn ſeine Knecht' und ich als ein Knab' mit der Leicht' (Leiche) herabgeführt bis gen Schönthal in das Kloſter." — „Und gleich hernach um Pfingſten that ich mich zum Markgraf Friedrich (von Onolzbach) und iſt deſſelbigenmales Hanns Berlin von Heilbronn, des Markgrafen Thürhüter, auch mein und anderer Buben Zuchtmeiſter gewe-

ſen.“ Wie Götz von Berlichingen ſeinem Herrn aufgewartet, geht aus folgender Stelle hervor: wie ſie in Hochburgund überfallen wurden und ihre Schaar rüſten, ſagt er: „Da gab ich meinem Herrn den Gaul, das Helmlein und den Spieß und ich ritt dem nächſten hinach.“ Wie damals Ritter und Knappen lebten und Krieg führten, ganz dem rohen wilden und unmenſchlichen Weſen hingegeben, was über Deutſchland ſo furchtbar gewüthet und ſo viel Herrliches und Treffliches zerſtört hat, mag folgende Stelle aus Berlichingens Leben andeuten: „und zogen demnach auf denſelben Tag wieder bis in die Nacht, und kamen in ein ander Lager, da war ein Schlöslein und ein Waſſerhäuslein, war aber doch Franzöſiſch, und hatten allda nichts zu eſſen, allein für die Gäul' funden wir Futterung genug; denn es waren eben da die Scheuern all' voll Waaren. Doch beſchehrt' uns Gott damals in der Noth Hüner und Fiſch', welche wir Nachts überkamen, die wir des Morgens braten und wie wirs im Sinne hatten, gleichwohl damit leben wollten. Aber wie nun das Eſſen fertig war, und alle Ding' zugerüſt't, da kommt Botſchaft, wir ſollen ſchnell auf ſein, denn man wolle anſtoßen (anzünden) und brennen. Da nahmen wir dem Nächſten die Gäul' und banden ſie heraus an die Zäune und das Harniſch auch heraus zu den Zäunen und konnten alſo die Gäul' und Harniſch kaum herausbringen, da fing das Haus, Scheuern, und das ganze Dorf ſchon allenthalben an zu brennen und ſprangen die Gäul' Hitz' halber vom Feuer an den Zäunen wie die Böck', alſo daß wir allda von Stund' an wieder auf ſein und abermal wieder fortziehen müſſen, und hatten wir und die Gäul' in dreien Tagen und zwei Nächten nit viel zu eſſen gehabt.“

Man ſieht hieraus die heilloſe Art und Weiſe, wie im 15ten und 16ten Jahrhundert der Krieg geführt ward und wie das

Edle des Ritterthums und der den Rittern ſo nahe tretende Knappe ſchon ganz verwildet und ausgeartet war. Fernere Lebenszüge ſind noch die: „Folgendes hat Markgraf Friedrich löbl. Gedächtniſſes — fährt G. v. B. fort — mich als einen Knaben (Edelknaben, Knappen) auferzogen und mußt' ich ſammt etlich vielen andern Knaben auf Ihro fürſtl. Gnaden, wann ſie eſſen wollten, warten, wie ich dann thät; und begab ſich auf eine Zeit, daß ich mich neben einem Polacken zum Eſſen niederſetzet, welcher ſein Haar mit Eier gepicht (eine nicht unwichtige Nachricht, von damaliger Art ſich zu tragen). Und hatte ich zu allem Glücke einen großen welſchen Rock an, den mir Herr Veit von Lentersheim in Braband hat machen laſſen. Und wie ich dann neben jetzt bemeldetem Polacken herausſprung', hatt' ich ihm das hübſch' Haar mit dem Rock etwas erwiſcht und in einander verwirret; da erſehe ich ungefährlich im Springen, daß er nach mir ſticht mit einem Brodmeſſer, und hat doch mein verfehlet; welches mich nicht unbillig zum Zorn beweget, und wiewohl ich einen langen und kurzen Degen bei mir hatt', ſo nahm ich doch das kurze Degelein und ſchlug ihn damit um den Kopf, wartet aber doch nichts deſtoweniger auf meinen Dienſt, wie denn der Brauch war, und blieb Nachts im Schloſſe." Auf Verlangen des Beleidigten ſoll G. v. B. darauf geſtraft werden, welches mit einem viertelſtündigen Verhaft im Thurme abgethan wird, da, wie er ſagt: „alle Buben und Edelknaben bei mir ſtunden (d. h. fürbittend auf meiner Seite ſtanden), die damalen bei dem Markgrafen am Hofe waren und ich glaub', daß deren in die 50 oder 60 geweſen." Hieraus geht hervor, welche reiche Anzahl ſolcher Knappen und Edelknaben auch an den kleinern deutſchen Höfen gefunden wurden, geſchweige nun an größern, und beſonders an den prachtvolleren Höfen Frankreichs. Wie die Knappen

ihren Herrn in die Schlacht begleiteten, habe ich auch schon oben im allgemeinen bemerkt, ein Beispiel aus G. v. B's Leben wird dies deutlicher zeigen: Die Haufen hielten in Schlachtordnung „und führt' ich meinem Herrn, dem Markgrafen, einen großen Spieß, sammt einem großen Fahnen daran, nach, und war der Spieß weiß und schwarz und hatt' ich auf dem Helmlein eine große Feder, die war auch weiß und schwarz und stund stracks über sich." Die erwähnten Farben sind die Brandenburgischen Hausfarben. Damals war G. v. B. um 17 bis 18 Jahr alt. Ein paar Jahre nachher, im Jahre 1500, sagt G. v. B., nachdem er wieder von einigen Herumzügen gesprochen: „Das war das erste Panzer und Harnisch, das ich anthät; sonst war ich für einen Jungen ziemlich versucht und gebraucht worden in Kriegen und anders, doch in Knabenweis', und macht' in diesem ersten Angriff bei dem Thalacker mit berührten Knechten und Reitern Kundschaft, daß ich folgendes als ein Junger (Junker) wohl zwei Jahr mit ihnen ritt und ihnen anhängig war." Hiernach geht das Knabenleben, nach Gutdünken des jungen Reitersmannes, bloß durch den Jahresabschnitt, in ein Ritterleben über, denn dieser Ausdruck: Harnisch nehmen, bedeutet nichts anders, als Ritter werden. Dennoch nennt er sich selbst noch einen Jungen (Junker) und als einen solchen sehen wir ihn noch in den zwei folgenden Jahren mit diesen Reiterhaufen, die sich an alles anschlossen, was nur zu Krieg und Streit führen konnte, umherziehen, keineswegs einem unabhängigen Ritter-Leben sich ergebend. Vielmehr dienten die Adeligen, den Namen Junker führend, diesen und jenen im Kriege mit einem kleinen Fähnlein, das sie anführten, wie nun guter oder böser Geist sie leitete. Der eigentliche Ritterſinn war verloren und so auch die ritterlichen Bedeutungen der Jahresabschnitte.

Noch deutlicher wird dieß in dem Leben des weit späteren Hans von Schweinichen, wo alles in ein unbestimmtes Dienen ausartet. Da aber auch dieser Lebensabschnitt des Hans von Schweinichen wieder voll ergötzlicher Züge ist und den lichtesten Blick auf die letzte Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wirft, so scheint es mir nicht unwichtig, auch hier wieder die eigentliche Gränze der Ritterzeit zu überschreiten und einzelne Ereignisse anzuführen, um so mehr, da auch diese wieder erläuternd und erklärend für das frühere Ritterleben sind.

„Anno 1566 (also als Schweinichen gerade 14 Jahr alt war) bin ich von meinem Herrn Vater in die Schule zu Goldberg gethan worden, daß ich allda habe studiren sollen. Ward fleißig unterwiesen, daß ich auch innerhalb fünfviertel Jahren zu dem, was ich vor konnte, gelernet, daß ich, was meine Nothdurft, Lateinisch reden, ein Argument auf einem halben Bogen machen konnte, und doch zu Goldberg diese Zeit über nicht einen einzigen Schilling erlanget, außer, daß mich M. Barth, der mich sonderlich in Acht nahm, mit einer Ruthe auf die Hände schmiß, da ich ihm sollte den Terentium rezitiren, welchen ich dieselbe Stunde nicht gelernt hatte, sagend: lernt ein andermal oder ich werde euch die Hosen herunterziehen. Weil aber allbereit in meinem Haupte das Hofwesen, bei welchem ich zuvor gewesen, steckte, hatte ich mehr Lust zur Reiterei als zu'n Büchern, und war mein Herz mehr dazu geneigt, als zum fleißigen Studiren. Derowegen machte ich allbereit Anschläge, wie ich möchte von Goldberg wegkommen. Es wollte aber bei meinem Herrn Vater nicht sein, sondern ward allemal ermahnt, ich sollte zum Studiren Lust haben; da ich sie nicht hätte, so würden mir die Präceptores dieselbe kaufen mit guten Ruthen. Letzlich aber wurde ich am Fieber krank, darauf

ward ich heim gehohlt, es war mir aber nicht so sehr, als ich nachgehends mich stellte. Wie ich nun einmal anheim kam, da war es bald aus; denn es sonst auch zu Goldberg die rothe Ruhr zu regieren anfing; habe also, wie man pflegt zu sagen, die Schule durch den Bauch gestochen und dieß, was in fünfviertel Jahren gelernt, in vierzehn Tagen wieder vergessen."

„Sonsten habe ich in Goldberg die Freiheit gehabt, daß ich habe mögen auf die Hochzeit, so oft ich gebeten worden, gehen, welches die andern nicht gehabt. Weil denn damals der alte Albrecht Bock schöne Töchter gehabt und sie oft in die Stadt zu Bürgerhochzeiten geladen wurden, habe ich, neben Hans Schweinitz Freiherrn auf Fieleneck, welcher damals zu Goldberg studiret, gemeiniglich eine Jungfrau führen müssen. Wenn solches geschehen, däuchte ich mich in meinem Sinne, ich müßte ja ein tapferer Kerl seyn, weil ich zu diesem gebraucht ward, da doch sonsten viel groß gewachsene Gesellen vorhanden waren und diese Würde nicht bekommen mochten. Sonderlich erhub mich auch dieß, daß des Herrn Bock Tochter, Jungfer Käthlein, etliche Worte Latein konnte reden und wenn sie mir eines Lateinisch zutrank, daß ich ihr antworten konnte. Wußte ich nicht anders, ich könnte so viel Latein, als ein Doktor und wäre nun gelehrt genug." Dieser Zug des gesellschaftlichen Lebens wird noch durch einige in der Folge vermehrt werden.

„Wie nun zuvor gemeldet — fährt Schweinichen fort — bin ich aus der Schule wieder anheim kommen und hernach meine Lust auf das Waidwerk geworfen, darin ich mich täglich gebraucht mit Sperberreiten, Gäns- und Antvogel Stellwerk, Windreiten die Zeit zugebracht, in der Wirthschaft aber, wie zuvor gemeldet, meinem Herrn Vater zugesehen und ihm aufgewar-

tet, mit ihm geritten und gefahren und sonst, wie es sich einem Jungen gebührt, gezeigt, mich auch im deutschen Schreiben geübt; habe dem Vater alle Kopeien seiner Schreiber abgeschrieben. Bin also nicht viel müßig gegangen, sondern stündlich zu thun gehabt." — „Im Jahre 1567 hat mir der Herr Vater mein erstes Schwert gekauft, davor er gegeben hat 34 Weißgroschen; habe damals noch keinen Wein getrunken, sondern mich allezeit nüchtern gehalten." (Nachher ward er ein groſser und berühmter Trinker, wovon besonders im Ritterleben einige eigenthümliche und das ganze Zeitalter bezeichnende Geschichten vorkommen werden.)

Im Jahre 1569 zog H. v. S. mit Herzog Heinrich und seinem Vater zu einem Reichstage nach Lublin. „Darum sich Ihro F. G. auch stattlich ausrüstete, mit einem reisigen Zeug, 80 Pferde stark — allda mein Vater und ich neben ihm auch mitziehen müssen, ich meine goldne Kette am Halse, die Wehr aber mehrentheils unter dem Arme, als ungegürtet getragen. Habe nichts weniger aufgewartet und J. F. G. nebst den Jungen, neben sonst sechsen vom Adel, das Essen tragen helfen; habe bei meinem Herrn Vater im Wagen gefahren, außer des Einzugs zu Lublin, hat der Vater sowohl als ich reiten müssen, da J. F. G. uns Pferde geliehen." — Dort gab auch H. Heinrich „ein groß Banket und hatte die vornehmsten Polnischen Herrn zu Gaste, welches gar königlich zuging. Diesen Tag habe ich den dritten Vorschneider an einer langen Tafel zum erstenmale abgegeben und gemacht, so gut ichs vermocht. Wie wohl ich vor andern berühmt war, daß ich's gut gemacht." Das ist ein auch für Deutschland beweisendes Beispiel des in den allgemeinen Zusammenstellungen bemerkten Gebrauchs, daß Knappen die Vorschneider machten, selbst in so später Zeit noch. Wenn H. v. S. nun auch meistentheils bei seinem Vater auf dem

Gute Wertſchätz blieb, ſo erzählt er doch, daß er „etliches mal von J. F. G. Herzog Heinrich nach Liegnitz zum Aufwarten erfordert worden ſei.“ Dann iſt er aber auch „zu'n Nachbarn auf Hochzeiten, Kirmes und Taufen, jedoch allemal dahin gebeten, gezogen. Sonſt aber beſchäftigte er ſich vorzüglich mit dem Waidwerk, wozu er ſolche Luſt hatte, daß er davor nicht ſchlafen noch eſſen konnte.“

Bis gegen ſein zwanzigſtes Jahr hatte ſich Hans v. S. vom Laſter des Trunks, das damals in Deutſchland ſo ſehr im Schwange ging und die Deutſchen außerhalb ihres Vaterlandes berüchtigt machte, entfernt gehalten. Wie er aber auch dazu gekommen und hernach ein ſo großer Trinkmeiſter geworden — erzählt er folgender Geſtalt. „Es trug ſich aber zu, daß mein Herr Vater gute Weine im Keller hatte, und da er einmal auf die Hochzeit (hier wohl, wie immer im Altdeutſchen: eine jede Feierlichkeit) ziehn ſollte, hatte er Jungen (Junker, Knappen) zu ſich erbeten, ſo mit ihm dahin reiten wollten. Darunter einer, Kaſpar Ecke von Tſchiſchwitz, welcher auch gar ein junges Blut war; mit dem nahm ich's in Wein an (d. h. verabredete mit ihm eine Art Weinturnier, wer den andern zuerſt unter den Tiſch trinken würde.) Wie wir nun trinken und ich des Weines ungewohnt war, währet es nicht lange, daß ich mich unter dem Tiſch fand und ſo voll war, daß ich weder gehen noch ſtehen noch reden konnte, ſondern ward alſo weggetragen, als ein todter Menſch. Habe ich hernach zwei Nächte und zwei Tage nach einander geſchlafen, daß man nicht anders gemeint, ich werde ſterben, aber Gottlob, es ward beſſer. Inmittelſt habe es nicht allein gelernt, Wein zu trinken, ſondern auch gemeint, es wäre unmöglich, daß mich einer voll ſaufen könne, und habe es hernach ſtark kontinuirt. Ob es aber mir zur Seligkeit und Geſundheit gereichet, ſtelle ich an ſeinen

Ort" — Bei fürstlichen Feierlichkeiten mußte H. v. S. immer in Liegnitz erscheinen; so trug er bei der feierlichen Beerdigung Herzogs Friedrich vor dem Sarge Lichter vorauf, und eine Tochter Herzogs Heinrich trug er mit drei und zwanzig andern zu Grabe. Also lauter Beschäftigungen, die einem Knappen gebührten. Dann ritt er aber auch „auf Hochzeiten und sonsten, wohin er gebeten worden, jedoch ganz und gar nicht unfriedlich, wie die Zeit gebräuchlich war, sondern" — welches alles bedeutend für die Erkenntniß jener Zeit ist, sagt er — „habe mich mit jedermann wohl vertragen, daß ich mit Bestand kann sagen, so ich wüßte, keine Gesellschaft einigen Unwillen auf mich gehabt: denn ich fraß und soff mit zu halben und ganzen Nächten und machte es mit, wie sie es haben wollten. Waren sie empfindlich, so gab ich nichts nach, sondern schnarchte auch, gaben sie nach, so war ich auch gut. Allein sahe ich auch dahin, zu wem ich mich hielte, daß ich mich nicht zu den Personen, so Feindehaber waren, viel um sie drängte, noch mit ihnen umging." Dies sind alles bedeutende Sittenzüge für die Zeit der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Sie zeigen, in welch einen großen Verfall das frühere zierliche Ritterleben gerathen war, wie alles, aus einer rohen Zeit schon kommend, der Völlerei und anderer Rohheit sich entgegendrängt. Dennoch ist, wie in dem, was bereits mitgetheilt ist erscheint, und in anderm, was späterhin erzählt werden soll, noch deutlicher werden wird, ein noch immer ritterlicher Sinn, ein erhellendes Licht edleren Strebens nicht ganz zu verkennen, als ein erfreuliches Zeichen, daß die edlere Natur im Menschen sich immer wieder aufrankt, mögen sie auch die Fluthen einer lasterhaft werdenden Zeit überstürzen.

Wie konnte es aber auch anders sein? Von ritterlichen Uebungen erzählt uns H. v. S. nichts; von freundlichem Sai-

tenſpiel, lieblichem Geſange, anmuthigem Sagenerzählen, worin das eigentliche Ritterthum ſich ſo freudig erging und ſeine Wurzeln mit drein heftete und fand, wird uns gar keine Kunde. Wir ſehen H. v. S. nur als einen höher Bedienſteten des Herzogs von Liegnitz; und daß er dabei ein guter Land- und Hauswirth war, ein rühmliches Beſtreben, beſonders in einer Zeit wachſenden Verfalles, erfahren wir auch von ihm ſelbſt, und zwar in folgenden Worten, die als ein Gegenſtück zu Triſtans und Ulrichs von Lichtenſtein ritterlicher Erziehung gelten mögen: „Im Jahre 1571, (er war beinahe 20 Jahr alt,) war ich daheim, mußte dem Herrn Vater die Mühle verſehen, mit Ausmetzen und vor's Haus zu malen und davon Rechnung und Beſcheid geben, auch ſonſten in der Wirthſchaft fleißig zuſehen helfen, und wenn ich daheim war, ſo mußte ich auch die Gäſte mit Saufen bewirthen und die Fiſcherei verſehen, alles Futter ausgeben, auch mit den Dreſchern aufheben und ſonſten verrichten was möglich.“ — Die Nachrichten über wachſende Gemeinheit und Unfläterei, immer die Folge, wenn das Geiſtige und Höchſte, das Wiſſen, zurückgedrängt, und dem Leibe ein ungebührliches Vorrecht eingeräumt wird, aus dem verzerrten Satze, daß in einem geſunden Körper auch eine geſunde Seele wohne, indem in einem unflätigen Körper nur eine unflätige Seele Platz nimmt; dieſe Nachrichten des ſechszehnten Jahrhunderts, ſage ich, ſteigen durch eine Erzählung des H. v. S. bis aufs Höchſte, indem er ſagt: „es waren dieſer Zeit im Lande Unfläter, ſo man die 27 hieß, welche ſich verſchworen hatten, wo ſie hinkämen unflätig zu ſein, auch wie ſie irgend es möchten anfangen. Item, es ſollte keiner beten, noch ſich waſchen und andere Gotteslästerungen mehr; welche denn zu vieren und fünfen auf einmal öfters bei meinem Herrn Vater geweſen, aber

wenn ich ſchon um ſie war, bin ich doch mit ihnen niemals aufſtößig worden."

Wie bei G. v. B. finden wir beim H. v. S. keine Spur mehr von einem Ritterſchlage, vielmehr erzählt er bloß beim Anfange des Jahres 1572, wo er alſo zwanzig Jahr alt ward, daß er „zu einem Junker geworden" d. h. zu einem ritterlichen jungen Herrn, der als ritterlich angeſehen wurde, der nicht die volle Ritterwürde bekleidete, da ſein Vater noch lebte; dagegen verſah er nach wie vor bei dem Herzoge ſeine Dienſte und wurde als ein Hofjunker gehalten. Man ſieht aber deutlich daraus, wie die Geſetze und Satzungen der alten Ritterſchaft damals ſchon zerfloſſen waren. Ganz wie zuvor ſetzt H. v. S. ſeine Beſchäftigungen durch Herumreiten im Lande, Waidwerk, häusliche und wirthſchaftliche Hülfe bei ſeinem Vater fort, und wartet, wie geſagt, bei dem Herzoge als Hofjunker auf. Von ſeinem Ritterthum, oder wenigſtens, daß er nunmehr als Ritter betrachtet ward, erfolgt erſt beim Jahre 1574 eine nähere Anzeige, wodurch jener Wink, er ſei Junker geworden, mehr erklärt wird, indem er ſagt: „Kurz hernach ward von J. Kaiſ. M. eine Muſterung in Schleſien angeſtellt, darauf ward ich auch von J. F. G. mit meiner Rüſtung, anſtatt der Ritterdienſte, wegen meines Herrn Vater, gefordert."

So zeigt ſich der deutliche Weg, wie das ganze Ritterweſen immer mehr verſchwand und das Hofweſen ſich immer mehr ausdehnte, um alle ritterliche Würde und Tüchtigkeit zu verſchlingen.

Breslau.

Johann Auguſt Töſching.

Graf Diether.*)

1.

Graf Diether ſtieg vom ſchlanken Roß,
Horcht' auf, wo Well' an Welle ſtoß,
Das war im Wald, mit Thal und Höh'
Umſchloß der ſtill den ſtillſten See.

Und auf dem See da zogen ſtumm
Drei Schwäne immerdar herum,
Als wären's leichter Wölklein drei,
Sie ſchwammen an dem Graf vorbei.

Graf Diethern lockt das ſtille Spiel,
Er taucht den Leib in's Bad ſo kühl,
Die Welle, dünkt ihm, wär' ein Arm,
Sein Herze labt ſich, wird ihm warm.

Da ziehn die Arm' ihn niederwärts,
Er denkt, im Grund da ruht das Herz.
Der Mond ſtreut obenher ſein Licht,
Ihm iſt als wär's ein Angeſicht.

O holdes Lieb ſo unſichtbar,
Wie birgt dich doch nur Flut ſo klar,
So ſpricht Graf Diether; und wie fein
Schlingſt du um mich die Arme dein!

*) Aus romantiſchen Dichtungen, die als Fortſetzung von Ritterehre und Minnedienſt in einiger Zeit erſcheinen werden.

Was ſcheuſt du dich und zeigſt dich nicht.
Da mich doch ſchon dein Arm umflicht?
Und kannſt nicht werden ſichtbar mir,
Blieb' ich nur ſo in Armen dir!

Er ſtand im Waſſer bis an's Kinn,
Da war ein Strudel mitten inn',
Draus ſeufzte ſüß und wild die Flut,
Als wär's heißſehnend Herzensblut.

Am Finger hatt' er einen Ring,
Und wie es alſo ihn umfing,
Da fvielt's den Ring ihm von der Hand.
Er ſprach: dir Lieb ſei er geſandt!

Da er nun wieder ſaß zu Roß,
Und heim wollt' auf ſein hohes Schloß,
Da hemmt' ein Fräulein ſeinen Schritt,
Und ſagte: Ritter, nimm mich mit!

Sie zeigt' ihm da ſein Ringelein,
Ihr Aug' gab ſüßen blauen Schein,
Sie ſprach: dein's Lebens hatt' ich Gewalt,
Nun rette du das meine bald!

Dich ſollt' ich ziehen in die Flut,
Wo du in Armen mir geruht,
Ich lockte dich, du lockteſt mich,
Nun ſchwing' mit mir zu Roſſe dich!

2.

Scherz' alſo nicht, mein zartes Lieb,
Mir lieber lauter Küſſe gieb!
So ſprach Graf Dietber auf dem Roß,
Wie es ſie trug auf's hohe Schloß.

Im Bade redt' ich wie bethört,
Haſt's wohl beim Roſenſtrauch gehört,
Du neckſt mich nun, du loſe Maid,
Laß, andres Spiel iſt uns bereit.

Sie aber ſagte: reite ſchnell,
Sieh', noch iſt jede Welle hell,
Im See da war ich ganz allein,
Doch ſpäter kommen ſie alle heim.

Sie kommen unter'm tiefen Grund
Daher zur ſtillen Abendſtund',
Durch viele Kammern und Geſtein,
Da fließen tauſend Wäſſerlein.

Der Ritter lacht' und ſagt' im Scherz:
Erfindeſt gut, du kleines Herz,
Will ſagen all' den Leuten mein,
Du ſeiſt ein Waſſerjungfräulein.

Horch! ſprach das Fräulein, horch! ach weh!
Und wies zurücke nach dem See;
Der ſchäumte wild, er bäumte ſich,
Die Flut ſah ſchwarz und ſchauerlich.

Flieh' hin, flieh' hin, ſo rief die Maid,
Flieh' hin, es iſt die höchſte Zeit.
Der Waſſermann ſchäumt ſo für Wuth,
Nun gilt es dein' und meinem Blut.

Den Ritter grauſt's, die Minneluſt
Wird eiſig kalt in ſeiner Bruſt,
Des Mägdleins Blick und Angeſicht
Lockt ihn nicht mehr bei Mondeslicht.

Geſpenſtiſch dünkt ihm die Geſtalt,
Sie ſchlingt ſich um ihn mit Gewalt,
Er ringt mit ihr, ſie ſinkt vom Roß.
Das fliegt mit ihm auf's Grafenſchloß.

Da thut's ihm nach ſo ſüß, ſo weh',
Und weint wie aus dem ſtillen See,
Er ſieht nichts mehr, er hört nichts mehr,
Doch war ſein Herz ihm nie ſo ſchwer!

3.

Graf Diethern graut vor'm Mondenſchein:
Hilf Gott wo iſt mein Ringelein?
Ich ließ es an des Fräuleins Hand,
An das Geſpenſt bleib' ich gebannt.

Ihn ſchauert und er ſehnt ſich doch:
Ach wär' ich unten bei dir noch,
Und hätte nimmer dich erblickt,
Und hätt' dich doch an's Herz gedrückt!

Graf Diether hatte einen Freund,
Der ſprach, und es war treu gemeint:
Haſt du die Maid nicht hergebracht,
So nimm dich nur vor'm See in Acht.

Setz' deinen Falken auf die Hand,
Dein Blick ſei hoch zur Luft gewandt,
Und ſchweift er wo zu Thal zurück,
Bezeyn' ihm ein's Feinsliebchens Blick!

Graf Diether ſprach: da haſt du Recht,
Nehm ſeine Hund' und ſeine Knecht;
Er jagt in Wald und Luft hinein,
Als müßt' er gar nicht traurig ſein.

Den Waidmannsbecher führt' er mit,
Und wo er ſchritt, und wo er ritt,
Und war nah bei ein Quell, ein Brunn,
Da trank der Graf mit Haſt daron.

Er trank, und immer dürſtet' ihn,
Zum tiefen Grund, durchs Waldesgrün
Lockt ihn nicht mehr des Wildes Spur,
Allein der Glanz des Waſſers nur.

Doch iſt kein Waſſer ſilberrein
Im Stand' zu löſchen ſeine Pein,
Beim Wein, den ihm die Schönſte reicht,
Die Lipp' ihm länger nur erbleicht.

Er träumt' all' Nacht von einer Flut,
Wo er dem Durſt ein Gnügen thut,
Sie ſtralt ſo hell, giebt leiſen Schall,
Ihm dünkt ſein Herz wird ſelbſt Kryſtall.

Und wenn er aufwacht, geht er ſchnell
Und ſucht und findet nicht die Stell';
Doch eines Tags führt' ihn die Höh'
Herab an einen ſtillen See.

Graf Diether ſtieg vom ſchlanken Roß,
Horcht' auf, wo Well' an Welle floß,
Und auf dem See da zogen ſtumm
Drei Schwäne immerdar herum.

Graf Diether trank am ſtillen See,
Ihn grüßt' ein Händlein weiß wie Schnee,
Ein Ringlein war am Fingerlein,
Blutröthlich war der Edelſtein.

Das Jagdhorn ruft von Thal und Höh',
Graf Diether ſtürzt ſich in den See,
Da ſprang empor das rothe Blut,
Graf Diethers Durſt ſtillt keine Flut!

Dresden.

Otto Heinrich Graf von Loeben.

Zwei geiſtliche Lieder.

1.

Sonntags.

Tönt, ihr hellen Sonntagsglocken,
Tönt, die Gläubigen herein
In das Haus des Herrn zu locken,
Wehet ihnen ſilbrein
Frommen Sinn in ihre Herzen:
Denn es macht dem Vater Schmerzen,
Wenn die Kinder vor ihn treten,
Ohn' ihn kindlich anzubeten.

Welch ein frohes, ſüßes Wallen
Nach den hohen Gotteshallen!
Jung' und Alt' in bunter Reihe!
Habt ihr auch die innre Weihe,
Lieb' und Glauben mitgebracht?
Hat die Andacht ihre Kerzen,
Wie ſie ſoll, in euren Herzen
Still und freudig angefacht?

Nun ſo tretet ein und betet,
Daß die Welt vor euch verdorrt,
Wenn der Höchſte feurig redet
Durch Geſang und Prieſterwort;
Tretet ein, für das empfänglich,
Was an Wonne überſchwenglich,
Todtvernichtend, lebensvoll
In euch niederſtrömen ſoll.

Und es baut ſich, eh' ihrs meinet,
In euch ſelbſt ein Gotteshaus,
Wo ihr euch mit ihm vereinet,
Wundervoll und prächtig aus.
Da iſt Orgel, da ſind Glocken,
Iſt Altar, Geſang und Wort,
Grünet Hoffnung, wohnt Frohlocken,
Glaub' und Liebe immerfort.

2.

Glauben und Schauen.

O laßt mir meinen ſtillen Glauben,
Ich kenne ja kein ander Glück!
Was Zeit und Tod mir grauſam rauben,
Das alles bringt er treu zurück.

Das Leben ſchreitet immer weiter
Der Heimath zu mit raſchem Schritt,
Er geht, ein göttlicher Begleiter,
Durch Dorn und Roſen immer mit.

Und ſtehn wir an des Himmels Auen,
Und iſt die Wanderſchaft gethan:
So blickt er mich, ich ihn, als Schauen,
Verklärt mit Himmelsaugen an.

Bonn.

Auguſt Gebauer.

Offizielle Nachricht, die Unternehmung der Tiberausgrabung betreffend.

Darlegung der Dokumente und Erklärung des Herrn Benedikt Joseph Naro im Namen u. ſ. w.

Den zehnten Dezember eintauſend achthundert und neunzehn.

Herr B. J. Naro, Director der privilegirten Unternehmung r Tiberausgrabung, hat in Gegenwart von Notar und Zeugen ne Erklärung über ſein Benehmen bei gemeldeter Unterneh ung, und eine Proteſtation gegen die vielfach erlittenen Be werden und Beeinträchtigungen ſeines Privilegiums, durch lche ſeine Operationen geſtört wurden, abgelegt, welche durch n Druck iſt bekannt gemacht worden, und folgendes enthält.

Er erklärt in ſeinem eignen Namen und im Namen ſeiner ſociirten, daß er im Jahre 1818 S. Heiligkeit ein Project rgelegt habe, um in der Tiber die Gegenſtände alter Kunſt, lche im Laufe der Zeit in verſchiedenen Jahrhunderten in dies Fluß geworfen worden, wie die Ausſagen vieler Schrift ler es vermuthen laſſen, mittelſt eigener von ihm erfundener aſchinen auszugraben, und daß ſeine Vorſchläge, nach vor gegangener Unterſuchung von Sachverſtändigen ohne Ein ränkung, weder des Ortes, noch der Zeit ſeien genehmigt rden, mit der einzigen Bedingung, den Schaden, den die iffahrt, die Ufer, Dämme und in den Fluß gehenden uern dadurch erleiden würden, zu repariren.

Dieſes Privilegium wurde durch den gewöhnlichen Weg öffentlicher Zeitungen, ſo wie ein Manifeſt vom 23. October nebſt einem Anhange, um ſelbiges zu erläutern, vom 23. November deſſelben Jahres, in Europa bekannt gemacht, des Inhalts, daß eine Aſſociation von einhundert und zwanzig Actien, jede zu 300 römiſchen Scudi eröffnet ſei, um beſagte Ausgrabung an angezeigten Orten, auf die beſagte Weiſe und in angezeigter Zeit zu unternehmen. Der zur Annahme der Aſſociirten beſtimmte Termin war der Monat Februar des laufenden Jahres, worauf bis zum Januar deſſelben ungefähr zwanzig Actionairs ſich unterſchrieben.

Da nun die Unternehmung die Aufmerkſamkeit, den Beifall und die Theilnahme gelehrter, reicher und hoher Perſonen von beinahe ganz Europa erregt hatte, ſo wurde, um der gerechten Erwartung einer ſichern und pünktlichen Leitung der Unternehmung zu entſprechen, und die Actionairs, welche ſchon intereſſirt waren, ſicher zu ſtellen, ein Verwaltungsrath eingeſetzt, der aus bekannten, rechtſchaffenen, ſachverſtändigen Männern beſtand, welche in Rom einheimiſch, und Bürgen für die Sache waren. Ihr Amt war es, über das Eingehen der Actien und die Bezahlung derſelben, über das Benehmen der dirigirenden und arbeitenden Perſonen zu wachen, die Operationen zu beſchleunigen, in vorkommenden Fällen Beſchlüſſe zu faſſen und die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, wie aus der Kundmachung vom 23. Oct. erhellt, daß alles in Bereitſchaft gehalten werde, ſo wie der Kaſſirer der Adminiſtration, der zugleich Kaſſirer Sr. E. des Herzogs von Bracciano, D. J. Torlonia, eines der Aſſociirten und eifrigſten Beförderers und Bürgen der Unternehmung, iſt, ankündigen werde, daß die Fonds für die Actien einliefen. So wie dieſes geſchah, fing man an, Holz für

die Conſtruction, Eiſen, Seile, Inſtrumente und andern Bedarf anzuſchaffen, indem die Fonds in die Hände des Unterdirectors Herrn L. Placeſi geliefert wurden, welcher zugleich mit dieſen Anſchaffungen beauftragt war. Alle dieſe Materialien wurden in ein Arſenal, oder für die Conſtruction beſtimmtes Magazin gebracht, welches von der Adminiſtration, oder den Actionairs im Allgemeinen dazu eigens war beſtimmt worden.

Zufolge gedachter Kundmachung und öffentlicher Verheiſſung, wurden die Arbeiten der Conſtruction im Februar laufenden Jahres begonnen, und die Aſſociation zu Ende des März für voll und geſchloſſen erklärt, indem beinahe die ganze Summe der einhundert und zwanzig Actien angewieſen war, wie in dem öffentlichen Blatte (Diario di Roma) Nr. 23. d. 20. März 1819 bekannt gemacht wurde.

Wegen Ausbleiben von beinahe zwei Drittheilen der Actien, die angenommen und unterſchrieben waren, deren Eigenthümer aber die für die Bezahlung erlaſſenen Wechſel proteſtirten, konnten die vorläufigen Arbeiten zur Ausführung erſt den 29. Julius l. J. beendigt werden, wie aus der Erklärung erhellet, welche in demſelben Blatte unter d. 31. Juli bekannt gemacht wurde. Auch würde dieſes eine noch größere Unterbrechung und Verzögerung verurſacht haben, hätte nicht der Director aus Eifer für die Sache, und ſeiner eigenen Ehre wegen die nöthigen Fonds vorgeſchoſſen, wie auch der Unterdirector that, beide im Vertrauen und in der Hoffnung; daß nach der Beendigung und Vervollkommnung der Hauptmaſchine, diejenigen Theilnehmer, welche ſich für eine oder mehrere Actien unterzeichnet, und durch beſondere Umſtände gehindert, noch nicht Bezahlung geleiſtet, keinen Augenblick länger anſtehen würden, ihren pflichtmäßigen Beitrag zu entrichten.

Nach aus obigen Gründen verzögerter Anrüstung der Hauptmaschine zur Findung der in der Tiber befindlichen Alterthümer, und anderer dazu gehöriger Maschinen, Barken, Zugwerke, u. dgl. welche die Meduſa genannt wurde, (da die nothwendigſte Maſchine, ohne welche jene nur unvollkommen wirkt, wegen Mangel an Fonds nicht ausgeführt werden konnte,) wurde der Anfang gemacht, obſchon die Waſſer des Fluſſes dennoch anfingen zu ſteigen, weil die zur Unternehmung beſtimmte Zeit ſich ihrem Ende nahete, mittelſt einer beſondern Maſchine die Tiefe ſondirt, und mit andern die Gegenſtände herausgezogen. Den 1. Auguſt wurde die Meduſa ſelbſt in Thätigkeit geſetzt, obſchon dieſelbe nicht zur Vollkommenheit hatte gebracht werden können.

Eine unbeſchreibliche Menge von Perſonen fanden ſich täglich, ja ſtündlich auf der Werfte ein, wo die Maſchinen conſtruirt wurden, welche ſich zwei Meilen auſſerhalb Rom, neben der St. Pauls Kirche befand. Kenner und Gelehrte unterſuchten und bewunderten den ſinnreichen Mechanismus, die ſolide und künſtliche Conſtruction, überhäuften den Erfinder mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen und Glückswünſchen, und gaben ihm die aufrichtigſten Verſicherungen, wie ſehr ſie von der Zweckmäßigkeit und Vollkommenheit ſeiner Maſchine, und folglich von dem Erfolg der Unternehmung überzeugt wären.

Den unwiderleglichſten Beweis des Gelingens der Operationen, der Meduſa ſowohl, als der übrigen Maſchinen, (obwohl nicht alles gehörig vollendet werden konnte) liefert der Verbalprozeß der Operation ſelbſt, der am Bord der Meduſa gehalten, und von dem Oberaufſeher und den Arbeitern ſelbſt jedesmal unterſchrieben wurde. Aus dieſem geht hervor, daß die Hauptmaſchine im ganzen Laufe des Auguſts nie in Bewegung geſetzt worden, ohne daß dieſelbe, ungeachtet der bedeutenden Höhe des

Wassers, irgend ein glückliches Resultat geliefert, und mehr oder weniger große Stücke, vorzüglich Marmor, und zwar immer griechische, als pentelische, von Cipollino, oder parische u. s. w. ans Licht gefördert hätte. Dieser jedesmal von der Administration verifizirte Verbalprozeß ist zugleich mit den Artikeln des Diario Romano dem öffentlichen Notar übergeben und gesetzmäßig registrirt worden. Die gefundenen Marmor wurden in das Magazin besagter Administration gebracht.

Herr Naro glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, eine ausführliche Darstellung von einer dieser Operationen vorzulegen, um jeden Mißverstand zu verhüten, und jedem Hindernisse und jeder falschen Ansicht zu begegnen, welche man in Zukunft der Operation und dem Unternehmen der Tiberausgrabung in den Weg legen könnte.

Den 14. August begab sich das Boot, die Circe, vermittelst welches man schon früher Untersuchungen über die Tiefe des Wassers angestellt hatte, den Fluß hinauf an den Ort, der Malpasso heißt, weil angezeigt worden war, es erschiene dort ein großes Stück Travertin, das vor langer Zeit in den Fluß gefallen war, wie derjenige bezeugte, der die Anzeige gethan. Wirklich sah man, an Ort und Stelle angelangt, in einer Art von Bucht, welche der Fluß dort bildete, dessen Wasser damals sehr niedrig waren, die Spitze eines großen Körpers, der zum Theil unter dem Wasser in einem morastigen und kothigen Grund steckte. Der Sand, die Erde und der Schlamm, mit dem er bedeckt war, eine Art von Tartar, mit dem ihn das Wasser umkleidet hatte, ließen seine Gestalt und Beschaffenheit nicht erkennen. Nachdem er einigermaßen von dem ihn von allen Seiten umgebenden Wust gereinigt worden, erkannte man, daß es ein Cippus sei, der einer Frau aus der Cornelischen Familie zugehöre, und zwar nach der Inscription, der Gestalt der Buch-

ſtaben, und andern Anzeigen zu urtheilen, ein Werk aus den beſten Zeiten. Das Boot näherte ſich, und mit Stricken und Winden, und durch die Anſtrengung der Schiffleute, die ſich bis an den halben Leib in den Schlamm geworfen hatten, um ihn feſtzubinden, riß man das Stück aus ſeiner Vertiefung, wo ſich ſogleich eine tiefe Grube bildete, welche das Waſſer wieder ausfüllte. Man lud den Cippus ſogleich auf den Nachen, und brachte ihn als rechtliche Beute ins Arſenal, nach Inhalt und Bedeutung des Privilegiums. Hier wurde er gereinigt. Er mußte, nach der dicken Tartarkruſte, ſchon ſehr viele Jahre im Fluß gelegen haben.

Die Direction verfaßte ſogleich ihren Verbalprozeß über dieſe Findung, und gab der Regierung den folgenden Tag Nachricht davon, als Beweis ihrer Delikateſſe und Offenheit, um jede mögliche Concurrenz oder Eiferſucht zu vermeiden. Viele kamen nach dem Arſenal, um zu ihrem Vergnügen oder aus gelehrter Neugierde dieſen Cippus zu beſehen; Andere, um die Inſchrift abzuſchreiben, welches Jedem vergönnt wurde, ohne im Geringſten zu ahnen was daraus erfolgen könnte. Eine ſolche Abſchrift verſchaffte ſich auch der Commiſſär der römiſchen Alterthümer, welcher kurz nach der Findung einer Perſon ein Geſchenk verſprach, wenn ſie ihm dieſe Inſchrift indirect verſchaffen könnte. Ganz unvermuthet wurde am 25. Auguſt der Cippus mit bewaffneter Hand fortgenommen, ohne daß der Schreibende, Herr Naro, gerichtlich belangt worden wäre, und ohne nur zu wiſſen, wer der Urheber dieſer Reclamation ſei, unter welchem Titel und nach welcher Formalität dieſe unerwartete Procedur vorgenommen werde, noch mit welchem Recht und Befugniß.

Hr. B. J. Naro proteſtirt alſo in ſeinem eigenen, und im Namen ſeiner Aſſociirten und bei der Unternehmung Intereſſirten gegen dieſes Verfahren, und erklärt:

1) Daß er ſeinerſeits mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit verfahren, und mittelſt der empfangenen Gelder das Verſprechen, welches er dem Publikum gethan, erfüllt, und die Maſchinen conſtruirt habe, um jeden möglichen Gegenſtand, der ſich in der ganzen Ausdehnung der Tiber in dem Fluße, oder deſſen Ufern befindet, herauszuziehen, laut dem bewilligten päbſtlichen Privilegium.

2) Daß er durch ſo viele unvorhergeſehene Hinderniſſe, vorzüglich durch das Ausbleiben von beinahe zwei Drittheilen ſeiner Actien, die nicht Zahlung geleiſtet, gehindert, nicht alle Maſchinen conſtruiren laſſen konnte, welche die Totalität des Projects ausmachen, zu denen die Materialien bereit liegen, beſonders zu einem großen Schiffe, welches erbauet werden kann, wenn alle Actien bezahlt werden.

3) Daß die vollkommenſte Wirkung der Maſchinen und damit verbundenen Inſtrumente, welche täglich in Bewegung geſetzt wurden, durch den täglich verfaßten Verbalprozeß unwiderleglich erwieſen iſt, zu welchem ſich eine Menge Anweſender, Standesperſonen und Kunſtverſtändige, einfanden, welche ſowohl die ſchnelle Wirkung des Cylinders, als auch die Wirkſamkeit der Klammer bei Auffaſſung großer und kleiner Gegenſtände beobachtet haben.

4) Erklärt und proteſtirt er im Angeſicht des Publikums und von ganz Europa, daß er ſich in keinem gegenwärtigen oder künftigen Vorfall mehr für reſponſabel erkennen kann, wenn die Unternehmung ganz oder zum Theil auf höhern Befehl, oder aus andern Gründen und unter anderm Verwand unterbrochen werden ſollte.

5) Erklärt und proteſtirt er gegen die Aſſociirten, welche bis jetzt die geforderte Bezahlung ihrer Actien zurückgehalten haben, nachdem ſie ſich freiwillig und geſetzmäßig mit ihrem

Namen, Zunamen und Geburtsort auf der Liste der Associirten haben eintragen lassen mit ihrer Ordnungsnummer und Inschrift.

6) Protestirt er gegen diese vornehmlich, wegen der Schaden, Interessen, Kosten und Ausgaben und selbst gethanen Vorschüsse, nicht weniger wegen der Schaden, Interessen und Kosten, welche selbige durch ihre Verspätigung denjenigen Herren Associirten verursacht haben, und noch verursachen können, welche die auf sich genommenen Verpflichtungen gewissenhaft erfüllt haben. Diese Protestation und Erklärung soll in ihrem ausgedehntesten Sinne kraftgültig sein, für allen Schaden, Interessen, gerichtliche und ausergerichtliche Kosten, die vorkommen können.

7) Erklärt er, daß es seine Absicht und Wille sey, daß gegenwärtige Protestation und Erklärung, so bald sie in öffentlichen Blättern erschienen, oder auf andere Art bekannt gemacht worden, ihre Kraft und Gewicht habe, als ob sie jedem persönlich insinuirt worden. Zu diesem Zwecke wird er sich mit der Kraft der in solchen Fällen gewöhnlichen Autorisation verwahren.

8) Protestirt er, daß es sein unerschütterlicher Wille sei, sowohl in seinem eigenen Namen, als auch im Namen seiner Administration und gegenwärtigen und künftigen Interessenten, seine Rechte zu behaupten, sowohl in Rücksicht der schon ausgegrabenen Gegenstände, als auch derjenigen, welche noch künftig in der bewilligten Ausdehnung des Privilegiums möchten ausgegraben werden, und daß er sich zu diesem Behuf, wie billig der allen Actionairs gemeinschaftlich angehörenden Fonds bedienen werde. u. s. w. u. s. w.

Verfaßt in meinem Bureau, Piazza de, S.S. Apostoli No. 232.

Folgen die Unterschriften.

In Uebersetzung mitgetheilt durch K — in Rom.

Einladungsschreiben des Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung der Denkmale früherer Zeit zu Naumburg an der Saale.

Der innige Eifer für die Sammlung, Erhaltung und Erforschung des vaterländischen Alterthums in Geschichte, Sitte und Kunst gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen der letzten Jahre und giebt uns die sicherste Bürgschaft für das Wiederaufblühen einer Zeit, die den Nachkommen Erinnerungswerthes hinterlassen kann. Unser in und mit sich zerfallenes Vaterland, das in den verschiedenartigsten Bestrebungen klagend und verlangend sich abarbeitet, kann, da das religiöse und politische Band seiner Einheit und Macht durch Sektirerei, Mautlinien und Wechsel der Herrschaft vielfältig geschwächt worden, keinen innigern Vereinigungspunkt finden, als das Heiligthum seiner Vorzeit. Wenn aber auch unter den Forschern der altdeutschen Litteratur und Kunst ein feindseliges Spalten und Absondern (der allgemeine Fluch unsrer Zeit) sich geltend macht, so liegt der nächste Grund dieser traurigen Erfahrung wohl in dem Unbestimmten und Schwankenden der meisten Bestrebungen und in dem Mangel ihrer Beziehung und Begründung in den Erfordernissen der Gegenwart. Das Volk, und zwar nicht bloß das ungebildete, mißtrauisch gemacht durch die Unsicherheit und den Zwist derer, die ihm die Herrlichkeit seiner Vorzeit darstellen und aufklären wollen, wird gleichgültig für sie selbst, oder nimmt spöttisch Gegenpartei und wirft das Nibelungenlied zu den altdeutschen Studentenröcken.

Neben und nach dieſen allgemeinen Forſchungen im Felde der vaterländiſchen Vorzeit hat man angefangen, die Denkmale einzelner Städte und Gauen vor dem Untergange, den ihnen die Unkenntniß und Frivolität der Zeit drohete, zu retten, ſie aufzubewahren, zu erklären und zu würdigen. Einige Städte am Rhein, vor allen das ehrwürdige Kölln, gaben das Beiſpiel, zuerſt in den Aufopferungen Einzelner, dann in Vereinen, und endlich blieben auch die Regierungen nicht ohne alle Theilnahme. Aehnliche Zwecke verbinden in Schleſien eine Geſellſchaft einheimiſcher Alterthumsfreunde, deren Forſchungen ſchon manches dankenswerthe Ergebniß geliefert haben, Mehreres und Größeres verheißend *). Hier, wo der engere Kreis die Arbeiter freundlicher zuſammenſchloß, wo Jeder des Andern Fleiß und Erfolg mit allen Schwierigkeiten und Mängeln erwägen konnte, wo Jeder ſelbſt ſicher erkannte, was er wollte und ſollte, was am nächſten und nöthigſten, was am einflußreichſten und wirkſamſten wäre, erſchienen alle Früchte reifer und fanden herzlichere Theilnahme. Hat aber die Forſchung des einheimiſchen Alterthums nur erſt in ſolchen auf einzelne Städte und Gaue beſchränkten Kreiſen gründlichen Fuß gefaßt, ſo wird auch ein allgemeines Zuſammentreten für größere und wichtigere Unternehmungen nicht lange ausbleiben können.

Die Askania, die gern mehr als zufällig zuſammengeworfene Schriftſtellerbagatellen liefern möchte, freuet ſich, das Einladungsſchreiben eines in ihrer Nachbarſchaft ſich bildenden

*) Wir wollen nur z. B. an die Bemühungen und Arbeiten unſers würdigen Freundes, des Herrn Profeſſors und Archivars Büſching erinnert haben und an Friedrich Kruſe's Burgis (Leipzig bei Hartknoch 1819). Einem Prachtwerke über Schleſiſche Alterthümer ſehen wir freudig entgegen.

Vereins von vaterländiſchen Alterthumsforſchern mittheilen zu können, und wünſcht dem edlen Unternehmen kräftiges Gedeihen.

Erfüllt von der Hoheit und Bedeutſamkeit unſerer Vorzeit in That, Sitte und Kunſt, durchdrungen von dem Gefühl der Verpflichtung, das Andenken derſelben, wie es in Geſchichten und Denkmalen enthalten iſt, treu zu bewahren, und kommenden Geſchlechtern zu überliefern, und geleitet von der Betrachtung, daß nur vereinten Beſtrebungen es gelingen könne, das Dunkel zu erhellen, das zum Theil auf den Denkmalen der Vorzeit ruht, und ſie ſelbſt vom gänzlichen Untergange zu retten, haben mehrere gleichgeſinnte Männer in dieſer Provinz es unternommen, nach dem Beiſpiel, mit dem man in andern Gegenden Deutſchlands vorangegangen, einen freien Verein zu ſtiften für Erforſchung des vaterländiſchen Alterthums, und Erhaltung der Denkmale früherer Zeiten.

Der Zweck des Vereins iſt hierdurch im Allgemeinen genügend ausgeſprochen. Ihm gemäß werden Ueberreſte der heidniſchen Vorzeit, Denkmale alter Architektur und jeder Gattung altdeutſcher Art und Kunſt, Grabmäler, Inſchriften, Urkunden, alte Handſchriften, Chroniken, Lieder, Sagen, Sitten und Gebräuche beſondere Gegenſtände ſeiner Forſchungen ſein. Dieſe auf allen möglichen Wegen und in allen Beziehungen anzuſtellen, und jene Gegenſtände auf eine angemeſſene, der Wiſſenſchaft und dem Leben gleich förderliche Art zu ſammeln, zu bearbeiten und darzuſtellen, wird er ſich zum Ziel angelegentlicher Bemühungen ſetzen.

So reich aber auch die hieſige Gegend an intereſſanten Denkmalen der Vorzeit iſt, ſo möchte er doch ſeine Thätigkeit nicht innerhalb derſelben beſchränken, ſondern auf ganz Sachſen und Thüringen, ohne Rückſicht auf neuere politiſche Begren-

zungen, ausdehnen. Auch liegt es im Plane, zu Naumburg an der Saale, dem Mittelpunkt des Vereins, ein vaterländisches Museum zu bilden, und aus seinen Verhandlungen dem größern Publikum geeignete Mittheilungen zu machen.

Schon sind mehrere höchst achtbare Männer aus allen Ständen mit Geneigtheit beigetreten. Soll aber das Werk nach Wunsch gedeihen, so bedarf es einer Bearbeitung desselben im Großen und Ganzen, es bedarf vielfältiger gegenseitiger Unterstützung, und folglich vieler Mitarbeiter und Theilnehmer.

Es laden daher Unterzeichnete, in Folge des ihnen von den gesammten Mitstiftern des Vereins ertheilten Auftrags, alle, denen das vaterländische Alterthum werth ist, ein, sich ihrem Verein anzuschließen, und ihre Mitwirkung zu den bezeichneten Zwecken zuzusichern. Jede Art derselben wird bei dem freundlichen Austausch des Gebens und Empfangens willkommen sein. Die Geldbeiträge sind so gering gesetzt, daß sie keinen Freund alterthümlicher Forschungen von der Theilnahme zurückhalten werden *).

Die vollständige Organisation des Vereins, die vorläufig schon berathen ist, soll in einer demnächst zu haltenden Generalversammlung, unter Zuziehung aller Mitglieder, festgesetzt werden, worauf eine förmliche Konstitutions-Urkunde ausgefertiget, vollzogen, und der höchsten Behörde zur Bestätigung vorgelegt werden wird.

Naumburg an der Saale und Pforta, den 8. Oct. 1819.

Lepsius,
Königl. Landrath zu Naumburg.

Dr. Ilgen,
Geheim. Rath u. Rektor der Landesschule Pforta.

Lange,
Professor in Pforta.

*) 3 Thlr. zum Eintritt und 3 Thlr. jährlicher Beitrag.

Inhalt.

Seite

1. Vorwort, von einem auswärtigen Mitarbeiter 1
2. Das Ritterwesen. (Bruchstücke von Vorlesungen über das Ritterzeitalter), von Dr. J. G. Büsching, Professor und Archivar in Breslau, ... 1
3. Graf Diether. Drei Romanzen von Otto Heinrich Grafen v. Loeben . 69
4. Zwei geistliche Lieder, von August Gebauer 75
5. Offizielle Nachricht, die Unternehmung der Tiberausgrabung betreffend, in deutscher Uebersetzung mitgetheilt von K — in Rom . . 77
6. Einladungsschreiben des Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung der Denkmale früherer Zeit zu Naumburg an der Saale . . . 85

ASTRAEA

Zeitschrift

für

Leben, Litteratur und Kunst.

28 Heft. Februar 1820.

Herausgeber: Wilhelm Müller.

Dessau,
Unternehmer und Verleger C. G. Ackermann.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

liter.

9.

Der Namen Askania will nur den Ort ihrer Erscheinung bezeichnen und durchaus kein Provinzialblatt ankündigen. Die Grenzen ihres Inhalts bezeichnet der zweite Titel; die sicherste Bürgschaft ihres Werthes geben die Namen derer, die bis jetzt Beiträge theils geliefert, theils zugesichert haben. Dan. Amed. Atterbom in Stockholm. Achim v. Arnim. Heinrich Beck. Georg Graf v. Blankensee. Joh. Gust. Büsching. K. L. Blum. Ludw. Bischoff. Helmina v. Chezy, geborne Freyin v. Klenke. Karl Förster. Friedrich Baron de la Motte Fouqué. August Gebauer. Wilhelm Grimm. Franz Horn. Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. Wilhelm Hensel. Franz Rudolph Herrmann. Joseph Horky. Friedrich Jarick. Friedrich Graf von Kalkreuth. K. W. Kolbe. Friedrich Kuhn. J. G. Kunisch. C. H. Graf v. Loeben. E. Frhr. v. d. Malsburg. F. J. Mone. Friedrich Raßmann. Heinrich Ritter. Ludwig Sigismund Ruhl. Julius Max Schottky. Henriette Schubart. W. v. Schütz. G. A. Harald Stenzel. August Zeune.

Die nächsten Hefte werden unter andern enthalten:

Ueber die Lesung des Nibelungen-Liedes auf gelehrten Schulen. Für und wider. Von dem Professor D. F. J. Mone in Heidelberg.

Beiträge zum Geist der Ritterschaft. Von Henriette Schubart in Gotha.

Altdeutsche Gedichte in Mähren. Von Joseph Horky in Brünn.

Von der Askania erscheint monatlich jedesmal am 15ten ein Heft von 6–7 Bogen; da, wo es nöthig ist, mit Kupferbeilagen begleitet. Sechs Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Haupttitel und Inhalt geliefert wird.

Der Preis des Jahrgangs, aus 12 Stücken bestehend, die nicht getrennt werden, ist 8 Rthlr. sächs. oder 14 Fl. 24 Xr. rheinl. Vorausbezahlung (in weit entfernten Gegenden etwas mehr), wofür es durch alle solide Buchhandlungen, so wie durch die löbl. Postämter zu erhalten ist.

Für die letzten hat das hiesige Königl. Preuß. Wohllöbl. Postamt die Hauptexpedition übernommen.

Chr. Gg. Ackermann.

Askania,

tschrift für Leben, Litteratur und Kunst.

2s Heft. Februar 1820.

Triumphe deutscher Vorzeit.

Gedicht in fünf Kapiteln.

hstehendes Gedicht in Form der Triumphe Petrarchs ward ahre 1810 geschrieben, und entstand aus der Trauer über i diesem Jahre erlebte Vernichtung der vaterländischen Ver- ng, als sie Einrichtungen weichen mußte, die der Zeitgeist nen. Dies im Vaterlande erfahrne Ereigniß hat aller fsamkeit des Verfassers seitdem die Richtung gegeben, die e: ob wir Recht haben und ob wir klug handeln, unsere eit zu verkennen? ihn mit einem Ernst beschäftigt, von dem e Beweise dem deutschen Vaterlande noch hofft ablegen zu en. Das Gedicht damals dem Drucke übergeben, wäre Thorheit gewesen. Wer würde nicht den verlacht haben, in jenem Jahre Deutschlands Vergangenheit so geehrt, die sbleiblichkeit des nahen Sturzes der französischen Weltherr- t so bestimmt behauptet, die Wiedergeburt der Kirche so ausgesprochen, endlich der vaterländischen Natur des baues und der Gemeindeverfassung solche Kraft und Wirk- eit zugeschrieben hätte, wie das Gedicht ihr beilegt? — war der Verfasser von der Wahrheit alles dessen tief durch- gen, und wer seine Versuche über einzelne politische Gegen- e kennt, dem kann nicht entgehen, daß sie sämmtlich Ent-

wickelungen jener Anſichten aus Gründen ſind, Bemühungen, Erſcheinungen, die uns im Dunkel ſtehen, unter ihren wahren Lichtpunkt zu ſtellen, und dieſe letzteren Bemühungen haben theils unbedingte, theils bedingte Vertheidiger gefunden. Möglich, daß das, was ſein Leben noch leiſtet, nichts ſein wird denn Begründung deſſen, was in jenem Gedicht nur wie Wink und Andeutung erſcheint. Denn er hat den Glauben an die Wahrheit deſſelben.

Wenn Kirche und Staat, Glaube und Verfaſſung feſtſtehen, dann mag es der Poeſie wohl vergönnt ſein, ſich zu anmuthigem Spiel zu verſchönen, weil ihr eine Realität gegenüber ſtehet, aus der die Seele des Dichters trinken konnte, um zum Rauſch zu gelangen, welcher die feſte Wirklichkeit in anmuthige Bilder, in Kinder der reinſten Luſt umwandelt. Er darf die Wirklichkeit zu einem ſchönen Farbenſpiel verklären. Zerfällt aber das Leben, ſo wird ſein Geſetz ein andres. Er ſoll nicht lügneriſch das Verderbte ſchminken wollen. Er muß es in Beziehung bringen auf das Ewige, Unwandelbare und Rechte. Er muß nach der unſterblichen Wurzel alles Daſeins trachten in allen jenen unendlichen Formen, welche die Dichtung ihm darbietet.

Erſtes Kapitel.

Woher dies wilde Kreiſen aller Dinge?
Gewichen iſt aus ew'ger Bahn die Zeit,
Und will zurück zum alten heilgen Ringe.
So ſtraft der Himmel die Vergangenheit,
Daß, wenn ihr Schöos einſt ſchwanger ging mit Sünden,
Sie drob ergreifen Reue ſoll und Leid.
Doch muß ſie erſt die arge Frucht entbinden,
Und ob der Brut, der ſie genas, erſchrecken,
Eh neu den Segen Michaels empfinden.
Drum ſiehſt du kreiſend Aug' und Arm ſie ſtrecken
Gen Himmel, ſchreiend: mußt' ich ſo gebären?
O ich will büßen meines Betts Beflecken!
Doch um ihr Lager brüll'n die jungen Bären,
Der Mutter Spott rückgebend, wenn ſie ſieht:
Laßt von dem wilden Weſen ab! mit Zähren.
Und wie der Kinder Kreis ihr Aug' durchgeht,
Vor Iſaſchar und Simeon erſchreckt,
Sieht's ferne Benjamin, der weinend ſteht.
Umſonſt nach ihm den Arm ſie brünſtig ſtreckt,
Zu rufen an ihr Herz den treuen Sohn;
Solch Ruf der Brüder Zorn nur wilder weckt.
Sein Schrein, ihr Wimmern und der Frechen Hohn
Erfüllt die Luft, daß her die Völker wallen,
Prieſter, ſelbſt Fürſten, ſteigend von dem Thron.
Matt läßt das Haupt ſie auf die Pfülben fallen,
Und die es ſehn, ergreift ein plötzlich Bangen,
Daß rings es ſtill wird in den weiten Hallen.

Da hebt sie sich mit schmerzgebleichten Wangen
Auf in dem Bett, umschaut der Völker Kreis,
Und sich den Jüngsten winkend mit Verlangen,
Ruft sie: o werde meiner Brüste Milch zu Eis!
Verderbt selbst, nährte nicht verderbte Brut,
Und dir, du letztes treu gebliebnes Reis,
Dir spend' ich, wie der Pelikan, mein Blut;
Derweil du's trinkest, will mein Schwanenlied
Der Welt ich singen mit bekehrtem Muth.
Die Brust der Mutter Alles bluten sieht,
Doch ihren Leib des Knaben Arm umwinden,
Indeß so sprechend langsam sie verschied.
Weil denn des Hohen letzte Spur will schwinden,
Kommt, im Entwichnen einmal noch zu lesen,
Was Augen nicht im Kreis des Jetzt mehr finden.
Der Ahnen Kraft, Euch heilig einst gewesen,
Umgaukelt Ihr mit höhnendem Verschmäh'n.
Dadurch wird Neid und Zwietracht bald genesen.
Kein treu Gemüth noch hab' ich lästern sehn;
Weil Nacht nicht drückt, den innres Licht verklärt,
Zerbricht er nie, was Gott selbst ließ geschehn.
Und wenn ihm höhres Licht zu schau'n gewährt,
Harrt dessen Aufblühn ab geweihter Sinn,
Nur was der Himmel reift, ist ihm bewährt.
Vor Besserm sank das Unvollkommne hin
Von selbst, weiß er, und nie sein Mund wird sprechen:
Der Vorzeit Sturz sei meines Reichs Beginn.
Nur, wer ein göttlich Licht nie sah aufbrechen
In dieser Welt, die himmlisch Heil gebar,
Wird an dem ewgen Geist sich neidisch rächen.

ſelber iſt der hohen Liebe baar,
Soll ihn da nicht die hohe Zeit erſchrecken
Mit ihrer mächtigen Geburten Schaar?
er Blüte innre Triebkraft zu entdecken,
Dazu iſt ihm verſchwunden jede Spur;
Er ſieht Vergänglichkeit in allen Zwecken,
nd ruft: mäht ab die ſtolze blüh'nde Flur!
Wenn dieſer Ueberfülle Zwang dahin,
Entſprießt aus ihr die wahre Ordnung nur,
eichthum, Erwerb, ſammt lockendem Gewinn;
Und wie er denen ſich als Sklav verbunden,
So betet Zeitliches nun an ſein Sinn.
er Hauch des Ewgen wird nicht mehr empfunden,
Und er, der hart im ſtarren Druck gefangen,
Denkt Nichts, denn wie er deß will ſein entbunden.
ie eitle Umkehr wird ſein Unterfangen,
Zufrieden, wenn nur anders wie ſie ſtunden,
Die Ding' in Ordnung ſcheinbarlich gelangen.
o treibt Ihr's jetzt, und daß Ihr's ſollt erkunden
Als wahr, zeig' ich Euch wie's geweſen war
Auf Erden, und wie heut es wird erfunden.
es Volkes Gleichheit wies ſich vor'm Altar;
König und Bau'r, im Weltreich wohl geſchieden,
Eint brüderlich die Kirche, das iſt klar.
och ſich die Tempel nun, wie's wird vermieden,
Daß ſich als gleich bekunden Herr und Knecht,
Wenn ſie ihr Knie ſoll'n beugen Gott hienieden.
as war ein hocherleuchtetes Geſchlecht,
Dem es der Geiſt ſo klärlich hatt' enthüllt:
Daß nicht vor'm Herrn beſtehe Königs Recht.

Ob sich der Mensch in Lumpen dürftig hüllt,
Ob sich um seine Stirne schmiegt die Krone,
Ist ihm nur eitler Schein, nur ihm nichts gilt.
Er dringt Euch zu des Herzens innrer Wohne,
Zu prüfen, ob ihr noch von Nacht umdunkelt
Oder empfingt bereits das Licht vom Sohne.
Doch weil sein Glanz Euch nur durch Dämmrung funkelt,
Und noch der Strahl nicht Eure Nacht durchbrochen,
Ist's Raserei, wähnt Ihr Euch ganz entdunkelt.
So Uebermuth und Irrwahn unterjochen.
Drum Sondrung, Gliedrung, Satzung zu beginnen,
Eu'r Stückwerk sei, wie Paulus hat gesprochen.
Nicht wohnen sollt ihr drin mit thierschen Sinnen,
Den Ewgen, den der Stolz nicht an sich reißt,
Selig in enger Heimat lieb gewinnen,
Als Vorhof, in den Euch der Sohn verweis't
Zu still'n und wecken herb' und selges Ringen,
Das ihm Euch eint im Wesen und im Geist.
Seht, dieses sann die Kirche zu vollbringen!
Wie Himmelskräfte das Naturreich tragen,
So will sie Euern irdschen Bund durchdringen.
Und Ihr wollt um Verfinstrung sie verklagen,
Weil eitler Spiegel Licht sie Euch verwehrt,
Damit Ihr's mögt als Blüth' im Herzen tragen?
O besser war der Inder ja belehrt,
Den preisend, welcher in der Gleichheit steht.
Weh! wenn ihr dieses Spruches Sinn verkehrt!
Falls denn nach Gleichheit Euer Trachten geht,
Sucht sie in Euch, vor'm Herrn, wo nichts Euch fehlt,
Wo im Verschiedensein Ihr Gleichheit seht.

in dem Tempel ſeid Ihr ungequält,
Dort Einheit wird, und in ihr Gleichheit funden,
Derweil geſatzt noch draußen und gezählt.
ſeit Euch jenes Irrniß hat umwunden,
Seit Euch die Gleichheit nur im Weltreich waltet,
Und ſie aus heilger Kirche drum verſchwunden,
die Gemeinde Gottes ſich entſtaltet,
Ihr Bild und Weſen iſt nicht mehr auf Erden,
Zeigt ſie ſich auch, ſo iſt ihr Herz erkaltet.
klagt Ihr, daß entheiligt nicht die Heerden
Der Völker nur, ſogar die Lehrer ſchweifen,
Fürſten und Kanzler! und ſchuft die Beſchwerden? —
n Ihr ließt ja das hohe Werk nicht reifen,
Die Heerde, rieft Ihr, maz's, nicht uns bezwingen;
Doch unſrer Herrſchaft Bau dien' es zu Steifen.
nunmehr liegt Ihr da, wie ich im Ringen.
Es iſt die eigne Frucht die uns verzehrt,
Verſiegter Andacht Quell will nicht mehr ſpringen.
wär' Euch auch ſein Waſſer noch gewährt,
Des Himmels Heilkraft bleibt ihm doch entſchwunden,
Wenn nicht zuerſt ſein Labſal Ihr begehrt.
müßt nach meinem Bild' Euch ſchlagen Wunden,
Eu'r Blut mit mir weihn, wie der Pelikan,
Und dulden Martertum, wie ich's empfunden.
lenkt die Lehrer nicht zur rechten Bahn,
Anbetung Eurer Liebe muß ſie faſſen,
Nur dann erſt ſcheiden ſie vom falſchen Wahn.
Fürſten hat die Milde nie verlaſſen,
Die Diener nur ſtehn da mit kaltem Neid,
Und woll'n den heilgen Bund nicht grünen laſſen.

Doch Ihr getäuſcht ſammt Volk und Clerus ſeid,
Drum will ich von den frühern Tagen ſprechen,
Vielleicht ſich Eure Wechſellieb' erneut.
Es mußten ſich die Prieſter wohl erfrechen,
Unziemlich mit dem Schwert den Bau zu ſchirmen
Des Tempels, den ſie ſah'n durch Euch zerbrechen.
Schon, ſtatt wie ſonſt mit Neid ſich zu beſtürmen,
Nah'n ſie, die heilge Bande neu zu ſtricken,
Sich ja bereits mit mild verſöhnten Stirnen.
Damit Ihr nun vor allem mögt erblicken
Des Geiſtes Art, der ihren Bund belebt,
So ſei der Kirche ewiges Beglücken
Euch wahrhaft zu enthüll'n mein Mund beſtrebt.

Zweites Kapitel.

O Carl! dein Alter, himmliſch und erhaben,
Weil ich's im heil'gen Schleier nur erblicke,
Mich wie an ein Myſterium dran zu laben,
Laß' ich vorüber ziehn auch Eurem Blicke,
Der Kirche Chriſti Weſen zu beſchreiben,
Als ſie ſich ſchon mußt' zieh'n in ſich zurücke.
Es ſollte Jeſu Leben ſichtbar bleiben
Im Stand des Clerus auch auf dieſer Erden,
Geweiht der Heiligkeit, nicht irdſchem Treiben.
Da that ihm noth Genoſſenſchaft zu werden,
Wie gern er mogt' im ganzen Körper ſein;
Feindſelig griffen dort ihn an Gefährden.
Getheiltes Wirken bracht' ihm kein Gedeih'n,
Gleich Chriſti Reich, das unvergänglich war,
Weil nicht von dieſer Welt, wollt' er ſich weih'n.
So wurde zünftig denn die fromme Schaar
Der Bürgerſchaft, die nach dem Himmelreich
Baut' eine Burg in weltlicher Gefahr,
Um dort zu werden ganz dem Heiland gleich,
Hienieden als ſein leiblich Bild zu walten,
Und treu zu hegen ſeiner Lehre Zweig.
Kaum abgeſchieden aus dem irdſchen Schalten,
Floß Himmelsglanz in ihre Einſamkeit,
Zum neuen Himmelreich ſie zu geſtalten.
Die Welt ſah ſie in Abgeſchiedenheit
Des Herren Antlitz nur zu ſchauen ſtreben,
Und nie zu eiteln Werken ſteh'n bereit;

Sich Regel und Geſetz alleinig geben,
Den Menſchen zu erbaun das Vorgebild,
Nach dem ſie künftig ſollten Alle leben.
Nun ward zuerſt der kühne Ritter mild;
Wenn er die Lehnstreu früher einſt verlieh,
Der Kirch' erſtand er wieder als ihr Schild.
Straft ihn drum nicht, ſagt nicht, daß er verſtieß
Die Heil'ge, die ſein altes Oberhaupt,
Weil andern Lehnsherrn er auch Treu bewies.
Als Paradies der ganzen Erd' entlaub't,
War jene ſchon ein eingehegter Garten,
Und der allzwing'nden Wunderkraft beraubt.
Statt dienend nur der Kirche Lehn zu warten,
Schloß drum den zweiten Bund die Rittertreue,
In welchem ſich Vaſall'n und Herren paarten.
Und wahrlich nicht verderblich war der neue,
Denn wenn der Kirche Burg der Sonne glich,
Schien er von ihrem Licht durchſtralte Bläue.
Und wie im Maimond freute alles ſich,
Als er mit Sonnenglanz getränkten Stralen
Warm durch die Fluren und die Wälder ſtrich.
Das Volk lag eingeengt in finſtern Thalen,
Der Clerus an des Glaubens Altar ſtand,
Das Ritterthum zerbrach der Trennung Schaalen.
Und ihren Sommer nun die Erde fand,
Denn jeder pflanzte, farbig zu bekleiden
Den Boden der mit ſüßer Macht ihn band.
Vom Ritter war der Lehnsherr nicht zu ſcheiden;
Der Kirch' und hoher Liebe rein geweiht,
Stand fern es beider Thun, ſich zu beneiden.

Die Bruſt hob hoch, den Sinn ſchuf frei und weit
Das ſelige gemeinſame Beſtreben,
Des Tempels Feld zu bauen weit und breit.
Dem Andern ſchmückte jeder ſo das Leben,
Dem Ritter waren Fürſten Kraft und Zier,
Die Fürſten ſannen Ritter zu erheben.
Wahrhaft Erhabnes weckt nie Neides Gier;
So blieben Fürſt und Adel Volkes Fuß,
Das, fehlten die, ſich fand erſtorben ſchier.
Sein ſich und ſeines Daſeins ſtand's bewuſt,
Weil ihm gewiß ward der Begründung Glücke,
Sah's an der Ritter kühn' und fromme Brust.
Und hatt' es wohl zu fürchten deren Tücke?
So pflegte ſeinen Adel der Verein,
Daß er Unwürdge wies in Bann zurücke.
Er ließ den Lehnsherrn ja ſein Vorbild ſein,
Er unterwarf ſich ja der Kirche Macht,
Nachts, Nüchtern ſelbſt am Kreuzweg in dem Hain.
Ein grüner Garten ward die Welt, da blacht
Von Tugend, Schönheit, Muth und edlem Sinn,
Daß ſüß zum Minneſang ihr Chor erwacht.
Von Klugheit träumte Keiner ſich Gewinn,
Lieb', Andacht, feſtes Wollen, ſchön Gemüth,
Das war der Quell dem Alle wallten hin.
Die Frühlingsblüt ward herrliches Geblüt,
Wie dieſen Stral der Ritter erſt gepflegt,
Er bald auch in der ganzen Volksflur glüht.
Solch' eine Welt, als Garten nur gehegt
Von Frau'n und Rittern, der der Freude gilt,
Ward doch zugleich vom ewgen Geiſt bewegt.

Denn Jeglichem ſproß in der Bruſt ein Bild
Lebendig ſchön, gebildet nach dem Weſen,
Das mit der Kirche Born in's Leben quillt.
Doch auch die Unſchuld muß der Schuld geneſen,
Und Schwelgerei, des Todes Vater, zeugte
Trübſinn, zu blöd', um im Kriſtall zu leſen
Der Freude, deren Thron die Welt ſich beugte.
Drum ſchwer erſeufzend rief er: das ſind Sünden,
Die ich verſcheuche mit der Wahrheit Leuchte!
Da wurde Zwieſpalt, und man ſah verſchwinden
Des Geiſtes fromme Kraft, ein trübes Sinnen
Fing an durch's Leben ſtockend ſich zu winden.
Und als der Chor ſein Jubellied beginnen
Wie vormals wollte mit beſeelter Bruſt,
Konnt' er nicht mehr die Melodie gewinnen.
In ſeiner Mitte heiſer mit Unluſt
Giebt Wort' ein Mund zurück ihm für Geſang,
Und ruft: Ihr Trunknen werdet euch bewußt.
Ihr macht mich in der innern Seele bang,
Denn ihr erſtickt das hohe Gut der Sprache,
Wenn ihr den innern Kern umhüllt mit Klang.
Nicht mehr mach' ich mit Euch gemeine Sache,
Ich zieh zurück mich in einſame Hallen,
Bis ich für Euch mit neuem Troſt erwache.
Und wirklich fängt der Chor an zu verhallen,
Verlorne Weiſen werden nur erneuet
Nicht ſelbſtgeborne mehr der Bruſt entſchallen.
Ja leider iſt das Feſt nun wohl entweiht,
Denn ſeine Blum' erblüht nicht aus dem Herzen,
Deß' warmer Keim Blut auch der Weisheit leiht.

Drum nennt sie fremdes Thun ein sinnlos Scherzen,
Und spricht: die Welt hat ihre Bahn vollbracht,
Wofern sie nicht tritt bald zu meinen Kerzen.
In mir nur ist das Licht, und draußen Nacht.
Ich muß Euch wieder zu dem Ewgen leiten;
Und manchen Weg hat sie sich ausgedacht.
Doch lass' ich sie durch ihre Zellen schreiten,
Wo sie mit Fleiß geforscht, mit Brunst gefleht,
Und führ' Euch wieder nach des Lebens Weiten,
Damit Ihr dort die neue Wirkung seht,
Wie voll aufblüht ein glänzend Labyrinth,
Vom Zweifels Sturm und Glaubens Hauch durchweht.
Denn noch vertrocknet nicht die Sprossen sind;
Doch weil nicht himmelwärts mehr geht der Baum,
Der Zweige Ueberfülle Macht gewinnt.
Und reich an Blüthen, wie's zu sagen kaum,
Vielfarbig sind die Aeste ausgeschmückt;
Nur die ersehnte Frucht bleibt leider Traum.
Denn ach von dem, was Euch zu meist entzückt,
Wird nunmehr grade die Zerstörung kommen!
Hier stockt die Arme die ein Seufzer drückt,
Doch wird bald wieder so ihr Mund vernommen.

Drittes Kapitel.

„Woll'n Priester nur des Himmels Thron erkennen,
Woll'n nur die Ritter sein mit Macht beliehn;
So heißt dies ja, nur ihnen Freiheit gönnen:"
Sprach manche Stimme schon. Doch Freiheit schien
Nur, was der Kirch' und Ritter Kraft geblieben;
Freiheit ward einem andern Stand verlich'n.
Dem Priester war sein Leben vorgeschrieben,
Und er empfand nicht, daß er unfrei war,
Weil er's erkiesen sich mit frommen Trieben.
So gings den Edlen auch. Denn strenge zwar
Herrscht das Gesetz der hohen Ritterschaft,
Doch Ruhm, Lieb', Ehre schuf sie Zwanges baar.
Dem Bürger aber ward statt andrer Kraft
Das Gut der freisten Freiheit überlassen,
Vor allem ihm geschenkt ihr goldner Saft.
Muth für Gewerb und Handelsschaft zu fassen,
Blieb ihm des Lebensstandes freiste Wahl,
Ward er zumeist von Banden los gelassen.
So mehrte sich für ihn der Städte Zahl,
Mit Mauern nicht nur waren sie zu stärken,
Kaiser bedacht, mit Rechten allzumal.
Wie prangten bald sie von den schönsten Werken!
Scheinbar umzwängt nur, wurden sie ein Meer
Der Freiheit, so dem Handel wie Gewerben.
Nach Kunst erzeugte Wohlstand die Begehr,
Mit Sitt' und Tugend sie das Leben schmückte,
Und treu nun lieh'n die Bürger sich Gewehr

Zu des Gemeinguts Schirm, das sie beglückte,
Sie wollten selbst ihm wackre Hüter sein;
So sich der Bürger seine Krone pflückte.
Sah man den Ritter edel hold und fein,
Dann ging der Städter stolz und frei daher,
Und wohlgemuth, weil Niemand ihn zwängt' ein.
Nicht auch an Früchten blieb sein Schaffen leer.
Denn weil die Stadt so gut und fest bestand,
Fiel ihm ja nichts bei wackern Sinnen schwer,
Und wer sich, gleich dem Kön'ge, frei empfand,
In eigner Mark befugt sie zu verwalten,
Zu keiner Stunde Druck und Neid den Band.
Doch auch dies schöne Bild sich mußt' entfalten.
Wie's eigne innre Feindschaft hat verderbt,
Das wird Euch später noch mein Mund entfalten.
Seht erst, welch Heil der Landmann hat geerbt.
Denn alle Andern wurden gut bedacht,
Und er nur, hör' ich sprechen, hier enterbt.
O habt doch auf die Dinge besser Acht!
Die Freiheit hätte, die des Bürgers Schalten,
Tod Kirche, Ritter und dem Bau'r gebracht.
Der Städter muß nach allen Seiten walten.
Und doch was sich erwarb der Mauern Sehn,
Sann durch Genoßenschaft er zu erhalten.
Die Andern trugen bünd'grer Pflichten Frohn;
Der Klerus Gottes Blume hier zu werden,
Der Ritter abzuwenden ihm den Hohn.
Und damit dieser wieder nun auf Erden
Nicht sei gehemmt in ihm beschied'nem Thun
Durch d. on schnöd' abwendende Beschwerden:

So mußten Andre sich für ihn beschuh'n,
Mit Gottes Kraft in der Natur sich gatten.
Auf ihr nur kann die ganze Gründung ruh'n;
Denn wenn die Bürger höchste Freiheit hatten,
So war durch frommer Erde heilig Band
Jener geknüpft an seine grünen Matten.
Es brach des Feldes Frucht nur dessen Hand,
Der, wenn nach dem Erwerb die Freien schweifen,
Wie vorm Altar am Leib der Erde stand.
Und soll ihm reich die goldne Frucht stets reifen,
Muß treue Andacht ihn der Flur verbinden,
Er nie nach Stadt und fremden Gauen streifen.
In holder Au' mög' er die Wonne finden
Desselben Bundes, der ihn einst dem Weibe,
Das treuste Band sie alle drei umwinden.
Ein edler Heid' einst ließ schon gleich dem Leibe
Der Ehfrau stell'n die Königin das Feld,
Das ward dem Ackrer Fleißes Ziel und Scheibe,
Das nicht zur Saat bloß, und wird sie gefällt,
Der Eigner geizig zu besuchen geht,
Nein, dem er täglich trauten Gruß bestellt.
Im Lebenshauch nur, der vom Boden weht,
Auf welchem er einst selber jung geblüht,
Gedeiht der Landmann, ist er treu und stät.
Ein kleines Feld erfüllt sein ganz Gemüth,
Das giebt und wird ihm Himmelreich und Erde,
Wenn er sich fromm um seine Gunst bemüht.
Drum wird die Scholl' ihm zum geliebten Herde,
Und braucht er ihrer Brust nicht zu enteilen,
Scheint ihm gering, was Andern dünkt Beschwerde.

Sein treuer Sinn vermag ja nicht zu theilen
Die Luſt, mit der er im Gefilde ſchafft,
Von der, im Berg des Herrn hier zu verweilen.
O jene innige Genoſſenſchaft,
Das wahre Heil der chriſtlichen Gemeine,
Gewann ja erſt im Landbau ſeine Kraft.
Es blieb der Ackersmann dort nicht alleine,
Es wirkten Bruder ihm und Gott zur Seit',
So lang er ſchuf im chriſtlichen Vereine,
Und wohl, wie beſſer jedes Werk gedeiht,
Zu welchem ſich die Menſchen treu verbinden,
Der Landbau ſo in der Gemeinſamkeit.
Nicht reichlichſten Gewinn ſich zu erfinden
War Jedes Sinn, als, hegend Gottes Flur,
An ihrem Segen ſeinen Theil zu finden.
Dennoch war einſtmals alles Leben nur,
In Prieſter, Ritter, Bürger, Ackersmann,
Ein frommes Wandeln auf geweihter Spur.
Der Geiſtliche ging ihrer Schaar voran,
Anzeigend hier den Weg zum Himmelreich,
Von dem das Vorbild er im Geiſt gewann.
Und ihm zur Seite ſtand der Ritter gleich,
Des Wollens voll, ſo Gut wie Blut zu laſſen,
Daß ihm und Volk der Garten blüh' zugleich.
Wohl nannten All' ſich, die der Scholl' Anfaſſen,
Nur zeitlich hier und brüderlich beliehn,
Weil eigenthümlichen Beſitz zu faſſen
Vom Land auf immer, welches Gott verliehn
Ja nur der heiligen Geſammtheit hatte,
Zu kühn und frech ſo frommer Zeit noch ſchien.

Kein Städter, nein, Er, der auf Flur und Matte
Geschafft im Sommer, kehrte, wenn der Nord
Den Baum im Herbst entblößt vom grünen Blatte,
In seine Hütte, zu gestalten dort
Zur Brüder Nothdurft was der Flur erstanden
Bald war, bald hergeschafft aus fremdem Port,
Bis sich zuerst den eng' und frommen Banden,
So traut um sich die Landgemeinden schlangen,
Die Handel trieben und Gewerb' entwanden.
Denn diesen, weil sie in die Ferne drangen,
Bemüht, das weit Getrennte zu verbinden,
That noth, ein freies Reich sich zu erlangen.
O Freiheit, worin Gott Euch Menschen finden
Das höchste Gut läßt, und den schönsten Trieb,
Mißkennt sie nie, wollt Ihr zum Nichts nicht schwinden!
Wenn sie Euch Hauch, der Sehnsucht gleich verblieb,
Aus der die Blume freie Luft begehrt,
Dem Wild Gebüsche sind und Wälder lieb,
Mit der gen Himmel sich der Vogel kehrt,
Der Hirt das Thal, der Schütz die Berge hegt,
Das Schiff mit Flügeln zu dem Hafen fährt;
So segn' ich Euch. Im Innern fühlt und trägt
Den Stral des Herrn Ihr, der Eu'r Leben hält,
Und heilig ist es, was Euch dann bewegt.
Wem aber, weil gesehn er in der Welt
Den Wechsel nur und Mannigfaltigkeit
Trüglich bezaubernd sie den Sinn umstellt,
Daß, weil ein Baum der Liebe Blum' ihm beut,
Er sie nun will an keinem Stamm vermissen,
Nein, wild Gelüst des Gartens Füll' ihm streut:

Daß Gut er nicht zu häufen nur befliſſen,
Selbſt zu vertauſchen iſt; ſo wird der Mann
Von der Begier, die endlos, hingeriſſen.
Ein Zuſtand, der ihn niemals hindern kann,
Was Lohn und Beute zeigt, ſich zu erjagen,
Steht einem ſolchen Sinn am meiſten an.
Es wird, daß Freiheit ſtets gebreche, klagen,
Wer angelockt von dem Beginnen heut,
Sein Gegentheil will morgen mit erjagen,
Und eine Satzung trifft, die ihm verbeut,
Zu überſpringen im Geſammtverein
Die Schranken, die der Willkühr Wechſel ſcheut.
Wer auf den Tauſch bedacht will emſ'ger ſein,
Als feſt das Angeſtammte zu erhalten,
Der geht gar leicht in dies Verderbniß ein.
Die Kräfte grade, die am ſchönſten walten,
Bewegend mäßigen und weiſen Sinn,
Gemißbraucht, ſich am ſchädlichſten verhalten.
Den Handelnden lockt mächtiger Gewinn,
Und mag er ſein ein noch ſo edler Geiſt,
Nach jenem Ziel zielt er am ſchärfſten hin.
Und falls er ſich's zu ſchmücken auch befleißt,
Die Flur die er durchzieht, trifft nur ſein Hohn,
Weil er den Schmuck zur Wandrung ihr entreißt.
Verräthriſch hießen ja Phönizier ſchon.
Und wollt ihr das nicht als Verrath erkennen,
Stehn dem Gewinn Gott und Natur in Frohn?
Soll ich Euch nun Exempel mehr noch nennen,
Wie, was in Einfalt göttlich ward gegründet,
Vom ſchlichten Urſtand ſich hat müſſen trennen,

Sobald Gewinns- und Handelsluſt, entzündet
Die alte Stiftung als beſchränkt verlachten,
Daß werde ungeſtraft ſofort geſündet?
Nur Gottes Huld hemmt noch ihr frevelnd Trachten.
Die Alten, die fromm den Gewerken lebten,
Sich doch nicht frei vom frühern Bund ganz machten.
Das edle Zunftrecht war's, wodurch ſie ſtrebten
Sich der Gemein' als Glied noch anzuſchließen,
Seit ſie ſchon nicht an deren Stuhl mehr webten;
Derweil denſelben früher die verließen
Die, wo ſie Tauſch, Handel und Wandel fanden,
Alsbald ſah'n eine neue Heimat ſprießen
Und vom Gemeindeweſen los ſich wanden,
Durch das der Keim der Eigenſucht zerſtört,
Als ihm noch vor die edlen Ritter ſtanden.
Und wundert Euch drum nicht, wenn Ihr nun hört,
Wie Prieſter Ritter, Bürger Bauer neiden,
Ich hab es Euch geſagt, was ſie empört;
Geſagt Euch, wer zuerſt geſchärft die Schneiden,
Die trauter Eintracht Sehnen wild zerhieben,
Um frei zu machen die chaot'ſchen Leiden.
Hier fing der Büßrin Aug ſich an zu trüben,
Zu ſtocken auch der müden Stimme Keuchen,
Doch ſchien manch Wort noch in der Bruſt geblieben.
Umſonſt nicht gab ſie dieſe letzten Zeichen.
Die wilden Söhne lagen da erſchreckt,
Man hört' ein Seufzen durch die Völker ſchleichen.
Weh! rief ein Greis, wenn hier das Ziel geſteckt!
Die Offenbarung iſt noch nicht zu Ende,
Noch hat ſie das Myſterium nicht entdeckt:

Da falteten die Kön'ge ſelbſt die Hände
Und flehten, daß noch einmal ſie beginne:
So du's Allgütiger im Himmel wende!
Erregt erſt hat ſie uns die reu'gen Sinne,
Des Tempels Vorhang iſt noch nicht gehoben;
Von weitem erſt ſah'n wir die heil'gk Zinne.
Auf dieſes Flehn erſcholl ein Wort von Oben:
Erwache; denn noch ſind ſie in der Wüſte.
Verſtummſt du hier, brauſ't wilder auf ihr Toben.
Das Bild, ſo jetzt dir wie ein Traum verſüßte
Die Seel', indeß dein Aug' geſchloſſen war,
Zeig' ihnen erſt noch als das Eingebüßte.
Sie hört's und ſprach nun folgſam fort zur Schaar.

Viertes Kapitel.

Saht Ihr entfalten sich ein sündhaft Streben,
Seitdem die Menschen zu vollzieh'n den Bau
Der Stadt des Herrn hienieden aufgegeben?
So hört denn, daß der Frevel hat die Au,
Auf der ein neues Eden sollte treiben
Dem Erdensohn, verwüstet arg und schlau.
Er, der im Garten selig zu verbleiben
Schon einst verscherzt, sieht nun zum andern Mal
Hienieden dessen Wiederkunft zerstäuben.
Das Licht, das aus des Paradieses Thal
Heilig geblüht dem Sterblichen hervor,
Ließ ihm von neuem seinen Himmelsstral
Aufbrechen durch der Kirche Christi Thor
Im geist'gen Regiment und den Gemeinen,
Den Garten pflanzend neu, den er verlor.
Denselben Garten, wo er noch vom reinen
Hauch Gottes, der das Leben ihm gewährt,
Erfüllt so war, daß er nur in dem Einen
Beständig schuf und stand, und noch begehrt
Ward noch gethan etwas von seinen Sinnen,
Das ihm des Ew'gen Herz nicht selbst beschert.
Zu selig, zu erkennen sein Beginnen,
Geführt von innrer Liebe lichter Spur,
War, was er that, nur sel'ger Lust Gewinnen.
Und warum wich er denn von jener Flur,
Wo, was sein Herz, sein Auge mogt' erfassen,
Himmlische Gabe ward des Ringen nur?

Ew'gen

O Irrthum! wähnt Ihr, daß durch Feindes Haſſen
Der ew'gen Liebe Sonne ging verloren!
Ihr ſelbſt ließt in Euch ihren Glanz erblaſſen.
Und wo ihr ihn nun nicht mehr ſaht, Ihr Thoren,
Da wähntet Ihr, wär' Euch ein Feind erſtanden.
Ihr ſelbſt habt ihn durch Selbſtmord Euch geboren.
Erfüllt Euch ganz mit Lieb' in Euren Banden,
Laßt nicht ein Härchen von ihr ungetränkt,
Und Ihr ſteht wieder in den ſel'gen Landen.
Die Luſt gebiert ſich neu, daß ihr gelenkt
Von mildrer Hand ſeid, nicht von Eurem Willen,
Es thut nicht noth, daß an Geſetz Ihr denkt.
Doch wenn die heil'gen Waſſer Euch verquillen,
Dann ſteht Ihr in der Wildniß wohl verſchlagen,
Und wollt zerreißen ſelbſt geſchaffne Hüllen,
Frech, um ſie als Verdammniß zu verklagen,
Worin die ew'ge Mild' Euch hat gebannt,
Und der ihr kräftig wollt entgegen ragen.
Laßt doch den eitlen Kampf, ſinkt in das Band
Demüthig heißer Liebe tief zurücke,
Und Euch durchglühet der alte ſel'ge Brand.
Es fällt der Irrſaal und der Qualen Tücke,
Ihr braucht, weil überall die Gottheit ſtralt,
Nicht mehr den Führer durch die finſtre Lücke.
Weil Ihr Euch um dies Eden ſelbſt beſtahlt,
So hegte Heil'grer Demuth treu die Triebe
Mit deren eitlem Schimmer ihr nur pralt;
Die nannten Euch mit Menſchenmund die Liebe,
Daß, was in innrer Bruſt Euch war verhallt,
In Andrer Bruſt als Echo doch verbliebe.

Und irrend durch des Lebens finstren Wald
Erschrakt Ihr oft, wenn Euch der Ruf erscholl;
Oft auch ergriff den Sinn er mit Gewalt,
Erscholl's: Stern, Wasser, Baum, Feld, Berg sind voll
Der ew'gen Wonne noch, die Ihr verpraßt;
Kehrt Euch zu ihnen mit der Andacht Zoll.
Von der Erinnrung Seligkeit erfaßt,
Drang Trunkenheit in Ohr und Aug' so ein,
Daß neuem Leben sie erblühten fast.
Erinnernd füllten Sel'ge Flur und Hain,
Im Thal erinnernd Ceres Gaben standen,
Erinnernd glüht' auf Bergen sonn'ger Wein.
Schon schien das alte Eden neu erstanden,
Wo Sel'g' als Menschen der Erinnrung nahten,
Und nicht von Feld, Bach, Wald und Thal mehr schwanden.
Es waren Hellas göttergleiche Staaten,
Wo neu sich solch Elysium gebahr,
Wo ward zum Fest der Erndten Werk und Saaten.
Zu trunken aber ward die frohe Schaar,
Und in der Fülle übersüßer Lust
Zur zweiten Frist sich nun der Tod gebahr.
Noch einmal trotzt des Römers starke Brust,
Der, schling'nd zum Kranz sich die zerstreuten Blüthen,
Ruft: „ich weiß warum welken ihr gemußt;
Weil zu begeistert jener Seelen glühten.
Besonnenheit soll meine Thaten lenken,
Erst nach dem Werk werd' ich die Opfer bieten."
Nur Frechheit mogte so den Himmel kränken,
Der Geist blieb nüchtern, trunken nur die Glieder,
Sich in der Wollust tiefste Nacht zu senken.

So mußte Freude werden ganz zur Hyder,
Dem Menschen zeigend ihren Todesschlund,
Daß er nicht stiege abermals hienieder.
Seitdem ist auferblüht der neue Bund.
Erinnrung selbst ließ nicht mehr Lieb' erwarmen,
Kein Bild von ihr noch in der Wüste stund.
Drum wollte der Urewge sich erbarmen,
Aus seinem Glanz zu den Verlornen ziehn;
Und, wie er sah mit allertiefstem Harmen,
Daß Lehr' und Worte nicht mehr Kraft verliehn,
Zu schossen nochmals auf erstorbnem Wege,
Da fängt das Herz der Magd an fromm zu glühn.
Des Anblicks froh kehrt er die lichten Stege
Zurück, ruft Gabriel ihr anzusagen,
Er würde nähren ihres Herzens Pflege.
Sie solle nicht ob der Verderbniß klagen,
Verschlossen bleibend in der Demuth Zelle
Den Heiland wesentlich im Schoos zu tragen.
O dreimal Sel'ge, die des Lichtes Quelle
Nun in sich fühlt, selbst in der trübsten Nacht
Bewußtlos glänzend von entbundner Helle.
Triumph! Triumph! die Lieb' ist neu erwacht,
Nein nicht erwacht, in Fleisch und Blut geboren,
Ihr Licht gestiegen in den dunklen Schacht!
Der Sohn steht da der Jungfrau, die erkoren.
Demüthges Kind, du ganz von Weisheit voll
Suchst Weisheit dir an ird'scher Tempel Thoren?
O du thust recht, das ist der Andacht Zoll,
Des eignen Lichts sich nicht zu überheben,
Auch das zu schöpfen, das schon früher quoll.

Du Kind des Lichts, wie fromm ist dein Bestreben,
Daß du erst aller Weisheit Frucht ausspähst,
Eh du ausrufst: nein, sie ist nicht das Leben!
Und zu dem Zimmermann und Fischer gehst,
Und ihnen zeigst der Kindlein blühn'de Wangen,
Ausrufend: all die andern sind verwes't.
Wenn Ihr den Himmel wieder wollt erlangen;
Statt in dem Glas der Weisheit zu erscheinen,
Muß still ein einsam Leben ihn empfangen.
Zu dem versammelt All Euch in Gemeinen,
Ich will ja gern mein eigen Blut vergießen,
Stets meine treuen Jünger zu vereinen.
Dies war das Saatkorn, das die Kirche sprießen
Den Menschen ließ in jener argen Noth,
Als alle andre Kräfte sie verließen,
Und die erachtet für ihr erst Gebot,
Zu formen wieder sich zum Paradies,
Das wesentlich erlös' uns von dem Tod.
Wenn sie sich stark in Lehren nur bewieß,
That sie gleich andern, war sie nicht die echte,
Weil sie das theure Blut vertrocknen ließ.
Nicht ihr Verstand, dies Blut zeigt uns zu rechte.
Es sollte werden alles Müh'n vergessen,
Kein Wort, sein Purpur sühnen das Geschlechte.
Der Kirche Lob mag reichlich Maas drum messen,
Weil ihr Gesetz: wer wesentlich erbaut,
Den macht nicht mehr die Zeitlichkeit vermessen.
Sie gleicht ihr nicht, der Flur, die nur bethaut
Vom Morgen Euch im Himmelsglanz begrüßt:
Sie hat die Huld der Schmuck entladnen Braut.

Von Lieb' und Licht ſo'durch und durch verſüßt,
Weil ihr der Himmel tief im Herzen lacht
Als neuer Saame, der in Blüthen ſchießt.
Der Prieſter Schaar, ſie war zuerſt erwacht
Und rief: „du biſt, Erdboden, nicht mehr wild,
Wenn dich zum Garten die Gemeine macht!
Ein Himmel ſelbſt ſoll werden das Gefild
Wie ehedem. Nicht iſt's ihm Spiegel blos,
Vielmehr ſein wahres und wahrhaft'ges Bild,
Und wohnt drin, wie im mütterlichen Schoos
Die ungeborne Frucht, der Erdenſohn,
Der ſich nicht riß vom Leib der Mutter los.
Verſcherzet nicht den himmliſch ſüßen Lohn,
Nur, weil ihr ſeid noch theurern Weſens Glied,
Hier zu genießen eignes Leben ſchon."
Wohl ſelig, der nicht von der Mutter ſchied,
Weil Kraft die Banden der Natur zu brechen
Ihm niemals andern Lebens Quell verrieth.
Und triſt er ihn, nie mög' er ſich erfrechen,
Von der Gebärerin ſein Herz zu trennen,
Und ihrer inn'gen Liebe Hohn zu ſprechen.
Die Kirche kann Euch manchen Weiſen nennen,
Deß Herz, wenn weiter auch die Blicke drangen,
Sich nie vom heiligen Myſter ließ trennen,
Der, durft' er höhren Lichtes Stral erlangen,
Ihn Saamen machte, von dem nur gebar
Die Kirche wenn ſie mildreich ihn empfangen.
Hört Ihr's? und iſt Euch nun das Wunder klar?
Sie, deren lichter Geiſt dem Menſchenbund
Wie himmliſch heilige Beſeel'rin war,

Weil ſie ſich ihm als Gottes Blume kund
Gethan in ſeiner Mitte nur zu ſtehen,
Ließ trocken nicht den Schoos, er ward geſund
Nach Weiſe der Natur in ihren Wehen.
Stets muß, darf ſtark der Geiſt im Centro walten,
Lebendig quillend ein Gebild entſtehen.
Das Wunder dies! Nicht ſehnt ſich nach Geſtalten
Der Geiſt, nein wenn der Lieb' er ſterbend wich,
Wird ihn ein leiblich Bild lebendig halten.
Bedenkt, Gott ſelbſt in Chriſt dem Menſchen glich;
Drum dieſem gleich auch die Gemeind erſcheint,
Ein Leib deß Glieder all' ergreifen ſich
So wechſelſeitig wunderbar vereint,
Daß jedes, bald vom Andern nur getrieben,
Bald dies ſelbſt wieder zu beleben ſcheint.
War nun die Erd' ein Himmelreich geblieben,
Ein körperlich und doch ſideriſch Haus,
Zum Aufenthalt der Seele zugeſchrieben;
So glich auch dem das Reich gewachſen aus,
Dem kirchlich und lehnstreulichen Prinzip
Darſtellend jenes Körper ja durchaus.
Was jede Bruſt gewann hienieden lieb,
Entſprach dem Thun und Wirken einer Formung,
Die in dem Leib des Menſchen ſproſſend trieb;
Dem Wunderbild, in welches tief verſunk
Der Geiſt, der ſelbſt ſein Element gebar,
Der Prieſter glich, weil ihm der Quell entſprung.
Vergleichlich dem Gehirn der Clerus war,
Gleichſam von Abgeſandten ein Verein,
Dem Himmliſches zuerſt ward offenbar.

Sein Wirken drang in andre Sphären ein,
Und kaum erregt von dieſem ward ihr Zirk,
So ſann er ſich ihm nur zum Dienſt zu weihn.
Die Kirche, der ſo worden ihr Bezirk,
Hatt' ihn kaum ganz mit ihrem Geiſt durchdrungen,
Als er ihr ward zu leiblichem Gewirk
Und Waffenkleid, um eine Bruſt geſchlungen,
Die, wenn ſich ihr die lichte Blume wies,
Erſchwoll vom ſtürm'ſchen Liebesdrang bezwungen.
Wenn ſich der Ritter kühn, ſchnell, wild, bewies;
Bedenkt ein Thier auch ſchnaubt oft edle Kraft,
Den Ritter zwang die Regſamkeit wie dies.
Nicht ſchau'nd und ſinnend, vielmehr hingerafft
Zum Thun im Geiſt der Kirche weit und breit,
War dies kein Thun, das mehret oder ſchafft.
Wie dann im Körper auch Erregbarkeit
Es nicht beachtet, raſch ſich zu verzehren,
Und Regung leiht der Pflanzenweſenheit.
Ihr Trieb iſt zum Gehirn ſich hinzukehren.
Was in dem Leib des Menſchen Pflanzenſtand,
Freut ſich von ſeiner Fülle ſie zu nähren.
Alſo das Ritterthum war jenes Band,
Das ſich in die Naturerfüllte Kraft
Des Land- und Werkmanns froh belebend wand.
Schäf' Euch dies zeitge Bild doch Wiſſenſchaft,
Wie nur ein Sinn, den Gottes Sohn geweiht,
So konnt' erbau'n der Kirche Weltherrſchaft,
Daß auch der Mann, der noch in Dunkelheit
Für ihr Myſterium, doch in ſolchem Stande
Trank ihren Quell in ſeiner Erdenzeit!

Um dies ich ſie dem Paradies gleich fande.
Wußt' er's auch nicht, es war ja doch umſchlungen
Der Menſch im Trieb vom heil'gen Himmelsbande.
Nur von der Liebe ſollte ſein gezwungen
Ein jeder zu dem Werke, das er trieb,
Und Leben trinken nur von ihm durchdrungen.
Ob ich nicht wahr ſprach, daß dem Ziele blieb
Der Prieſter und der Ritter treu zu meiſt,
Dann die Gemeinde der ihr Kirchſpiel lieb?
Gleich jener Scholle, fern der ſich verwaiſ't
Wie von der Liebe Brunnen jeder ſah,
Dem dort nur wehte trauter Liebesgeiſt.
Wie's aber bei dem allen doch geſchah,
Daß nicht Vollendung das Gebäud' erreicht,
Das, Sterbliche, iſt Euer Stückwerk ja.
Bedenkt's, und was die Kirche hat gebeugt!
Ihr ſtand die Wuth der Heiden wild entgegen,
Und hat ſie nicht im eignen Schoos erzeugt
Den Jünger ſelbſt, der Zweifel wollt' erregen,
Als ſie kaum ſproß? Das iſt der ewge Zwiſt,
Dem einſt beim Mahl der zwölfte ſchon erlegen.
Und nährte heimlich ſie drum fort die Liſt,
Erwägt, ſie war erſtanden in Geſchlechten,
Der Sinnen Knechte noch vor kurzer Friſt.
Doch ſoll der Schleier bleiben vor dem Rechten?
Die Stunde naht, die meinen Mund will ſchließen;
Drum ſag' ich Euch den Willen des Gerechten.
Er hat Euch nicht gewollt die Bahn verſchließen,
Aus eigner Weisheit Euch das Land zu finden,
Wo der vollkommnen Stadt Bau zu beſchließen.

Drum sprach er: Gut, Ihr sollt den Zwiespalt gründen;
Ihr sollt an Euch die besten Kräfte raffen,
Ihr sollt Euch m.' der stärksten Macht verbinden.
Verscheucht den Schlaf, um rastlos dran zu schaffen,
Ich will Euch nicht in Euerm Werke stören,
Selbst meinen Söhnen nehmen ihre Waffen.
Euch solls gelingen, ja Euch soll gehören
Der Thron, nach welchem Luzifer gestrebt,
Fast alle Welt zu Eurer Fahne schwören.
Ihr glaubt nicht mehr, drum muß es sein erlebt.
Ihr sollt nicht klagen noch um fremden Feind.
Ihr sollt nun selbst der sein, vor dem Ihr bebt."
Dies ist das Band, dem er Euch ließ vereint,
In welchem — wer mag seine Weisheit fassen! —
Ich selber stand, die nun so bitter weint,
Der wahren Trost mein Weinen und Erblassen
Erst bringt, und dieß, daß ich mich selbst vernichtet
Zur Himmels Knechtschaft, und Euch kann verlassen.
Und dicht und immer dichter war geschichtet
Hinan zur Seherin das Volk gedrungen,
Es standen selbst die Weisen aufgerichtet.
Sie riefen: Nein, nein, noch nicht ausgesungen
Hat hier dein Mund. Wir stehn jetzt an der Klippe,
Es hat uns grauvoll in der Brust geklungen;
Sprich weiter. Und mit schon erblaßter Lippe
Sang sie: Wollt Ihr vernehmen Eure Schmach?
Wohl. Schon sind Kron' und Altar Euch die Hippe,
Schon zieht Ihr ihrem dunklen Führer nach.

Fünftes Kapitel.

So hört denn nun, was Euer Schiff verschlagen!
Ob Ihr genossen gleich vom Sacramente,
Euch hat diesmal nicht Frucht die Saat getragen.
Denn, wenn der Ewge Euch den Sohn vergönnte,
So solltet Ihr nicht blos deß Glanz erschauen;
Umwandeln wollt' er Euch im Elemente.
Gut zwar begannt Ihr, Eure Flur zu bauen,
Und sprachet: Hier wächst all unsre Wissenschaft,
Doch bald scholls: „Thoren! noch blühn andre Auen.
Eilt, Euch zu rüsten auch mit ihrer Kraft,
Zerbrechet Banden die Euch hier beschränken,
Prüft Fremdes mit, und besser wohl Ihr schafft."
Nicht Hohn den Geistern, deren Schmuck dies Denken,
Nur klag' ich ihre Treu' an, nicht so fest
Den Sinn durch's neue Labyrinth zu lenken.
Ein Mann, der hier verleitet, daß er läßt
Den Blick in fremdes Leben sich verlieren,
Sorg' auch, daß er das eig'ne nicht verläßt.
Fortan mag er ja Beide nicht regieren.
Das eine nur sein wahrhaft Leben ist,
Das ander' ein Bild, ein Glanz, ein schmückend Zieren.
Weß starker Geist so wenig dies vergißt,
Daß er der Mutter Brust da inn'ger drückt,
Wo Fremdes schau'nd, er ruft: Du mein nur bist!
Der Sinn ist treu, und drum ward er beglückt,
Durch aller Sterne Pallast darf er wandern,
Dem Mutterbett Altar doch nicht entrückt.

Doch die verſenkt in Bildung eines Andern
Nicht inn'ger dort das Herz der Einz'gen lieben,
Sind Waller, die dem heil'gen Herd entwandern.
Mit flücht'gen Sohlen weit umhergetrieben,
Begehren ſie und ſtürmen fremde Hütten,
Weil in der eig'nen nicht ihr Geiſt verblieben.
Je mehr des Schweifens Qualen ſie erlitten,
Je ſeltner ſah'n die Heimath und empfunden;
So mehr ward nur, wo Heimath ſei, geſtritten.
Und Edle, heiſchend dieſer Peſt Geſunden,
Ergriffen kühn der Lehren lichten Stab
Als Morgenſtern, für jenen, der entſchwunden.
Des neuen Strahls froh, den ſein Schimmer gab
Schöpft' Aller Aug' ſich Glanz aus deſſen Quelle,
Erſchreckt zu ſehn, ihn löſcht ein finſtres Grab.
Mir, ſprach der Eine, ward die wahre Helle!
Der Andre: meine Flamm' hab' ich verklärt,
Ein jeder an der ſeinen Platz ſie ſtelle!
Der Dritte rief: ſie iſt nur karg genährt,
Der meinen folgt, wollt ihr das Heil erreichen!
Das Volk ſich irr' nach der und jener kehrt.
Je wogender die Schaaren ſich entweichen,
Gedrängt zuſammen wieder doch zu treten,
Trift ſie ein Zuſtand, jenem zu vergleichen,
Durch den die Völker, als auf Babels Stätten
Erſteigen ſollt' ein neuer Bau erhaben,
Sie Feindſchaft, Trennung und Verwirrung ſäten.
Kein Heil mehr in gemeinſam blüh'nden Haben,
Das eigne Leben jeder karg ſich füllt.
Es werden zeitlich ſelbſt die ew'gen Gaben.

Schaam solchen Treibens Nichtigkeit umhüllt,
Das Aug will nicht mehr sehn, was ward vollbracht,
Der Sinn spricht heuchelnd: höherm Ziel es gilt,
Und tröstet sich, daß besser nicht gedacht
Der Nachbarmann, bis Allen Loosung wird
Im Wort zu heil'gen, was das Herz verlacht.
Wo war in dieser Wüstenei der Hirt
Mit Kraft erfüllt, um wieder zu vereinen
Die magre Herde hungrig und verirrt?
Der Priester, und so nenn' ich nun den reinen,
Der um kein Haar auch seinem Gott entweicht,
Verläßt das sünd'ge Volk, um fromm zu weinen;
Der falsch' als neuer Lehrer sich einschleicht,
Vermittelnd, altem Glauben noch zum Theil,
Zum Theil dem neuen Welthang zugeneigt.
Da bangt dem Haupt der Kirch', es sei ihr Heil
Durch innrer Liebe Band nicht mehr zu halten,
Vergißt sich, und ergreift den Donnerkeil.
Der Ritter, wie er sieht die Fehde walten,
Weil er des Zwistes Grund nicht mehr erkennt,
Läßt nach der Willkühr seine Waffen schalten.
Bejammernswerther Kampf, der nun entbrennt!
Denn ach! wie mancher Krieger ist verblendet,
Wenn er den Gott, für den er streitet, nennt.
Der Zwist im Centro selbst ist umgewendet,
Und weiß, daß wird auch Glaub' und Gott genannt,
Es nur dem Reichthum gilt, den Herrschaft spendet.
Drum kommt der Fried' auch nicht aus Gottes Hand,
Nicht als ein Zeichen daß gesiegt sein Wort,
Nur die Ermattung bringt den Stillestand.

Die Kämpfer langen an zu ſolchem Port,
Nicht wie zum Heiligthum, um das der Krieg,
Sie wollen heilen ihre Wunden dort.
Die Andacht ſtarb, drum ſind ſie alle ſiech.
Die Kirche ſpricht: Gott wird mich neu gebähren!
Der Neuling: Kraft ſamml' ich zu kühnem Sieg!
Sie, zu entgehn der Uebermacht Verzehren,
Das Siechbett ſucht; er ſinnt ſich mit der Kraft
Des Dämon, der im Finſtern ſchleicht, zu nähren.
Er, weil kein Aug' mehr ſieht, was wirkt und ſchafft,
Nur trauend der Gewalt von todten Dingen,
Zu ſchnöder Dienſtbarkeit ſie an ſich rafft.
Ihm glückt's, in ein Getrieb' die Welt zu zwingen,
Das fügſam folgt, und in den todten Maſſen
Dringt jeden Sinn nur ähnliches Vollbringen.
In Damm und Schleuſe, wähnt er, müſſ' er faſſen
Die heil'gen Fluten im bewegten See,
Nie aus dem Wehr ſie wieder abzulaſſen.
Der Weiſe ſieht's, und ſpricht man ſelbſt: es ſteh'
In Fehde ſich ja jegliches entgegen,
Und eben davon aus das Leben geh!
O Sünde, wenn die Lehrer ſelber regen
Den Zwieſpalt auf, und teufliſches Gelüſte,
Des Todes Gift ſpei'nd auf der Liebe Segen.
Naht beſſrer Sinn der Seuch' ergriffnen Wüſte,
Zu heilen ſie in treuer Bruſt bedacht,
Was hat' er denn, damit ſein Arm ſich rüſte?
Stets wieder nur dieſelbe ſchlimme Macht
Den böſen Trieb zu lenken und zu zähmen,
Die nicht ihn lindert, heißer ihn erfacht.

Da wird ſie Hülf' ihm, der er ſich muß ſchämen,
Er läßt das Werk, der Dämon ſteht bereit
Und ſpricht: ich will's zum Hohn mir unternehmen.
O Himmel! wie entzündet er den Streit!
Gemeindewohl das keiner mehr beachtet
Wird zur Poſaune tief verderbter Zeit.
Die Welt ſo tief von Irſal ſteht umnachtet,
Daß, wer einher mit dieſem Banner tritt,
Deß blut'ger Schein nur nach Zerſtörung trachtet,
Fug hat, Hohn, wie kein menſchlich Weſen litt,
Allem, was ehmals heilig war zu üben,
Rufend, ſo bring's der neue Geiſt ja mit.
Wie ſollt' er den bethörten Blick nicht trüben?
Die Zeit hat ird'ſcher Güter nur von Nöthen,
Schafft Umkehr, und ſie blüh'n ihr nach Belieben!
Da lacht Tyrannenſucht, die kein Erröthen
Fortan quält um ihr Ziel, wenn ſie bedacht
Jedwede Lebensregung zu ertödten,
Die ſich, vergleichbar einer Gegenmacht,
Einſetzt in der Anordnungen Getriebe,
Zur Unterordnung Allen ausgedacht.
Das Werk, bewegt nicht vom Einklang der Liebe,
Rückt langſam fort, und immer mehr gehäuft
Wird äußre Kraft, weil ſonſt es ſtehen bliebe.
Doch alles Zeitliche zu Ende läuft;
Des ird'ſchen Dämon Kraft erblickt ihr Ziel,
Sie hat ſich eignem Untergang gereift.
Daß ihre Rieſenkraft ein Gaukelſpiel,
So ſich zum höchſten Gipfel mußte treiben.
Bevor entſeelt ſie auseinander fiel,

Mag keinem Aug' verborgen länger bleiben,
Nicht deren, die mit ihr die Kräfte zwangen,
Nicht deren, die gefühlt ihr tödtend Reiben.
Sie sind's in deren Brust ein still Verlangen
Harr'nd mit Geduld auf solches Druckes Ende,
Erwacht im Geist zusammen neu zu hangen.
Sie reichen hoffend sich die Bruderhände,
Und lassen fort das Werk des Todes wüthen,
Froh, daß ein heil'ger Sinn ward ihre Spende.
Sie wissen, daß dafern sie traulich hüten
Des Heiles Saamen mit ergebnem Sinn
Und frommer Brust, er treiben müsse Blüthen.
So wird der Frevel sinken endlich hin,
In sich erschöpft, und klar wird Allen sein,
Des äussern Räderwerks Kunst bringt nicht Gewinn.
Sperrt alle Kraft nur erst in diesen Schrein,
Er wird das Grab sein, wo ihr Ende steht,
Und wieder sich der ächte Geist erneu'n.
Dies ist die Sonne, die Euch neu aufgeht.
Es will ihr warmer Glanz mich sanft verzehren,
Und wie bin ich deß schon so mild durchweht.
Denn süßer als mein zeitliches Begehren
Ist dieser Tod, der himmlisch mich durchdringt
Als Saame künftig seligerm Gebähren!
Ihr Aug' erlischt, und sanft die Wimper sinkt
Auf dessen letzten Strahl, nachdem er hatte
Nochmals an ihre Brust den Sohn gewinkt.
Und mit ihm küßt der Brüder Schaar die Matte,
Und keiner von den Höhrern weicht zurücke,
Sie bleiben stehn bis sie vollendet hatte,
Dann schau'n sie auf sich selbst mit reu'gem Blicke.

Ziebingen,
bei Frankfurt a. d. O.

W. v. Schütz.

Spaniſche Romanzen*).

Romanze von der Hochzeit in Frankreich.

Grimm Silva de romances viejos. p. 249.
Depping Samml. ſpan. Romanzen. S. 297.

Hochzeit halten ſei in Frankreich
Dorten in der Stadt Paris;
O wie gut tanzt vor im Tanze
Dieſes Fräulein Beatrice!
O wie gut betrachtet lange
Sie der gute Graf Martin!
„Guter Graf, was iſt zu ſehen,
Lieber Graf, was ſeht Ihr hier?
Sagt mir, ſeht Ihr nach dem Tanze
Oder ob Ihr ſeht nach mir? — "
„Ach ich ſah nicht nach dem Tanze,
Tanzen ſah ich weit von hier,
Nein, ich ſeh nach Eurem Glanze,
Der erreget Schmerzen mir! — "
„Graf, wenn ich Euch gut gefalle,
Graf, ſo nehmt mich fort von hier,
Denn mein Mann iſt ja ein Alter,
Und er kann nicht folgen mir."

*) Die in der Ankündigung verſprochenen Altſpaniſchen Romanzen ſind von andrer Hand und werden in einem nächſten Hefte folgen.

Romanze vom Gänsebuben.

Depping. S. 426.

„Helfe mir Gott, wie fliegen die Gänſe,
Helfe mir Gott, wie fliegen ſie da!“
's hütete Cimocho,
Seinem Orte nah,
Gänſelein und Sorgen,
Eine böſe Schaar!
Daß ſie fort ihm gingen,
Deß hatt' er kein Arg:
Leute, die nichts wiſſen,
Führen leicht ſich an!
Baden in den Teichen
Ließ er alleſamt,
Seine Augen gießen
Mehr dazu als halb.
Wie er ſchaut, und ſiehet
Hin ſie fliegen all,
Sagt er ganz erſchrocken
Ueber ſolchen Fall:
„Helfe mir Gott, wie fliegen die Gänſe,
Helfe mir Gott, wie fliegen ſie da!
Ach, ihr meine Schmerzen,
Fliegt nicht ihr einmal
Aus dem ſchweren Herzen
Ein für allemal?
Wie nur thut ihr Wunder
Noch mit meiner Qual,

Macht Unmöglichkeiten
Möglich mir zumal?
Grauſam Bartolillchen,
Freu dich jetzt einmal,
Giebſt ja mir jetzunder
Nicht allein mehr Qual!"
Und nun ſieht er wieder,
Und er wieder ſagt,
Weil er von der Erde
Nichts mehr ſehen kann:
„Helfe mir Gott, wie fliegen die Gänſe.
Helfe mir Gott, wie fliegen ſie da!
Mein wild Mißgeſchicke
Hängt euch Flügel an,
Aber meinem Glücke
Sind ſie abgebrannt.
Ich geh' fort, Bartola,
Denn du biſt mir ja
Gleichfalls fortgegangen
Einem Andern nach!
Immer macht' mich bangen
Was geſehn ich hab,
Aber daß ihr flöget
Hab' ich nicht gedacht;
Helfe mir Gott, wie fliegen die Gänſe,
Helfe mir Gott, wie fliegen ſie da!"

Am Ebro.

Depping. S. 431.

Wellenreicher Ebro,
Ufer voll Segen,
Anmuthvolle Matten,
Friſches Gehege,
Meinem Mädchen ſaget
Daß ihr Luſt mir gebet,
Wenn in ihren Freuden
Meiner ſie gedenke.

Bunte Perlentropfen,
So die grünen Gräſer
Ihr bemalt und ſticket
Mit der Strahlen Helle,
Friſch und grün Geſchilfe,
Steine, Fiſche, Pflänzchen,
Meinem Mädchen ſaget
Daß ſie Luſt euch gebe,
Wenn in ihren Freuden
Meiner ſie gedenke.

Buſch'ge Pappelbäume,
Blinkende Sänder,
Wo mein Mädchen fröhlich
Süß ſich ergehet,
Fragt ſie, wenn zuweilen
Ihr mit ihr euch treffet,

Ob in ihren Freuden
Meiner ſie gedenke?

Plauderhafte Vögel,
Die mit ſpitzen Schnäbeln
Ihr dem holden Morgen
Süße Grüße gebet,
Fragt der Ufer Blume,
Fraget doch mein Mädchen,
Ob in ihren Freuden
Meiner ſie gedenke?

Am Tormes.

Ebendaſ. S. 433.

Schmücke dein Geſilde,
Seliger Tormes,
Denn es kommt mein Liebchen
Blumen zu holen.

Nachbarliche Fluren
Goldner Au am Strome
Und des finſtern Waldes,
Mahlen und ſticken ſollen
Lilien euch und Nelken,
Weiße, gelbe, rothe,

Denn es kommt mein Liebchen
Blumen zu holen.

Morgenroth, ſtreu' Perlen
Von den Lichtbalkonen,
Mahle bunt die Wieſen,
Sticke ſie mit Golde,
Und den Purpurwagen
Hemme, neid'ſche Sonne,
Denn es kommt mein Liebchen
Blumen zu holen.

Sanft ſpiel' um die Halme,
Lieblich Windgekoſe;
Und aus friſchem Laube
Grüßet laut den Morgen,
Traute Nachtigallen
Mit dem ſüßen Tone,
Denn es kommt mein Liebchen
Blumen zu holen.

Klagen
eines aus Granada vertriebenen Mauren.

Depping S. 355.

Zu der lieben ſüßen Heimath
Stolzen Thürmen und Alkanen
Schaut Selim von fern zurücke,
Weil der König ihn verbannet;
Hin die Hoffnung, daß er jemals
Wieder ſie zu ſehn gelange,
Hebt er an mit ſchwerem Seufzen:
„Du Geſtirn, vom Himmel ſtrahlend,
Schönes Granada,
Höre mein Weinen,
Und erbarm' dich meiner Klage!

Holder Strand, der du dem Winde
Als Tribut und Opfergabe
Solch Gemiſch von Blumen ſtreuſt,
Daß er's ſtaunend ſelbſt betrachtet,
Grüne Stauden des Xenil,
Friſch' und reichgeſchmückte Matte,
Du der Damen ſüße Wonne,
Du der Männer Ruhm ohn' Maße,
Schönes Granada,
Höre mein Weinen
Und erbarm' dich meiner Klage!

Brunnen des Generalife,
Die ihm Rasen recht und Garten!
Miſchen ſich zu euch die Thränen,
Die ich weine, ſo empfanget
Sie mit Liebe, denn ſie ſind
Nur der Liebe theure Gabe.
Denket, ſolche Fluth iſt koſtbar,
Wo die Seel' in Luſt gefangen;
Schönes Granada,
Höre mein Weinen,
Und erbarm' dich meiner Klagen!

Friſche Lüft' ihr, die beſeelet
Was der Himmel hält im Arme,
Wenn ihr nach Granada kommt,
Schütze und erhalt' euch Allah,
Daß die Seufzer, euch gegeben,
Weil ich fern, ihr zu ihr traget
Und ſie in der Nähe künden
Wie man in der Ferne ſchmachtet;
Schönes Granada,
Höre mein Weinen,
Und erbarm' dich meiner Klage!

Dresden.

Ernſt Freiherr von der Malsburg.

Tenzon.

Der Dichter und Amor.

(Aus dem Provencaliſchen des Troubadour Peyrols von Fr. Kuhn.)

Peyrols.

Amor, ſprich! ich diente Dir
Wahrlich ohne Fehl und Schuld
Und Du weißt, wie wenig mir
Ward dafür an Liebeshuld?

Amor.

Peyrols! vergiß'ſt Du nicht
Deine Herrin ſchön und hold
Eigen Dir in Liebespflicht!
Alles, wie ich ſelbſt gewollt!
Flüchtig biſt Du wahrlich mehr
Als ich wohl gedacht bisher,
Wie es ſo in Deinem Sang
Nur von heißer Liebe klang.

Peyrols.

Amor! nimmer ließ ich Dich
Ohne harter Pflichten Band,
Jeſum bitt ich, daß er mich
Finden laß' am heil'gen Strand
Einig bald der Fürſten Hand.

Denn die Hülfe ſäumt zu ſehr
Und weil Einigkeit nicht mehr,
Jubelt Heid und Saladin,
Spotten faſt des Kreuzes kühn.

Amor.

Peyrols! der Sarazen
Wird von deiner tapfern Hand
Nimmer wohl aus Salem gehn,
Findeſt dort wohl harten Stand! — —
Sing und lieb im Vaterland! —
Ziehen willſt Du? — unſre Herrn
Ziehen wahrlich nicht ſo fern,
Schlagen lieber ſich dafür
Mit den eignen Rittern hier.

Peyrols.

Amor! kann doch bleiben nicht
Trage nimmer nun Dein Joch!
Zwar der Holden Angeſicht
Lieb ich innig, lieb ich noch,
Aber ziehen muß ich doch!
Viele Freunde ließen wohl
Ihre Lieben thränenvoll,
Würden nicht ſo traurig ziehn,
Gäb es keinen Saladin.

Frühlingsklage.

(Aus dem Provencaliſchen des Troubadour Perdigon von Fr. Kuhn.)

Ach mit dem Frühling wohl beginnt mein Lied!
Wenn Lerchen ſingen, Nachtigallen ſchlagen,
Die Blüthe ſich durch alle Büſche zieht
Und aus dem Raſen bunte Blümlein ragen,
Und Bächlein klar auf Sand und Kieſeln gehn
Und Lilien ſich enthüllen weiß und ſchön.

Doch frommt mir nicht des Frühlings ſüße Luſt,
Denn Liebe hat und Schönheit mich verachtet!
Ach! ohne Troſt blieb meine heiße Bruſt,
Und grauſam Jene, daß ich ſchier verſchmachtet;
Vergebens fleht um Gnade Hand und Mund,
Sie hört mich nicht, thut nimmer Troſt mir kund.

Wie wenig liebt doch, wer ſich nimmer grämt,
Und nie erglüht, wenn Andern Liebe lohnet;
Wie wenig, wer der Luſt ſich immer ſchämt,
Wie wenig liebt, wer, was er liebt, noch ſchonet;
Doch Eine Thrän' auch füllt das treue Herz
Mit Liebe mehr, als vieler Monde Scherz.

Wohl, wenn ich ſinnend hab' um Huld gefleht,
Weiß ſie in Hoffnung leiſe mich zu wiegen;
Von Liebesblüthen werd' ich angeweht
Und kleine Gaben läßt ihr Köcher fliegen.
Die Hände küſſ' ich, Augen lächelnd ſüß
Und meine Seele fühlt das Paradies.

Doch mit den Roſen fühl' ich auch den Dorn,
Den mir der ſchöne Wankelmuth beſchieden;
Nicht ſtille Qual, nicht lauter Seufzer Zorn
Und Treue nicht mag Trutz' der Liebe bieten,
Und ach! von ihr ein einz'ges hartes Wort
Bannt mich von ihrem Pfad auf ewig fort.

Dresden.

Stanzen, aus dem romantiſchen Gedicht: die drei weißen Roſen,

von

Helmina von Chezy, geb. Freyin von Klencke.

(Aus dem dritten Geſang.)

O ſüße Lieb' in reinem Herzensbronnen,
O Kraft der Treu', der keine andre gleicht,
Wie preis ich deine Schmerzen, deine Wonnen?
Wer iſt's, der mir zum Bilde Farben reicht?
Biſt du es, Roſenmond mit deinen Sonnen
Auf Fluren hingeſtreut? Sinkſt du vielleicht
So ſelig duftend in' die Thale nieder,
Daß, Roſen gleich, erblühen meine Lieder?

Wie, oder ſeid es ihr, verſchwiegne Sterne,
Die, Blüthen gleich, zur Winterszeit erwacht,
Und, ſelig lächelnd aus azurner Ferne,
Mir Himmelsträume weben in die Nacht?
Ihr ſüßen Bilder! treu folg ich und gerne
Der Roſen Walten und der Sterne Macht,
Ob jene Duft, ob dieſe Stralen trinken,
Sie alle doch allein zum Himmel winken.

Ja, Roſenmond, der Schöne, weilt in Thalen
Am grünen Elbeſtrand in voller Luſt
Des Maimonds Flucht mit Wonne reich zu zahlen,
Im Lichtgewand, mit Roſen an der Bruſt,
Schmückt alle Wipfel mit Demantenſtralen,
Kein Hälmchen iſt ſo klein, es bebt für Luſt,
Nacht iſt beſiegt von ros'ger Stralen Hellen,
Klang ſind die Wipfel und Muſik die Wellen.

Die Blumen ſehnen ſich im Licht zu funkeln,
Und gern erbleichen ſie am ſüßen Stral,
Im tiefſten Hayn, im feuchten Moor, dem Dunkeln,
Ringt auch das Licht mit Nacht und ſiegt zumal,
Denn Glühwürm' ſchweben, leuchtende Karfunkeln,
Dahin, wo nie ein Schimmer durch ſich ſtahl,
Und bringen Blumen, ſchmachtend tief im Grunde,
Vom goldnen Licht die helle Liebeskunde.

Du heil'ge Schönheit, ſüße Liebesfülle,
Wer möchte nicht vergehn an deiner Bruſt?
Du prangeſt nun in ſüßer Roſen Hülle,
Du leuchteſt nun in goldner Sterne Luſt,
Nichts lebet, was nicht deine Gluth erfülle,
Nichts athmet, dem nicht deine Treu' bewußt,
Urquell der Weſen, alles Lichtes Klarheit,
Du ew'ge Harmonie und ew'ge Wahrheit!

Gabst Blumen Duft, Gesang den Nachtigallen,
Geräusch den Wipfeln, zarten Laut der Fluth,
Gesumm den Bienen, Liebe gabst du allen,
Und alles ruht in deiner Treue Huth,
Laß auch mein Lied mit süßer Macht erschallen,
Du hauchtest ja in meine Brust den Muth,
Nun alles ausströmt Duft und Lebensfülle,
Gieb, daß mein Lied als Du stets Seel' entquille.

Dresden.

Faſtnachtslieder.

1.

Faſtnacht, heißt es, wäre heute,
Frohe Masken legt man an,
Blumen mögen Spröd' und Bräute
Heute gern zum Tanz' empfahn.

Tief betrübt im innern Herzen,
Werf' ich mir den Mantel um,
Gilt's der Liebſten? gilt's dem Scherzen?
Schmerzen ach! wie ſeid ihr ſtumm!

Morgen, wenn ſie Aſche ſtreuen,
Wird vielleicht mir beſſer ſein,
Werde mich der Reue freuen,
Funken in der Aſche ſein!

2.

Einſam irr' ich durch die Gaſſen,
An die Fenſter klirrt der Wind,
Und es ſagen ſtill die naſſen
Augen, daß ſie müde ſind.

Oben an den hellen Fenstern
Strömt's von Licht und von Musik,
Und gleich farbigen Gespenstern
Wandeln her sie und zurück.

Ach was sollen mir die Geigen,
Mir der Schell'n und Pauken Schall?
Wild vorbei treibt er den Reigen
An der Scheiben Eiskrystall.

Pauken folgen mir und Schellen,
Laute Menschen ziehn mir nach,
Mehr die Fenster sich erhellen,
Locken mich zum blöden Tag.

Hoch dort oben in dem Saale
Wimmelt bunte Maskenpracht,
Und inmitten dieser Strale
Seh' ich Sie in tiefer Nacht!

3.

Sie hat so eigne Blicke,
Sie steht so fremd geschmückt,
Man bebt davor zurücke,
Und ist doch schon umstrickt.

Vielleicht wirst du sie sehen
Inmitten froher Welt,
Sie wird sich mit dir drehen,
Im Tanze dir gesellt.

Dann läßt ſie deine Hände,
Fliegt ſchön im Schmucke hin,
Du folgſt ihr bis an's Ende,
Und biſt ihr aus dem Sinn.

4.

Die Maske iſt nun abgelegt,
Das Band, es hielt nicht mehr,
Es hat im Winde ſich bewegt,
Die Federn ſchwankten ſehr.

Nun ſteh' ich vor dem Spiegel kalt,
In jeder Hand ein Licht,
Und was für bunte Maske galt,
O ich erkenn' es nicht,

Zwei bleiche Wangen ſehn mich an,
Ein Trauermantel, iſt
Der Domino mir umgethan,
Weil du geſtorben biſt.

Geſtorben mir, o Liebſte mein,
Begraben in mein Herz,
Dein Schatten tanzt' im Faſtnachtsreihn,
Und Spielmann war der Scherz.

5.

Es wimmelt aus dem hellen Saale,
Die ſtille Kirch' iſt aufgethan:
Ach ſäh' ich Sie der Ampel Strale,
Dem Engel ſanfter Buße nahn!

Ihr schönes Haupt bestaubt mit Aschen,
Bestaubt der Locken Liebesgold,
Den kalten Boden Thränen waschen,
Die heiß und bang' der Wang' entrollt!

Und hinter sie, wie wollt' ich treten,
Ihr unbemerkt mich niederknien,
Und für die bange Seele beten,
Und frei und froh von dannen ziehn.

Dresden.

O. H. Graf von Loeben.

Winkelmann an Arcangeli.

Heroide.

So hab' ich nun den Leib des Herrn empfangen,
Die Glieder triefen mir von heil'gem Oele,
Mir winkt der Christ wie er am Kreuz gehangen!
Dreieinigem Gott befohlen ward die Seele,
Bar aller Makel, ledig aller Sünden;
Doch eh' der schwachen Brust der Athem fehle,
Eh' wirr' und dämmernd mir die Sinne schwinden,
Will ich dem Wärter in die Feder sprechen
Ein Wort für dich, den Fesseln jetzt umwinden.
Arcangeli! wie konnte solch Verbrechen,
Solch Bubenstück dir im Gemüthe reifen,
Sich wälzen ein Vulkan auf Wiesenflächen?
Wie konntest du gewetzten Stahl ergreifen,
Mich, mich zu fällen, häufend Wund' auf Wunde,
Im Bade meines Blutes mich zu schleifen?
Wär das die Frucht von unserm Freundschaftsbunde?
War das der Lohn, daß ich mein Herz entfaltet
Zutraulich dir in stiller Abendstunde;
Daß ich Entwürfe, die sich kaum gestaltet,
Bei dir versenkte wie in Meerestiefe,
Und immer brüderlich mit dir geschaltet?
Ich, der Entzifferer mancher Hieroglyphe,
Verstand doch nicht in deinem Blick zu lesen,
Was sonst mich schnell vermocht zum Scheidebriefe:

Chamäleonsnatur sei ganz dein Wesen!
Der viel gereist, mit Menschen viel verkehrte,
Erst sterbend sollt' ich von dem Wahn genesen,
Den ich so gern in meinem Busen nährte,
Dem Wahn: treuherzig sei und ohne Ränke
Mein unbefangner, freundlicher Gefährte.
Doch wie? wenn jenes Tages ich gedenke,
Da dich ein Graf, prangend mit Vließesfellen,
Für reichen Jahrsold, stattliche Geschenke,
Ans Ruder seines Landguts wollte stellen;
Du konntest aber nicht vom Freunde scheiden,
Du wolltest fürder auch dich ihm gesellen
Und alles Ungemach mit ihm erleiden:
Ja, damals hegtest du der Tugend Saaten,
Und liebtest deinen Blick an mir zu weiden!
Du fielest erst — o daß sich auf dir thaten
Der Kiste Schätze! — fielst, von Silberstücken
Geblendet, ihm gleich, der den Herrn verrathen!
Ach, als dich thät der böse Feind berücken,
Als Habsucht schon die Mordfaust dir erhoben,
Mich rücklings mit der Schleife zu bestricken;
Warum riefst du nicht an die Mächte droben:
Bewahrt vor Frevel mich, dem furchtbarschweren,
Zersprengt die List, die Höllenbrut gewoben!
Der Himmel hätte nicht versagt Erhören,
Hätte gelöscht der Geldgier Lohegluten,
Daß Schleif' und Messer dir entsunken wären. —
Es ist geschehn! ich sollt' ein Opfer bluten!
In Wäldern, dicht mit Wipfeln übersponnen,
Wo meist im Hinterhalt Banditen ruhten,

Bin unverletzt ich der Gefahr entronnen:
Nur im behaglich wirthlichen Gemache,
Nachdem wir trauliches Gespräch begonnen
Und ich mich letzt' an meinem Lieblingsfache,
War mir's bestimmt dem Schicksal zu erliegen.
Wohl schreit mein Blut zum Himmel auf um Rache,
Das Hochgericht rauscht her in Schreckenzügen;
Und wollt' ich auch um Gnade für dich bitten,
Gerechtigkeit läßt nimmermehr sich biegen.
Doch zu verzeihn, zu deinen letzten Schritten
Dir eine Leuchte in den Weg zu senden,
Nicht dros gekämpft erst hab' ich und gestritten.
Rasch will ich mich jetzt sühnend zu dir wenden;
Mein Athem stockt, des Herzens Schlag ermattet,
Ich fühl's, ich fühl's, ich werde bald vollenden.
Stirb wohl! der Kerker, der dich graus umschattet,
Mag zur Zerknirschung dich, zur Buße leiten;
Tauch' in die Wunden deß, der sie verstattet
Zum Lebensbrünnlein, der einst Seligkeiten
Dem reu'gen Schächer liebevoll verheißen;
Und wein' um den, der gern sich hätt' im weiten
Kunstgarten noch erlabt an Blumensträußen!

Münster.

Fr. Raßmann.

Gedanken über die Sagen der Völker.

Urzeit.

Es blüht ein Land, der Sehnsucht Auge sucht es hinter Wolken und Sternen, aber wer hat es ausgeforscht? Es war eine Zeit, unsere Träume flüstern davon, aber wann sie war, das weiß Niemand zu sagen. Oft überwältigt uns der Ahnung Gewalt, und wie auf geflügeltem Zauberrosse entschweben wir der Erde. Wir fliegen durch Nebel und durch Thau und sinken in einen blühenden Garten nieder, voll duftender Blumen und singender Schwäne, da ist es dann als wären wir an alten längst bekannten Orten, und das bunte Leben erscheint uns wie ein verwirrendes Gaukelspiel, von welchem wir in solchem Garten auch die lästige Erinnerung abschütteln möchten. Siehe da, wir sind in dem Lande des Traums, und die Zeit der Sage weht in den goldnen Locken des Kindes, das auf dem glänzenden Sande zu unsern Füßen spielt.

Giebt es ein solches Land? War einst eine solche Zeit? Ist die Sehnsucht danach, die Ahnung davon, ein Beweis für die Wirklichkeit, für die schöne Wirklichkeit, daß unsere Seele frühe darinnen lebte, daß sie, ein ewig blühendes Wesen, den reinen Duft des Himmels athmete und seine wunderbaren Klänge vernahm, ehe sie der Körper in seine feste Umhüllung bannte? Ach der Geist kann sich nicht daran gewöhnen, das was ihm die schönste Erhebung ist, Erhebung zum reinsten freisten Sein, hinzugeben, weil es sich nicht mit dem Verstande begreifen läßt.

— Es gab eine ſolche Urzeit! Einſt, wir wollen es nicht ergründen dies Einſt, wir können es auch nicht. Einſt alſo, vor der Geburt, vor dem ſilbernen vor dem goldnen Alter, wogte das freie Seelenleben, ſchwebte der Pſyche ungefeſſelter Flug.

Sagenzeit.

Der Menſch ward geboren, der Menſch wird geboren, es iſt Eins. Die Menſchheit als Kind, der Menſch als Kind, einerlei Entwickelung, einerlei Charakter. Was uns aus unſerer Kindheit noch übrig geblieben, iſt es nicht der ſüßeſte Anklang eines wunderbaren frühern Lebens? Umweht uns nicht ſchon bei der Erinnerung der Hauch und die Nähe der Urzeit, von dem Kindesalter nur durch die Geburt getrennt, während zwiſchen dieſem und dem ſpätern Leben, der Welt Laſt, Leid und Kampf ſich auf und abmühen? — Das Kind greift noch zuweilen in die Luft nach dem verlornen Himmel, es lächelt ſtill vor ſich hin, denn ſeine Engel umſpielen es freundlich. Es weint, denn das irdiſche Leben umfaßt es mit ſo ungewohnt kalten Händen, ſelbſt bei ſeinen Freuden und Wohlthaten, und es wird plötzlich wieder heiter, denn ſeine Engel haben es beruhigt. Da haſcht es nach dem glänzenden Flitter, nach dem bunten Bildchen, denn Glanz und Farbenſpiel ſind ja dem Licht entfloſſen, das Gott geſchaffen hat zu ſeinem Kleide.

So iſt auch der Völker Kindheit, Poeſie ſeine Sprache, ſeine Empfindung Geſang! Und wäre das kein Zeichen der größern Nähe der Urzeit? Das ewige unendliche Gedankenbild hat ſich noch nicht in die feſte Form gedrückt, die ſelige unnennbare Kraft des Geiſtes, das Unbegreifliche zu ahnen, beſitzt und wirkt noch in ihrem ganzen Umfange. Und ſiehe die Kind-

heit hat Blüthen gesammelt für die Jugend und das Mannesalter. Jedes Stammvolk hat eine Periode gehabt, es war die früheste, wo es die Ahnung der Urzeit ausklang in Gesängen, die der Dichtkunst Heiligthum schmücken dürfen. Je früher, desto reiner, desto ätherischer sind sie; je später, desto gemischter, irdischer werden sie, doch spielen fort und fort ernste und fröhliche Genien in das Leben hinein, und durchflechten dasselbe mit ihren ewig blühenden Kränzen, daß man oft den Duft athmet, und nicht weiß wo er hergekommen in der breiseten Flur. Alles was Engel, Wunder, Zauber heißt, gehört in diese Periode; da hat Alles eine Sprache, da ist nur Ein Sinn. Die Blume schmiegt sich sanft an uns wie die Geliebte, und unser Auge schaut den reinklingenden Ton, wie die scheidende Abendsonne.

Aber aus der Urzeit sind wir zur Sagenzeit herabgestiegen, Völker und Menschen, aus dieser Kindheit steigen wir wieder in das tiefere jugendliche und Mannesalter. Nun erquickt uns nur selten noch der holde Schein, und kaum aus den weißen Lämmerwolken schauen uns die geflügelten Engelsköpfe noch an, wenn der Körper ermattet, und der Geist eben darum freier sich erhebt.

Sage.

So hat denn der Mensch die Erinnerung aus der Sagenzeit und lebt in der Zeit. In jene spielt die Urzeit wundersam hinein, diese verschönt nur der Klang der Sage; und so hat das Kind auch seine wie das Volk. Ja gewiß! Sage ist ja der heilige Wiederklang und Widerschein der Urzeit in der Sagenzeit, und was wäre denn das Lächeln des Kindes, das nicht spricht und doch so viel verkündet? Und wenn es nun anfängt Worte zu bilden, und uns verständlich zu werden, welche wun-

derbare Gedanken vernehmen wir da manchmal von ihm? Wir hören es wohl, doch faſſen wir es kaum, denn oft ſpricht es von Dingen, die wir längſt verworfen haben, wir fühlen uns in göttlicher Nähe, und halten das Kind höher in unſerm Herzen.

So ſpricht auch ein Volk in der Kindheit ſeine Sagen aus; erſt lächelt es, dann lallt es, und endlich ſingt ſein erſchloſſener Mund Wunder, von denen wir ſpätere Hörer nichts mehr wiſſen wollen, aber bei deren Klängen doch der wunderbare Schauer uns durchdringt, den alles überirdiſche hat. Wenn jene einfachen Aeußerungen des Kindes nur ein hochgehaltnes Eigenthum der Eltern bleiben, ſo ſind die Kinderſagen eines Volkes vielmehr das Eigenthum der ganzen Nation ja der ganzen Menſchheit. Von Mund zu Mund pflanzen ſie ſich fort aus dem Alter der Poeſie bis in die fernliegende proſaiſche Zeit, die wir bewohnen, und es darf keine Verunſtaltung derſelben genannt werden, wenn des Empfängers Mund beim Wiedergeben einen Klang aus der Sternennacht heiliger Ahnung genommen, in das Lied mit einflicht, denn es iſt ja der Sänger ein ewiges Kind, und mag wohl erfaſſen was kindlich iſt. — Während des Kindes Ahnungsblüthen nun dicht um das Bäumchen herfallen das ſie trug, ſo dringt des Volkes Urſage durch des Volkes Zeit und Wirken, gewaltig herrſchend über innern Sinn und äußerliche That.

Und wir haben ſolche Sagen! Von vielen Völkern ſind ſie uns noch übrig; von Andern hat ſie der Schutt begraben der von zerſtörten Tempeln über die blühenden Lande herabſtürzte. Es bildeten ſich verſchiedene Sagenkreiſe; Klima, Boden, Natur und Zeit mußten die Maſſe geben, woraus die Form ſich bildete, und ſo entſtanden Indiſche, Griechiſche, Nordiſche Sagen, alle gleich ergreifend das Gemüth durch heilige Sehnſucht und

süße Schwärmerei, alle gleich umstrickend den Geist durch die wunderbare Ahnung, welche im Mondesstral herabstieg auf die duftende Nachtviole.

Sagendichter.

Nicht der, welcher aus der schaffenden Kraft seines Genius ein Wundergebild vor dem Beschauer hinzaubert, — wiewohl der Sänger das darf, eben weil er immer im Alter der Kindheit und der Ahnung lebt, und also eine freundliche Sagenzeit im engern Kreise ihn umgiebt, als die wirkende und leidende Welt; — sondern es ist der gemeint, der die herrlichen Sagen des Volkes darstellt für die Bürger seiner Zeit, in der Form wie sie dieselben zu erfassen vermögen, denn jede Nachwelt bedarf einer andern Form, und hat wieder ihre Dichter. Er soll zuerst die Sagen wählen seines Volkes, oder doch solche die seinem Volke nach ihrem innern Wesen angehörig und verwandt sind. — Es darf nicht gezeigt werden, daß die Sagen des Griechenthumes, weil sie an Geist und Form vollendet genug dastehen, nicht mehr für unsere Zeit bearbeitet zu werden brauchen. Vollendet ist die Kunst dieses Volkes, wie es selbst vollendet hat. So auch bleibe fern unserm Sange die indische Mythe, Eigenthum von Völkern, die vollendet haben, ohne vollendet zu sein. Auch uns durchdringt eine heilige Schwermuth, aber nicht die, verloren zu haben, sondern nur die, noch nicht erreichen zu können. Sie macht das Wesen der nordischen Sage aus, die einzelne helle liebliche Gestalten unter niederdrückenden rauhen gewaltigen Formen hat. Je weiter nach Süden in das freundliche Germanien herabziehend, desto leichter wird es und lachender; die Nebelgestalten bilden sich zu mannhaften, sieges- und sangeslustigen Rittern, das Wunder gestaltet sich schöner, der Zauber webt sich

lieblicher um die Menſchen. Hier alſo, teutſcher Sagendichter, iſt dein angewieſenes Feld, aber treibt dich der Genius hinüber in ein anderes Feld, leuchten dir wohl gar aus weiter Ferne die Lichter von noch unbekannten Fluren, ſo überlaß dem kühnen Fluge dich immerhin; was du erfliegſt, weißer Schwan, iſt ja doch das Eigenthum deines Volks, und in ſeinen heiligen Schooß legſt du es nieder!

Halle.

F. H.

König Fruote.

Es giebt verschiedene deutsche und nordische Sagen von einer alten, friedlicher und gerechten Zeit, wo kein Mensch den andern beleidigt habe und der König ein goldnes Geschmeide auf der offenen Landstraße hinlegen lassen, welches lange Jahre von niemanden entwendet worden sey; wo man für müde Reisende Wasserkrüge zur Labung an die Bäume gehängt und Ruhebänke an die Wege gebaut habe. Diese und ähnliche Züge mögen ein andermal zusammengestellt und mit den Sitten einiger Landschaften Schwedens verglichen werden, wo man bis auf den heutigen Tag vor dem Nachbar weder Haus noch Stall verschließt, sondern nur hölzerne Riegel kennt. Bei jenen Sagen fehlt aber auch nicht irgend ein großer und geliebter Name, den der Mund des Volks von einer Zeit mit in die andere trägt. Aeltere Erzählungen dieser Art scheinen im Mittelalter auf Karl den Großen angewandt worden zu seyn, nach dessen Loth, d. h. strengem Recht man sich vergeblich zurück sehnte. Hierüber hat neulich der Herausgeber des Wigalo S. 494 ff. die Stellen beinahe vollständig gesammelt. Des König Artus Milde und Freigebigkeit gieng andern im Munde. Allein wir hätten doch lieber die einheimischen, älteren Ueberlieferungen von berühmten milden und friedsamen Herrschern erhalten gesehen, wie sie im Norden viel getreuer haften. Besonders zeichnen sich die Sagen von König Frodi aus, der Name bedeutet einen klugen, weisen. Zu seiner Zeit war eine vollkommene Freiheit und Sicherheit im Lande, welches die Snorra-Edda (Rasks Ausg. Stockh. 1818. S. 146.) so ausdrückt: keiner vergriff sich am andern und hätte er seinen

Vatermörder oder Brudermörder los oder gebunden vor sich gehabt (eine bekannte Formel der alten Gastfreundschaft, daß man sie auch an dem Brudermörder üben müße.) Kein Dieb und kein Räuber war im Reiche, ein Goldring lag lange auf der Jalangrs Heide. Ein näherer Grund von Frodi's Glückseligkeit wird nun angegeben, zwei ungeheure Mühlsteine wurden in Dänemark gefunden, welche alles was man wünschte malen konnten. Wie diese Steine König Frodi durch zwei starke Riesenjungfrauen umdrehen und beständig Gold, Friede und Seeligkeit malen ließ, ward in einem der schönsten und ältesten Lieder der Edda besungen. Es heißt Grottasaungr, weil die Mühle Grotti hieß. Auf den Inhalt dieses Mühlenlieds kommt es mir hier nicht an; ich will blos aus einigen Spuren wahrscheinlich zu machen suchen, daß die Sage von dem milden und friedlichen Frodi, oder unserer alten Mundart gemäß Fruoto, Fruote auch in Deutschland bekannt gewesen ist. Vorerst bemerke ich eine auch an sich selbst wichtige und bei Untersuchungen alter Mythen freilich nicht befremdende Verflechtung heidnischer Begriffe mit christlichen. Snorri berichtet, dieser Frodi sei gerade an die Herrschaft gelangt, als der römische Kaiser Augustus regiert und über die ganze Welt Friede geboten habe, nämlich zur Zeit Christus geboren wurde. Jeder, der in den Chronicken und andern Denkmälern des Mittelalters belesen ist, wird sich erinnern, bei der Regierung Augusts mehrmals die Behauptung eines damaligen, in der Geburt Christi gegründeten allgemeinen Friedens der Welt gefunden zu haben. Es genügen hier einige Anführungen aus den Gedichten. In der Weltchronik, die im zwölften Jahrhundert gedichtet wurde, heißt es:

Swie er (Augustus) got nie ne vorchte
jedoch er vride worchte,

in allen sinen richen
ne gewunnen si nie semelichen,
an den selben stunden
die gevangen waren oder gebunden
oder in Kerkære gestozen,
die hiez uzlazen
der Kunic vil here.

und in Wernhers Maria (auch des zwölften Jahrhunderts) wird als viertes Wunderzeichen der göttlichen Menschwerdung genannt (S. 193.)

aller fride meiste
mit des Keisers volleiste,
der wart erhaben und geswornn
do christ was geborn
an dem tage vil hereu ꝛc.

man vergleiche weiter S. 195. 196. So wurde der Gedanke, daß das Christenthum Frieden über die Welt bringen sollte, mit dem altheidnischen Glauben von Frodi's Frieden verbunden, denn das versteht sich von selbst, daß die Angabe, jener sagenhafte König habe zu Christus Geburt gelebt, rein willkürlich ist. Die dänische Sage unterscheidet mehrere Könige des Namens Frodi, welche aber aus inneren und äußeren Gründen mehrfach zusammenfallen und der Geschichte noch gar nicht angehören; fast auf allen haftet der Ruf ihrer Großmuth und Friedfertigkeit. Dieses Königs Fruote von Dänemark wird nun merkwürdigerweise in den altdeutschen Heldenliedern und deren Beziehungen gedacht, in der Rabenschlacht und in der Vorrede des Heldenbuchs, doch fast nur namentlich, ohne etwas Näheres oder Eigenthümliches von ihm zu erzählen. Die Sage von seiner milden, segnen Regierung muß aber gar wohl in

Deutſchland bekannt geweſen ſein (und ſie iſt ſo wenig zufällig aus Dänemark herübergelangt, als Snorri jene Beziehung des Frodi auf Auguſt etwan aus deutſchen Chronicken nahm;) ich ſchließe ſo aus der Maneſſiſchen Samml. Meiſter Sigeher 2, 221b

des milten Fruotes tugende

und Sperwogil 2, 227b

nu genade iu got der guote,
und gebe iu selde und heil,
vil wol gelanc von Tenemarke Fruote.

Er wird alſo beidemal als ein milder und glücklicher König angeführt. Aus der ſpätern däniſchen Geſchichte, die keinen ſolchen Frode kennt, läßt ſich die Anſpielung nicht deuten.

Kaſſel.

Jacob Grimm.

Jakob Twinger von Königshofen und seine Chronik.

Unter den älteren deutschen Zeitbüchern, die bis auf unsere Zeiten gekommen sind, verdient die Chronik von Königshofen als eines der ältesten Denkmale deutscher Prosa und als der älteste Versuch geschichtlicher Schreibart und Darstellung eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit.

Jakob Twinger, aus dem edeln Geschlechte der von Königshoven *), wurde geboren zu Straßburg im Jahre 1346. Er widmete sich früh dem geistlichen Stande, ward 1382 Kirchherr zu Drusenheim bei Straßburg, und verfaßte während seiner dasigen Amtsführung seine größere deutsche Chronik (um 1386). Später wurde er Chorherr bei Unserer Lieben Frauen in Straßburg, und zuletzt (1395) sogar Domherr am großen Münster zu St. Thomas. Geachtet und geehrt von seinen Mitbürgern starb er endlich in einem hohen Alter in seiner Vaterstadt am Johannistage des J. 1420, und wurde am St. Thomas Münster begraben, wo Schilter noch seine Grabschrift sah

Unter seinen nachgelassenen Werken, die freilich größten Theils noch handschriftlich in den Büchereien und Archiven zu Strasburg aufbewahrt liegen, war in Hinsicht des Umfangs wohl seine lateinische Chronik das bedeutendste. Sie enthält

*) So benannt von einem königlichen Hofe oder Weiler, der ehemals in der Nähe von Straßburg lag, aber bereits im Jahre 1392 im Kriege zerstört wurde, s. Königshofens Chronik bei Schilter S. 291. und dessen Anmerk. S. 609.

einen Ueberblick der ganzen Weltgeschichte, geschöpft aus Vincent von Beauvais Geschichtsspiegel*), aus Martins von Polen**) Päbste- und Kaiserchronik, und aus ältern Zeitbüchern, und geht von Anfang der Welt bis auf das Jahr Christi 1419, also bis dicht an das Todesjahr des Verfassers, weshalb ihr denn wohl auch die letzte Ueberarbeitung und eine der Zeitfolge gemäße Anordnung fehlt. Sie zerfällt in acht Abschnitte. 1. Uebersicht der ältesten Weltbegebenheiten nach der Zeitfolge bis auf Julius Cäsar. — 2. Verzeichniß der Päbste bis auf Eugen IV, der römischen Kaiser bis auf Sigismund, dann ohne alle Ordnung der Zeitfolge die Namenreihen der Könige der Assyrer, Meder und anderer alten Völker, zuletzt auch die der Franken, Lombarden, Hunnen und Britten. — 3. Von den Völkernamen, von der Erde und ihren Theilen, desgleichen von der Verschiedenheit der Gewässer; alles aus den Origines des Isidorus Hispalensis. — 4. Reihefolge der Straßburgischen Bischöfe, von Amandus bis auf Wilhelm von Diest. — 5. Geschichtliches Allerlei. Zum Theil sehr fabelhaft, wie z. B. Mährchen vom Zauberer Virgilius, entlehnt aus Vincentius, der sie wiederum aus dem Helinandus schöpfte. — 6. Von Deutschlands erster Bekehrung und von der Gründung Straßburgs; darauf

*) Vincentius von Beauvais, Predigermönch und Erzieher der Söhne Ludwigs des IX, hinterließ unter seinen wissenschaftlichen Werken (speculis) auch ein geschichtliches. (speculum historiale.)

**) Sein eigentlicher Name war Martin Strey von Troppau, welches damals noch zu Polen gehörte. seine Päbste- und Kaiserchronik geht bis aufs Jahr 1277. Er war Dominikanermönch, päbstlicher Pönitenziar und Kapellan des Papstes Nikolaus III, und starb zu Bologna 1281.

folgen mehrere Heiligensagen, Schenkungsbriefe, und Stiftungsurkunden. — 7. Geschichte Mahomet's; dann der Ungarn und Türkenkrieg, deutsch abgefaßt mit der Ueberschrift: „Eine grosse reyse in die Heydenschaft a. 1396"; Heerzug der Deutschen Ritter nach Krakau im Jahre 1410, u. s. w. — 8. Ein sehr wichtiger und vielumfassender Abschnitt. Er enthält im Allgemeinen die Geschichte der römischen Päbste und Kaiser bis auf Johann XXIII und Sigismund; darin ist indeß viel Vaterländisches verwebt, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache. Dahin gehört die schöne alte Sage von den zwei Freunden Amelius und Amicus; der Krieg der österreichischen Herzöge gegen die Schweitzer; die Gründung des Straßburger Münsters, dessen letzter Brand und abermaliger Wiederbau; der Streit der Baseler gegen Bischof Walther von Gerolseck bei Husbergen; das Geschölle zwischen den Zornern und Mülnheimern; verschiedene Feuersbrünste und Einäscherungen, und andere innere und äussere Begebenheiten der Stadt; zuletzt noch die Gründung des Schwäbischen und Rheinischen Städtebundes, verschiedene Kriege der Edeln gegen die Städte vom Jahre 1368 bis zum allgemeinen Landfrieden, Straßburgs Krieg gegen den Bischof Friedrich von Blankenheim, und am Schlusse noch einige Briefe, Urkunden und Auszüge. — Diese größere lateinische Chronik ist übrigens noch ungedruckt, und liegt als Handschrift auf der Städtischen Urkundenkammer zu Straßburg.*)

*) Ueber diese und die übrigen Handschriften von Königshofen, vergl. die sehr selten gewordene Abhandlung Sim. Friedr. Holländers, Straßburg 1789, in 4.

Das zweite bedeutendere Werk Königshofens, das gleichfalls noch handschriftlich in der Bücherei zu St. Thomas in Straßburg aufbewahrt wird, ist seine größere deutsche Chronik, die er im Jahre 1382 begann und bis 1414 fortführte. Sie ist zum Theil gleichen Inhalts mit der vorigen, doch in Sprache, Schreibart und Darstellung weit mehr ausgearbeitet und geordneter. Sie ist in sechs Kapitel eingetheilt. — 1. Die Begebenheiten von Anfange der Welt bis auf den Tod Alexanders des Großen und bis auf den Untergang des nach ihm gestifteten Syrischen und Aegyptischen Reiches. — 2. Die Geschichte Roms und der römischen Kaiser von Julius Cäsar bis auf Wenzels Absetzung im Jahre 1400; von späterer Hand sind die Begebenheiten unter den folgenden Kaisern bis zur Wahl Maximilians (1494). — 3. Geschichte der römischen Päbste bis auf die Kostnitzer Kirchenversammlung (1414), von einer späteren Hand fortgesetzt bis auf Paul II. (1460). — 4. Leben und Schicksale der Bischöfe von Strasburg, von Amandus bis auf Friedrichs von Blankenheim Abgang, 1393. — 5. Ursprung der Stadt Strasburg; Elsaß unter Herzogen; Bekehrung zum Christenthum durch den heiligen Materns; dreimalige Erweiterungen der Stadt in den Jahren 700, 1200, 1373; Kirchen und Klöster erbaut, das Gemeindehaus, das Rathhaus, Verfassung, Stadtbrände, Judenverfolgung, Rathsveränderung, Geisselerbrüder, Seuchen, Volksaufrühre, neue Veränderungen im Rath bis zum J. 1393 und 1411; Kriege mit den Nachbarn, Einfall der Engländer 1365; Kriege Oesterreichs gegen die Schweizer, Kriege zwischen den Städten und den Edeln in Schwaben, am Rhein und in Baiern bis zum allgemeinen Landfrieden, der Heerzug Königs Sigismund von Ungarn gegen die Türken, 1396; Kriege der Engländer mit den Franzosen;

Bericht über die Hußiten (von fremder Hand eingefügt); Erdbeben, Stürme, Ueberschwemmungen, Getreidepreise. — 6. Ein sehr ausführlicher Inhaltsanzeiger.

Eine dritte deutsche Chronik, von Königshofen im J. 1386 verfaßt, die aber blos als ein gedrängter Auszug aus dem größeren lateinischen und deutschen Werke zu betrachten, ist die bekannte, von Schilter abgedruckte; ein älterer Abdruck der ersten Hälfte der Chronik (vom J. 1475.) befindet sich im K. Bücherschatz zu Dresden.

Außerdem verfaßte noch Königshofen im J. 1408 zum Handgebrauch für die Jugend aus den größern Werken des Johann von Genua, Hugutio und Wilhelm von Britannien, ein lateinisch-deutsches Handwörterbuch, das noch handschriftlich in der Bücherei zu St. Johann in Strasburg aufbewahrt liegt, und dessen Herausgabe für die Kenntniß und Geschichte der ältesten deutschen Prosa höchst wichtig seyn würde *).

Schon aus dem Obigen ergiebt sich, wie ausgezeichnet Königshofens Gelehrsamkeit und Belesenheit für seine Zeit gewesen sein muß, doch ging sie wohl schwerlich über die Geschichtswerke und Urkunden des Mittelalters hinaus. Bei seiner gänzlichen Unkunde des Griechischen und bei seiner geringen Bekanntschaft

---

*) Blos einige Beispiele daraus: Abortivus, Verschiedeling. Affinis, Widesmag, Kelmag, Nachgebur. Ala, Vettich, Schare, Uebsse. Amula, eyn Angester. Appellatio, Getzog. Arrepticius, Düselsüchtiger. Aspriolus, Enthernelin. Attabernalis, Zeriger. Blas, Döre (thöricht, Thor). Botholica, Stouff, (Bouteille). Caldellum, Brüge, Muße. Capucium, Külhut. Carnarium, Fleischgaden. Carnificina, Schinthuß, Metzige. Carruca, Karrich. Carthesia, Heylthumlade.

mit der römiſchen Litteratur konnte er die Geſchichten der alten Welt nur aus dem trüben Spiegel klöſterlicher Zeitbücher und mönchiſcher Weltchroniken kennen lernen. Daher iſt denn auch Alles, was er über die Geſchichten der älteſten Völker und Griechenlands und Roms geſchrieben, eben ſo unvollſtändig als werthlos. Glänzender dagegen tritt ſein Verdienſt als Geſchichtſchreiber in den Theilen ſeines Werkes hervor, wo er von den älteſten Schickſalen und Begebenheiten ſeiner Vaterſtadt, von der Geſchichte der nächſten vaterländiſchen Vergangenheit, oder von den Ereigniſſen ſeiner eigenen Zeit mit ſichtbarer Liebe und mit gemüthlicher Umſtändlichkeit handelt. Alles was irgend für den Bürger einer altdeutſchen Reichsſtadt aus der heimiſchen Vorzeit, aus dem Leben, Denken und Handeln ſeiner Altvordern, aus der Geſchichte ſeiner ſtädtiſchen Verfaſſung und des öffentlichen Gemeinweſens, anziehend oder bedeutſam ſein kann, das hat er aus den alten Archiven, Urkunden, Jahrbüchern und Denkmalen ſeiner Vaterſtadt mit unermüdetem Fleiß und mit großer Liebe zuſammengetragen. Die erſte Gründung und die nachmaligen Erweiterungen der Stadt, den allmähligen Aufbau der Münſter, Kirchen und Klöſter, der Mauern und Stadtthürme, die durch mancherlei Umgeſtaltungen fortſchreitende Entwickelung der ſtädtiſchen Verwaltung und Regimentsverfaſſung, kurz Alles, was dem freudigen Bürger- und Vaterlandsſtolz ſchmeicheln oder dem Gedächtniß dankbarer Enkel lieb und theuer ſein mochte, ſchildert er mit umſtändlicher Ausführlichkeit. Aber nicht blos dies, ſondern auch Alles, was in den Tagen der Väter den Einzelnen oder das ganze Gemeinweſen irgend bedrängte, bekümmerte oder ängſtigte, die oft wiederkehrenden Brände der Stadt und ihrer Gotteshäuſer, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, Stürme, Ungewitter, harte Winter, oder böſe Seuchen und

theure Zeiten führt er an dem Gemüth des theilnehmenden Lesers vorüber. Dazwischen die inneren Fehden zwischen den edlen Geschlechtern der Stadt, die harten Kämpfe zwischen Rath und Gemeinde, Volksbewegungen, Aufrühre, und oftmaliger Umsturz der städtischen Verfassung, ferner die äußeren Fehden und Kriege gegen die Anmaßungen der Bischöfe, und der umwohnenden Edeln und Großen, oder gegen den Uebermuth trotziger Nachbarstädte, und vieles andere, was bei freien Verfassungen unvermeidlich, und sich in der Geschichte des italischen wie des deutschen Städtewesens so oft wiederholt hat, und sich unter ähnlichen Umständen zu allen Zeiten wiederholen wird.

Königshofens Erzählung und Darstellung hat eine Anschaulichkeit und Lebendigkeit, wie sie nur aus der unmittelbarsten Anschauung und einer bis in das Einzelne sich erstreckenden Kenntniß des Orts und der Menschen hervorgehen kann, und seine Prosa hat eine Kraft und Gedrängtheit und einen so hohen Grad von innerer Ausbildung, wie sie keiner unter den Zeitgenossen und zunächst lebenden Schriftstellern erreicht hat, wenn sie gleich freilich an Fülle, Tiefe und Reichthum sich weder mit der Sprache des um ein Jahrhundert später lebenden Luthers, noch mit der Schreibart des noch späteren Johannes Thurmaier, des Erzvaters der deutschen Geschichtschreibung, messen darf.

Möchte bald ein günstiges Geschick den Abdruck der größeren deutschen Chronik Königshofens aus den Strasburger Handschriften gestatten, die nicht blos über die dunkle Geschichte der städtischen Verfassungen im Mittelalter manches neue Licht verbreiten, sondern auch für die Kenntniß und Erforschung unseres altdeutschen Sprachschatzes und unserer ältesten Sprachdenkmale von entscheidender Wichtigkeit sein würde.

Breslau. Dr. J. G. Kunisch.

Johann Tauler.

n der Geſchichte der ausgezeichnetſten Geiſter des geſammt
n Mittelalters und der deutſchen Gottesgelahrtheit insbe
ndere darf der deutſche Predigermönch, Johann Tauler,
f eine ehrenvolle Stelle Anſpruch machen. Zwar möchte
einem Zeitalter, dem man ſo oft ſchnöde Undankbarkeit
d Gleichgültigkeit gegen des Vaterlandes vergangenen Ruhm
d alte Herrlichkeit, ſo wie andrerſeits Mangel an aller
nerlichkeit und an ächtreligiöſer Begeiſterung nicht mit Un
cht vorgeworfen, es leicht eine vergebliche und fruchtloſe
ühe ſcheinen, den Reden und Schriften des Mannes, deſ
n glühende Beredſamkeit und ſchwärmeriſche Begeiſterung
cht blos die Herzen ſeiner Zuhörer, ſondern der Mehrzahl
ner Zeitgenoſſen gewaltig bewegt, und viele Tauſende zu
uem frommen gottſeligen Leben angeregt und erbeuet hat,
ch einmal wieder allgemeinen Eingang, oder doch wenig
ns die Stimme und den Beifall der Beſſern zu verſchaffen:
deß kann es doch nicht zwecklos erſcheinen, in dieſen Tagen
lgemeiner Anregungen und Bewegungen das Andenken eines
rſſinnigen Geiſtes zu erneuen, der auf ſein Zeitalter mit
ner kaum zu berechnenden, und kaum begreiflichen Gewalt
ngewirkt hat.

Johannes Tauler wurde geboren zu Kölln oder zu Stras
urg im J. 1294*). Er ward früh Predigermönch, und
edigte mit großem Beifall zu St. Gertraud in Kölln, ſo

*) Für Strasburg ſprechen die meiſten Gründe der Wahrſcheinlich
keit, auch war ein gewiſſer Nicolaus Tauler um das J.

wie auch an andern Orten Deutschlands, besonders in Straßburg. Sein feuriger, phantasiereicher Geist fand in der damaligen Richtung der Gottesgelahrtheit, die sich fast ausschließlich nur auf die äußeren Formen und Satzungen des Christenthums beschränkte, keine Befriedigung, er wandte sich daher zu den Schriften der älteren Kirchenväter, besonders aber zu den Evangelien, und suchte aus ihnen, besonders aus dem Evangelium des Lieblingsjüngers Jesu, jenen heiligen Geist des Urchristenthums, wie ihn der Heiland selber auf Erden verkündet, aus reiner und ungetrübter Quelle zu schöpfen. Während hier sein tiefes, zum Beschaulichen, Mystischen und Ueberschwenglichen geneigtes Gemüth immer reichere Nahrung fand, suchte er andrerseits auch das Licht höherer Offenbarung, was ihm in der Tiefe seines gotterfüllten Herzens aufgegangen, in begeisterten Reden der versammelten Gemeinde des Gotteshauses zu verkünden. Der überströmenden Fülle seiner Begeisterung genügte das fremdartige Gewand damaliger Kanzelberedsamkeit, die lateinische Sprache, nicht, und er versuchte daher zuerst unter allen in deutscher Zunge *) und auf eine bisher ungekannte Weise von Glaube, Liebe und Hoffnung, von Zeitlichkeit und Ewigkeit, von der innern Einheit mit Gott, von

---

1313. daselbst: Rathsherr, vielleicht der Vater unseres Johann Tauler. Das Geburtsjahr 1294. fand ich in Ducreux Siecles chrétiens. T. VI. p. 510.

*) Daß Tauler seine Kanzelreden ursprünglich lateinisch vorgetragen, wie man aus der Ueberschrift einer älteren Ausgabe hat schließen wollen, ist aus mehreren Gründen nicht glaublich. Man könnte höchstens daraus folgern, daß die älteste gedruckte Ausgabe seiner Predigten in der Gelehrtensprache seines Jahrhunderts d. h. lateinisch abgefaßt gewesen sei. Vergl. die Vorrede

Nichtigkeit und Leerheit alles Irdiſchen, von dem Licht göttlicher Weisheit und Offenbarung, und von der unendlichen Bedigung und Beſeligung eines aufs Göttliche und Ewige hingeteten Gemüthes und Lebenswandels zu predigen. Dies ſo wohl, als auch die hinreißende Kraft ſeiner Rede und ſeines trags, die entflammende Glut ſeiner Andacht, und vor allen milde Flamme der Liebe, die jedes ſeiner Worte beſeelte und chdrang, unterſtützt von der Frömmigkeit eines durchaus reiund ſittlichen Lebens, ergriff aller Herzen, verſammelte um einen zahlloſen Kreis von Zuhörern, und verbreitete den f ſeiner Predigten durch ganz Deutſchland. Daß es einem reichen und überſchwenglichen Gemüthe, weder an übernatlichen Erleuchtungen und Offenbarungen, noch an geiſtigen ſichten und ſchwärmeriſchen Entzückungen, noch an wunderen Begegniſſen aller Art nicht im mindeſten fehlen konnte, d leicht begreiflich *); indeß erhöhte dies nur noch ſeinen Ruf den Zeitgenoſſen, und verſchaffte ihm den ehrenvollen Beinas des „groß gelarten in Gnaden erlauchten Doktor's.“ chdem er die letzten zwanzig Jahre ſeines wahrhaft erbaulin Lebens zu Straßburg in fortwährendem gottſeligem Wirken ebracht, ſtarb er daſelbſt ſanft und ſelig im Jahre des Herrn 61, am 16. des Brachmonds, und ward in der Dominikanerche daſelbſt begraben **).

---

des Surius zur lateiniſchen Ueberſetzung der Tauleriſchen Werke (Köln. 1615.)

*) Wer die Geſchichte ſeiner wunderbaren Erleuchtungen, Entzückungen und göttlichen Offenbarungen zu leſen begierig iſt, dem empfehlen wir Joh. Arndt's Lebensbeſchreibung Tauleis vom J. 1689.

**) Auf ſeinem Grabſtein iſt er in Lebensgröße ausgehauen, auf

Die Anzahl der sämmtlichen Schriften Tauler's ist nicht unbedeutend. Außer seinem Hauptwerk, Predigten über die Evangelien auf Sonn- und Festtage und von den Heiligen, die bald ins Lateinische, Französische, Italienische und Holländische übersetzt wurden, werden ihm noch folgende zugeschrieben: von der Nachforschung des armen Lebens Christi; von der Vollkommenheit aller Tugenden; die deutsche Theologie; geistliche Betrachtung des Lebens und Leidens Christi; vom innigen, geistlichen und gottschauenden Menschen; außerdem noch mehrere, lateinisch verfaßte, geistliche und erbauliche Schriften. Zu beklagen ist es indeß, daß die Hoffnung, Taulers Predigten in der ächten und ursprünglichen Sprache ihres Jahrhunderts zu lesen, wohl für immer aufgegeben werden muß, da von der ersten bekannten Ausgabe*) an, alle folgenden Herausgeber die

---

der Brust eine Krone tragend, in der linken Hand das Lamm Gottes haltend und mit dem Zeigefinger der Rechten darauf hinweisend, um den Rand ist die Umschrift: ANNO DOMINI MCCCLI. XVI. KL. IUNII. CYRICI ET IULITE O'(biit). FR(ater). IOH. TAUL(er). — Mit Unrecht übersetzte Bayle das KL. der Grabschrift wie das altrömische Calendae, da ja, wie Du Cange im Glossar zeigt, KL. im Mittelalter aus Sprachunkunde gleichbedeutend mit Dies gesetzt wurde. Auch fiel, wie man aus Pilgrams Calendarium Chronologicum sehen kann, der Gedächtnißtag des heiligen Quiricus und der Julitta wirklich auf den 16. Juni.

*) Sermon des groß geierten in gnaden erleuchten Doctoris Johannis Thauleri prediger-ordens, weisende auf den nehesten weg, zu geiste zu wandern durch überschwebenden sin, unveracht von geistes gnugen, vorwandelt in deutsch manchen menschen zu seligkeit. Leipzig, 1498. in 4.

Sprache und Schreibart Taulers willkührlich verändert, verstümmelt, und ihrem Zeitalter und ihrer Mundart anzupassen gesucht haben. Glücklicherweise haben sich noch drei Handschriften seiner Predigtsammlung, unter denen die älteste wohl noch aus dem vierzehnten Jahrhundert, auf der St. Johannesbücherei in Straßburg erhalten *), woraus die bisherigen gedruckten Ausgaben zu berichtigen und zu ergänzen, und die Urschrift Taulers wohl noch mit ziemlicher Genauigkeit wiederherzustellen sein würde, wofern man von unserm Zeitalter Empfänglichkeit und Theilnahme an einem solchen Unternehmen erwarten dürfte.

In welcher hohen Verehrung Tauler bei seinen Zeitgenossen gestanden, ergiebt sich wie aus vielem andern, so besonders aus der reichen Ausschmückung von Wundern, wodurch Sage und Dichtung und der fromme Glaube des Volkes sein Leben verherrlicht haben, doch auch abgesehen davon, bleibt er in jeder Hinsicht eine wahre Wundererscheinung seiner Zeit. In einem Jahrhundert, wo die strengen Glaubenslehren, Satzungen und Vorschriften der Kirche und die überwiegende Gewalt des Pabstthums jeden kühneren Geistesschwung hemmten, beschränkten, oder wohl selbst niederdrückten, steht Tauler da mit dem Tiefblick eines Sehers und Gottesweisen, mit der feurigen Redekraft eines Propheten, mit der tiefen Kenntniß des menschlichen Gemüthes, und mit jener wunderbaren allesvermögenden Gewalt über die Herzen seines Volkes, wie sie durch alle vergangenen Jahrhunderte des christlichen Alterthums wohl nur wenigen heiligen und gotterleuchteten Männern in dem Grade eigen ge-

*) S. Joh. Jakob Beck: De Joh. Tauleri dictione vernacula et mystica. Argentorati, 1786. pag. 8.

wesen sein mag. Mitten in einem Zeitalter lebend, wo die deutsche Prosa sich kaum noch vom Grund und Boden der Dichtkunst gelöst hatte, und eben sich allmählich zu entwickeln und selbstständig auszubilden anfing, kannte er gleichwohl schon die ganze Fülle und den Reichthum des altdeutschen Sprachschatzes und holte aus den verborgensten Tiefen desselben wunderbare, bisher noch nie vernommene Laute und Töne hervor, wodurch er die Herzen seiner Zuhörer in ihrem innersten Grunde zu rühren und zu erschüttern, und bald zur tiefsten Selbstzerknirschung, bald zur feurigsten Andacht und Begeisterung fortzureißen wußte. Er hat zuerst unter den Deutschen den Ausdruck und die Bezeichnung für das Uebersinnliche und Geistige, für die körperlosen Begriffe und Ideen, für die geheimsten Regungen und Ahndungen des Gemüths, für die ganze innere Welt der Beschauung und des Gedankens, gesucht und gefunden, obwohl freilich er, wie sein geistesverwandter Freund, der tiefsinnige Meister Eckhart, im steten Kampf mit einer noch unreifen, unbearbeiteten und unentwickelten Sprache oft der nöthigen Klarheit und Faßlichkeit ermangelt haben mag, wie eine alte Ueberschrift seiner Reden sehr naiv kund giebt.*) Er ist der eigentliche Schöpfer der deutschen Kanzelberedsamkeit, ja überhaupt als derjenige zu

*) Basler Ausgabe vom J. 1521. Bl. 242. „Folgen hernach etlich subtil und trefflich köstlich predigen etlicher vast gelerter andechtiger vätter und lerern, aus denen man achtet Doctoren Tauler etwas seines grunds genommen haben. Namlich und insonders meister Eckart's, den er underweylen in seinen predigen meldet, der ein furtreffenlich hochgelerter man gewesen ist, und in subtilkeiten natürlicher und göttlicher kunsten so hoch bericht, das vil gelerter leut zu seinen zeiten in nit wol verstunden."

betrachten, der ſie durch die erſtaunliche Kraft ſeines Geiſtes auf eine Höhe emporgebracht, die vor ihm und nach ihm keiner wieder zu erreichen vermocht hat, und ſeine Schriften könnten von Seiten ihres reichen gemüthlichen Inhalts unſerer in leerem Wortgepränge und in eitler Afterweisheit ſich gefallenden Zeit immer noch als Vorbild dienen. Wohl mag er in den Stellen ſeiner Reden, wo er den geheimen Urgrund alles Lebens und Daſeins, jenes unkörperliche, form- und zeitloſe Seyn, deſſen Urquell und Fülle von Anbeginn in Gott geweſen, und das nur in der innerſten Tiefe eines ahnungsreichen Gemüthes erſchaut und gefaßt werden kann, anſchaulich zu machen ſucht, ſelbſt den tiefdenkenden Zeitgenoſſen oft ſchwerverſtändlich und dunkel geweſen ſeyn, zumal in einer Zeit, wo für jene Welt überſinnlicher Ideen, Begriffe und Gedanken, weder Bild noch Ausdruck gefunden war; allein deſto ergreifender iſt ſeine Beredſamkeit da überall, wo er den Geiſt ewiger Liebe ſchildert, der im Gottesſohne Menſch geworden, und der von Ewigkeit her alle lebenden Weſen und Naturen ſchafft, erhält, durchdringt und an ſeinem Herzen trägt, oder wo er das Licht der himmliſchen Offenbarung, oder das innige Geheimniß der Gnade und der Menſchenerlöſung, oder die Seligkeit eines, von den Feſſeln des Irdiſchen gelöſten, gottgeweihten Lebenswandels, den Seelen ſeiner Zuhörer zu enthüllen und in ihren Herzen die reine Glut der Andacht zu entzünden und anzufachen ſucht. Herzlich liebt er jeden ſeiner Brüder; ihre Beſſerung und Erleuchtung iſt der tägliche Gedanke, die höchſte Aufgabe ſeines Lebens und Daſeins. Er unterrichtet, lehrt, ermahnt, bald mit alter Einfalt und Inbrunſt, und im Tone des liebreichen Jüngers, dem er nachahmt, bald in den tiefen heiligen Tönen alter Propheten,

bald in der kühnen Bildersprache und der himmelauflodernden Begeisterung des Psalmisten. Aber überall bricht dieselbe Innigkeit, dieselbe Herzlichkeit, Frömmigkeit und Andacht eines in Gott versunkenen und beseligten Gemüthes durch. Jener ahnungsreiche, innige, geheimnißvolle Geist des Urchristenthums, wie ihn unter den Zwölfen nur der einzige Johannes gefaßt und aufgeschlossen, jene höhere Gottesweisheit, die am liebsten in der stillen Tiefe kindlich glaubender Herzen wohnt, hatte sein Inneres erfüllt und durchdrungen, und löste ihm das trübe Räthsel der Welt und des Lebens in himmlische Klarheit, in ewig süßen Frieden auf, der sich dann wieder in alle seine Reden und Worte ergoß.

Taulers unsterbliches Verdienst um sein Volk, seine Sprache und seine Gottesgelahrtheit ist bis jetzt von wenigen gewürdigt und erkannt, und wird erst dann in seiner ganzen Größe aufgefaßt und beurtheilt werden können, wenn die dunkelste, aber darum nicht minder anziehende Seite des deutschen Mittelalters, die Geschichte seiner Philosophie und Theologie, so wie seiner Mystik und Ascetik nach allen Richtungen hin erforscht und in ihrem Zusammenhange dargestellt seyn wird.

Breslau. H. J. G. Kunisch.

Aus Taulers Schriften

Predigt am Sonntag Septuageſimä.

(Nach der Straßburger Handſchr. vergl. Augsb. Ausgabe Bl. 26.)

Kinder, kinder! diſen menſchen geſchit reht alſo dem win holze, das iſt uſſewendig ſwarz und dürre und gar snöde, und wer es nút erkennete, den enduhte es niergent zuo guot, dan in das fúr zu werfende und zuo verbúrnende. Mer do ſind inne verborgen in dem grunde die lebenden odern und die edele kraft, do die aller edelſte ſüſeſte fruht us kummet vor allem holze und vor allen boumen. Rehte alſo iſt diſeme aller minneklicheſten in Got verſunkeme volke. das iſt uſſewendig an dem ſchine alſo ein verdorben volk und ſwartz und ſchint dürre, wanne ſú ſint demúteg und klein uswert. ſú enſint wesler von groſſen worten noch werken noch uſſetzen, und enſchinent nút. und ſint die minneſten in irme teile. Aber der die lebende oder bekente, die in dem grunde iſt, do ſú irme teile enpfallent, und Got ir teil und ir enthalt iſt, wafen!*) welich ein wunnenklich ding das wer daz zuo bekennende. Nuo get der wingarter nuo ſchiere us, und beſnidet ſin reben das wilde holtz abe. wanne dete er des nút und leſſe es ſton an dem guoten holze, ſo brehete es alles

*) Wafen! Ein altdeutſcher Empfindungslaut, etwa unſer: Ach! O Himmel!

furen böſen win, alſo ſol tuon diſer edel menſch, er ſol ſich ſelben beſniden von aller unordenunge, und das von grunde herus rúten in allen wiſen und neigunge liebes und leides, das ſint die böſen gebreſten *) abegeſnitten, und das in brichet weder houbet noch arm noch be n. Halt ſtille das meſſer, bitze das du beſiheſt was du ſniden ſulleſt, und kunde der wingarter niht die kunſt, er ſnitte alſobalde abe das edel holtz, das die trúbel **) ſchiere bringen ſol, alſo das böſe, und verderbete den wingarten. alſo tuont alle ſolche lúte, ſú enkúnnent nút dieſe kunſt, ſú loſſent die untúgende und die unrehte neigunge in dem grunde der nature, und howent und ſnident abe die arme nature. die nature iſt in ir ſelber guot und edel. was wiltu der abe zuo howende, wan dan das zit der früchte ſolte komen, das iſt ein göttelich leben, ſo haſt du die nature verderbet. Hernach ſo heſtet man und flicket die reben, man búget die reben von oben an nider und flicket ſú mit ſtarken ſtecken, do mit ſú uſgehalten werdent, do bi man nemen mag das ſüſſe heilige leben, und heilige bilde, und das liden unſers herren Jeſu Chriſti, der alles des guoten menſchen enthalt ſülle ſin, und das der menſch wider geböget ſol werden ſin oberſtes nider, in dem inſinkende in warre underworffener demütigkeit in den grunt in Chriſtum in der worheit, nút mit geloſen ***) ſunder von grunde. Ouch wan alle die kreſte inwendig und uſſewendig ſinnelich und begirliche und vernúnftige

*) Gebrechen, Mängel. **) Triebe, Schöſslinge.
***) Äußere Geberde, Gleißnerei.

kreſte, ſo die alzuomole werdent gegürtet ein ieklich uf ir ſtat, das noch die ſinne noch der wille noch enkein kraft fri werde dan gebunden und ufgegürtet ſton in rehter ordenunge under den gottelichen willen, das Got ewikliche gewellet hat in ſine ewiklichen willen. Darnach undergrebet man die ſtöcke und rürt das unkrut us. rehte alſo ſoll der menſch ſich undergraben mit tieffeme gemerke ſins grundes, obe noch út do ſi das er das us rüre, umbe das die gotteliche ſunne deſte unmittelicher dem grunde müge genehen und ſchinen, und loſt die oberſte kraft do würken. So zühet die ſunne die fühtekeit her us in die lebende kraft, die in dem holze verborgen lag, und die trübel die gont vil ſchone herfür. ouch, kinder! der ſinen winſtog alſus bereite, das die göttliche ſunne drin gewürken und geſchinen möhte, welich edele düre fruht ſolte Gott us dem menſchen ziehen. Dan ſchint die ſunne und würket die trübele und tuot ſú mimenklichen blügen, ouch die bluomen ſint von ſo guoteme edelme geſmacke *), das alle vergiftniſſe der ſmag zuo mole vertribet, noch krotte noch ſlange enmag den ſmag nút erliden. O kinder, kinder! do die göttliche ſunne dieſen grunt unmittelichen berürt ouch in aller der fruht, die dan us gezogen wirt indewendig und uſſewendig, o die got ſo luterliche uf und blüget ſo wunenklichen in eine luter Gott meinende, das in der worheit ſo wunderlichen edellichen rouch *) git, das von not alle vergiftniſſe des alten ſlangen fliehen muos. Ja in der worheit, hettent alle die tüfele geſworen, die

*) Wohlgeruch, Duft.

in der hellen ſint, und alle die menſchen, die in erteirche ſint, ſú enkundent dem luter Gott nimmenden menſchen nút geſchaden. Je me ſú ſich des befliſſent ime zuo ſchadende, ſo ſú in ie tieffer und hoher erhúbent. ſo er rehte hie inne were, und wurt er mit diſer blúte gezogen in den tieffen grunt der hellen, es múſte ime himelrich und Gott und ſelikeit do in der hellen werden. Und derumbe, wer diſe bluomen hette, der endörfte ſich nút förhten in keine wiſen noch fürwúrfe, die ime engegen loſſen, was das ſi do Gott lúterliche inne gemeinet wurt, do enmag ime nút gewerren noch geirren. Dann kunt die ſunne noch clerlicher, und wirfet ir hitze uf diſe fruht, und machet ſu tünne ie me und ie me, und beginnet die ſüſſekeit ie me und me ſich loſſen und beginnen die mittel gar dünne werden, alſus in diſeme, das die mittel zuo leſt alſo dünne werdent, das man die gotlichen inblicken hat vil nohe one alles underlos, alſo dicke und alſo ſnel, alſo man ſich zuo gekeren mag, vint man von innen die gotteliche ſunne ſchinen vil klarer, dann alle ſunnen an dem himmel ie geſchinen, und wurt alſo alle des menſchen wiſe alſo vergottet, daz er enkeines dinges alſo werlichen alſo Gotz in gelúlt noch enimacket noch enweis in einer weſenlicher wiſen, doch verre über vernúnftig wiſſen und wiſen. Harnach ſo brichet man und blöſſet die bletter abe, das die ſunne ſunder alle mittele müge uf die fruht ſich gegieſſen, alſo ſo vallent rehte alle mittel in diſen menſchen abe, und empfahent alles ſunder alle mittel. Hie vellet gebet abe und die bilde der heiligen und wiſen und übungen. Und ouch enſal der menſch nút das

abewerfen bitz das es felber abe vellet. Dan in dem do wurt die fruht ſo unſprechenlich ſüſſe, das dan abe kein vernunft verſtan mag, und kummet alſo verre, das der geiſt in diſeme ſo verſunket, das er die underſcheit ſo verlüret. er wird alſo ein mit der ſüſſekeit der Gotheit, das ſin weſen alſo mit dem göttlichen weſen durchgangen wurt, das er ſich verlüret rehte alſo ein trople waſſers in eime groſſen vaſſe wines. Alſo wurt der geiſt verſunken in Got in göttelich einigkeit, das er do verlürt alle underſcheit, und als das in dar het braht, das verlüret do ſinen namen, alſo demütikeit und meinu ge und ſich ſelber, und iſt ein luter ſtille heimliche einikeit ſunder alle underſcheit. ouch Kinder! hie wurt meinunge und demütikeit ein einvaltikeit, ein weſenliche ſtille verborgenheit, das man es kume gemerken kan. ouch in diſeme ein ſtunde zuo ſinde ys einen ougenblick, das iſt tuſent werbe nützer und Gotte werder dan viertzig ior in dinen eigiuen uſſetzen.

Wie der Böhmenkönig Ottokar seine Nichte, die schöne Markgrafentochter von Brandenburg, an König Bela von Ungarn zu Wien vermählt hat *).

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des dreizehnten Jahrhunderts.

Da zog der Böhmenkönig gen Wien hin, allda ward er wohl empfangen, und erzählte seinen Freunden, wie es ihm dort ergangen sey. Darnach in kurzer Frist begann er zu denen zu sprechen, die in dem Jahr des Amts pflegten, — das war Herr Kun und Herr Goß — denen sagte er soviel, daß sie ihm ohne Widerstreit vollen Vorrath an allen Dingen zu der Hochzeit schaffen möchten. „Was Oesterreich nicht aufbringen mag, das nehmt in Mähren und Steiermark. Ich will es bewähren und zeigen, daß ich Geld und Gut nicht achte, und alles Geizes frei bin, und daß wir uns davor nicht scheuen. Nun habt soviel Witz, und betrachtet eigen, was zween reiche Könige zu einer Hochzeit wohl haben müssen, so daß niemandem irgend ein Mangel daran begegne; und bringt das vierfach auf, dessen man kaum eines bedürfen würde.“ Dann entwarf er die Gestdel **),

*) Nach Ottokar von Hornek's Reimchronik. Kap. 65.

**) Gestühl mit Tischen, das man vor großen Festen zur Aufnahme der Gäste errichten ließ.

wie er ſie haben wolte. Alle Zämme und Geräthe ließ er aus Gold und Silber wirken. An Scharlach, Brunat, Siglat und Baldikein *), desgleichen an grauem und buntem Hermelin ließ er mehr, denn um zwanzigtauſend Pfund zu der Hochzeit einkaufen. Dann hieß er ſeine Boten mit Briefen in die Nähe und Weite überall zu den Herren reiten und laufen. Fleißig ließ er ſie bitten: wer ihn ehren wolle, möge es ſich fürnehmen und zu ſeiner Hochzeit kommen. Zugleich ließ er mit Sage und Briefen ihnen kundthun, wann und an welchem Orte man ihn zur Hochzeit finden würde. Darauf jagte er gen Praz, und ſandte da viele Boten im Lande herum, und in die anſtoßenden Lande, Preßla (Breslau), Polen, Sachſen, Meißen und Düringen. Der König rang darnach, wie er es in allen Ehren vollführen möchte; darum lud er die Herren derſelbigen Lande und alle, denen er getraute, ein. Nun erſcholl und verlautete die Hochzeit ſo weit in die Ferne, daß viele fremde Herren heimlich ihre Boten dahin ſandten, auf daß dieſe wahrnehmen möchten, wie die Hochzeit ergienge.

Nun hört, wie man's anfing. Da die Zeit hingeſchwunden war, auf die der König von Böhmenland die Hochzeit angekündigt und angeſagt hatte, da ward eine Brücke über die Donau geſchlagen, ſo breit, daß darüber ohne Furcht Zehn neben einander reiten konnten. Nun ward nicht länger gewartet. Herr Kun und Herr Boß, denen es zu thun befohlen war, brachten da ſo viel zuſammen, daß, wer es recht betrachtet hat, fürwahr geſtehen muß, daß er nie bei einer Hochzeit oder an einem Orte mehr Vorrath an allen Dingen beiſammen geſehen.

*) Koſtbare Seidenſtoffe aus dem Morgenlande. Baldikein oder Baldachin, ſeidene arabiſche Decken aus Baldag d. i. Bagdad.

Blos an Wein war so viel da, daß, wenn so viel Leute, als in zween Landen sind, da zu trinken begonnen hätten, ihnen der Wein, dieweil die Hochzeit währete, nicht abgegangen sein möchte. Der König von Böhmen fand ganz so viel, als er begehrt hatte. Es waren da fünf Haufen von Futter über einander geschobert. Jeder, der es da gesehen, muß mit mir — wär ich ihm auch fremd — einstimmen, daß jeglicher Haufe größer war, als die Kirche zu Salchenau. Da war Aue und Heide voll feister Rinder, und was sonst noch dazu gehört, an Schweinen und Kleinvieh, — ich kann es mit Wahrheit sagen, da ich es wohl erfahren habe — dessen wurde von allen denen, die da waren, in vier Wochen nicht aufgezehrt. Ungerechnet bleibt da noch das Vieh, so auf dem Werder stund, und das, so man herzutreiben sah. Wie groß der Aufwand an Brot war, davon sagte mir der, so darüber waltete, daß er dazumal die Zahl nicht gewußt habe, wieviel des Brotes gewesen, bis des Königes Schreiber sich zur Rechnung niedersetzten. Das Brot, das sie da gegessen, nebst dem, welches über blieb, betrug bei der Rechnung tausend Mutt*) Weizen, ohne das, was man hinschüttete, und was niemand nehmen wollte; wer das noch hätte rechnen wollen, so waren es wohl an vierhundert Mutt Weizen. Eines wundert mich blos; wo man den Vorrath an Hünern und und Wildprät hernahm? Dessen führte man so viel dahin, daß man wohl sagen kann, als ob alle Meisen und Sperlinge in Mähren und Oesterreich Hüner gewesen wären. Des Ueberflusses war da genug. Kaum trug die Donau in den Schiffen die Last der Speise, und manches barst in dem Gedränge.

*) Ein Getreidemaaß, von 30 Wiener Metzen.

Nun war auch die Zeit da, wie ihr vernommen habt. Dem König entbot und sagte man: es sei alles bereit, das man zu der Hochzeit haben sollte. Da wollte der Vogt des Landes Oesterreich*) mit seiner Fahrt nicht länger säumen. Er ließ die Wege, da er mit seiner Muhme, der Braut, herzog, räumen. Sie war ihm so traut, daß ihn keine Milde gegen sie zu viel und zu groß dünkte. Auch wollte er, da die Frauen dahin reiseten, eines nicht gern entbehren; er und andere Ritter mußten da vor und neben dem Wege Ritterspiel treiben. Zu derselben Zeit ward der Klee und das Gras mit den Blumen wohl eine Meile Weges weit neben der Straße zertreten, da der König mit seiner Muhme auf diese Weise gezogen kam. Ich habe vernommen, daß da manch hunderttausend Mann auf den Plan geritten kam, blos um zu schauen, wie der König mit den Frauen so herrlich vorüberzog. Mancher alte Mann schwur, er könne für wahr gestehen, daß er bei allen seinen Lebzeiten weder bei Königs noch bei Kaisers Hochzeiten einen so herrlichen Anfang gesehen habe. Groß ward das Gedränge, als die Frauen sich zur Rast lagerten. Die Amtleute des Königs hießen die Schaffer**) der Ritter nehmen, und niemanden ward ein Ziel gesetzt, was er sich auch irgend nur anstehen ließ, er mochte dessen wenig oder viel nehmen, da man genug Vorrath hatte. Darnach ging der König zu Rathe, wie man des andern Morgens weiter ziehen sollte. Er ließ daher sorgfältig verbieten und sagen, er wolle

*) Ottokar hatte damals auch Oesterreich und Steiermark an sein Haus gebracht.

**) Der Schaffer besorgte auf Reisen den Mundvorrath für seinen Herrn, dessen Gefolge und Rosse.

nicht, daß irgend jemand buhurdiren solle, außer denen, die dazu ernannt wären. Deren jeglichem sandte er einen überzogenen Hut von Zendal, der war schön weiß und roth gehalbiret. Diese wurden nun also zu dem Buhurt*) ausgesondert. Da die Nacht nun ein Ende hatte und man den kommenden Tag spürte, da begann man an der Stätte ein Gestidel zu bereiten, das der König überall mit breiten Sammet, Bliat und Baldikein überdecken ließ. Wem mußte das nicht Hochgemuth und Hochfarth wecken? — Die Tochter des Markgrafen ward da so schön gekleidet, als eine Braut von so hoher Geburt, als sie, mit Rechte soll. Da war Armuth theuer**). Was die Süße und Geheure***) zunächst an ihrem Leibe für Gewande trug, wenn ich mit Worten so klug wäre, um das zu erforschen, so wollt' ich es meinem Munde Dank wissen. Nun kann das aber nicht sein, da man mich nicht zuschauen ließ — wie gern ich auch hätte sie mit ausschmücken helfen — als man die Minnigliche heimlich in die nächsten Gewande kleidete; auch war ich da wohl überflüßig, denn es waren da um die Süße solche, die wertther waren, denn ich. Der Rock, den sie anhatte, war ein Pfellel von Tyrant†), so gut und so theuer, daß ich gern dergleichen daheim meiner Mutter gewünscht hätte; manch Thierlein klein wie ein Glaim††) war von arabischem Golde auf das Pfellel gestreut, welches die Augen also blendete, daß niemand lange auf den Rock der Markgräfin zu sehen vermochte. Ihre vielen falben

*) Kampfspiel, wo Schaaren gegen Schaaren kämpfen.

**) Selten zu finden, nicht zu hören und zu sehen.

***) Die Liebliche, Holdselige.

†) Seidenstoff aus Tyrus.

††) Johanniswürmchen.

und krauſen Locken bedeckte ein ſchönes Schapel, theurer geachtet denn die Königskrone von England. Ihre Bruſt deckte eine Fürſpange, die war von ſolcher Reichheit, daß, wenn man die Gewohnheit hätte, wie in Ungarn, wo Kleinodien und Jungfrauen-Gut nach Länderwerth abgeſchätzt werden, ſo hätte man die Fürſpange der Holdſeligen wohl zween großen Landen gleichſtellen können. Der Mantel der Minniglichen war zu Nachſitz *) gewirkt; er gab einen ſolchen Glanz, und das Gold daran blinkte ſo, daß es den Augen faſt wehe that, auch waren mancherlei Bilder recht nach dem Leben hineingewoben, die einen koſtbaren Schein von ſich gaben. Darunter war federweißes Hermelin gefurret, und eine lange und nicht ſchmale Leiſte, mit Perlen beſetzt, woran auch mancher Edelſtein lag, lief daran hinunter. Schwarzbrauner Zobel ſchimmerte um die blanke Weiße ihres Nackens. An der Dünnung war ſie mit einem Gurt umfangen, der an manchen goldenen Spangen reich war. Da die Minniglichen alſo gekleidet war, wurden die Frauen auf derſelbigen Fahrt in ein Münſter gewieſen. Sehr wurde der Meiſter gelobt, der es alſo angeordnet hatte. Nie war ein ſo köſtliches Werk aus Tuch zuſammengenähet worden: es ſtand von fern auf feſten Zeltſtangen wie ein Berg. Die Kirche ſelbſt umfing ein Kirchknopf von Tuch, auch war ſie mit Büchern und Meßgewändern reichlich berathen. Um dieſelbe Zeit bat der König die Herren, mit ihm ins Feld zu reiten, da die Ungarn einhergezogen kamen. Das Anſchauen ließ niemanden hungern, wie lange er auch gefaſtet haben mochte.**) Der Zug war wohl eine deutſche Raſt***) lang. Das Gedränge war ſehr groß, da die Ungarn

*) ?

**) Jeder vergaß Eſſen und Trinken, indem er ſie ſah.

***) Ein Wegemaß, 3000 Schritt.

heranzogen, auch war es noch ziemlich früh, da sie geritten kamen. Die Ungarn hatten manch hundert Scharlachmäntel angelegt, darunter hatten sie bunt und grau Hermelin gezogen, was wohl selber ein König mit Ehren hätte tragen können. Manchen ging um den Kragen auch wohl noch ein Mardergebräm auf einem hohen Geller. In allerlei Schmuck ritten dazumalen um ihren Gral*), geschaart, die Ungarn, so mit ihren langen Bärten, ihre Hoffarth und ihre Reichheit zeigten, nach ihrer tatarischen Sitte, wovor uns Deutschen graut; sie hatten nemlich in ihre Bärte gar manche weiße Perle und manchen Edelstein künstlich eingeflochten. Auf ihren ungarischen Hüten hatten sie allerlei Federn von Pfauen aufgesteckt, die sehr schön glänzten. Die hohen Herren trugen auf ihren Hüten Silberknöpfe, ihres Haares Geflecht und Zöpfe glänzten, ihre Schiterhemden**) waren weiß und gingen vor die engen Röcke hervor. Sie zogen daher wie die Rehböcke und wurden von den Deutschen angegafft. Der alte König Bela und sein wackrer Sohn wurden von dem Könige Ottokar sehr wohl empfangen. Da das geschehen war, erhob sich ein großes Gedränge; man wies die Herren dahin, wo man Messe sang. König Bela ließ seinen Sohn unterweisen, wie er zur Heirath gebaren und thun solle; er ließ sogleich einen Ring herum stellen, denn man hatte da genug Bischöfe, klug an Witze und an Künsten, die thaten ihnen die Ehe bekannt. König Bela bemächtigte sich darauf alsbald seiner Schnur — denn wer von nun an vorwärts oder zurück reiten oder gehen wollte, litt vom Gedränge viel Mühe und Noth — und ritt mit den Seinen herrlich in das Gesidel.

*) Gral oder Kral, ungarischer Königstitel.

**) ?

Der Schall der Tambern, Pauken und Posaunen war da so groß, daß, wer etwas zu sprechen hatte, es damals wohl sparen konnte. So hochfärtig kam der Ungarnkönig zu seinem Gemach herangeritten, wo man ihn absteigen sah. Da er sich zu Tische setzte, war an allerlei Fischen, an Zahmvieh und an Wildprät solcher Verrath vorhanden, daß, wie viel ihr euch davon in euren Gedanken auch denken möget, ihr dennoch glauben könnt, es sei dessen noch viel mehr gewesen. König Bela aß da sehr fröhlich, denn er war da mit noch fünf andern Königen. Es waren da nämlich zween seiner Söhne, Stephan und Bela, die gekrönt da saßen, ferner der König von Reußen, der König von Masovirt — dessen Hausfrau war König Bela's Kind — und der König von Sirvey*); diese drei empfangen ihre Krone von dem Herrn von Ungarn; außerdem dienten ihm noch funfzig mächtige Herzoge, die ihre Krone von ihm hatten, das war der Herzog von Agrim, und der reiche Herzog über Walt**), und der von Krabaten***), der Herr von Bossen†), und fünftens der König und Herzog der Türken. Ich vermag nicht die ganze Zahl der hohen Grafen mit Genauigkeit zu verbürgen, die der König von Ungarn hatte, die um ihrer Gewalt und ihres Reichthums willen an Fürsten statt waren, da ich doch damit nicht zu Ende kommen würde. Allerlei Gerichte holte man auch für die Ungarn herbei. Der König von Böheim bat den Herrn Berchtold von Emrich, daß er schaffen möchte, daß auch die fahrenden Leute keine Noth litten. — Nun lassen wir sie essen.

---

*) Servien. **) Jenseits des Wiener Waldes.
***) Kroatien. †) Bosnien.

Was der reiche König von Böheim sich vorgesetzt hatte, das hätte er gern mit Ehren angefangen und vollbracht. Als er nun in das Gefidel kam, da hörte man großen Schall. Denn die, welche nun mit den geflorirten Schaaren daherzogen, die wollten gern Ritteramt (Ritterschlag) empfahen. Ein Bischof begann zu sprechen, und gab ihnen den Segen. Die damaligen Schwertdegen*), kann ich euch einzeln nicht nennen, da ich ihre Namen nicht weiß, außer meinem Herrn Otto von Lichtenstein, dem Reinen und Tugendhaften, dem ich mit Dienste zugethan und in Treuen hold bin. Dieser empfing damals nebst manchem hochgebornen Edelknecht das Ritteramt. Sobald dies vor sich ging und der Buhurt anheben sollte, da kamen die, denen man die mit Zendal halbirten Hüte gegeben hatte, mit so großem Anprall, daß davon mancher kühne Ritter erschrack, und daß mich immer gewundert hat, daß im Gange des Buhurts auch nur zehn Knice ganz blieben, so nahe trieben sie die Rosse mit den Sporen auf einander. Mancher Ritter empfing da auf dem Antlitz vorn ein Malzeichen; der Schall ward ungefüge, und der Buhurt so hart, daß die Ungarn ihre Fahrt zu den Deutschen zu gereuen anfing. Sie wähnten, daß da ein Unfug auf sie gebrauen**) sei, und mit dieser Mähre kam ein Ungar daher gerannt, als ob ihm der Zagel brennte. Kaum hatte ein Wartmann***) dies vernommen, als er sogleich vor König Bela eilte. „Herr, sprach er, erspart euch fürbaß euer Essen! Diese Freundschaft ist gleich Chriemhildens Hochzeit zu er-

*) Solche, die eben zu Rittern geschlagen worden sind.

**) Vorbereitet; wir sagen: gemünzt auf jemanden.

***) Schildwache, Thürhüter.

achten*). Die Baiern haben einen Streit unter ſich angefangen, und ich wähne der Ungewinn iſt uns Ungarn ſehr nahe. „Da hörte man vielfach rufen: Lut her ſchire, her lut!" — Dies Wort däuchte ſie ſo gut, daß ſie immer mehr heran riefen. Dem König Bela, Stephan und dem Eidam des Markgrafen wurden drei ſchnelle Maiden**) herbeigezogen; auf dieſen flogen ſie von dannen und entwichen dem Strauß, bis man ihnen endlich die junge Gemahlin des Sohnes herausbrachte. Dieſe mußte ſich nun an die Ungariſche Reiſe gewöhnen. Die Ungarn wähnten ihrem Untergang entronnen zu ſein, und eilten von dannen nach Hauſe. Da man dem König von Böheim ſagte, was geſchehen war, ſo ſprach er, er wolle fürwahr zehntauſend Mark um dieſen Schandfleck geben. Ihn deuchte, er ſei dadurch geſchändet, daß die Ungarn von der Hochzeit ohne Urlaub weggelaufen, und er ward um dieſer Geſchichte willen ſo traurig und düſter, daß man ihn fürbaß keiner Kurzweil mehr pflegen ſah. Doch hieß er alles das, was er ſeines Oheims Kinde zuvor zum Brautſchatz begeben, ohne Hinderung ihr nachſenden. Auch die armen fahrenden Leute fertigte er ſo gütlich ab, daß ſie alle reich wurden. An Zucht gebrach es ihm nicht, es wurde der König und der Gaſt, und jeder, der um ſeinetwillen da hingekommen war, mit Gut und mit Verheißung ſo geehrt, daß ich fürwahr weiß, daß er deshalb ungeſcholten blieb; denn reichlich ward das, was man ſchuldig war, wiedervergolten. Der König ſorgte wenig, wie die Urlug***) ferner gehalten würde,

*) D. h. es ſei hier auf ihren Untergang abgeſehen; vergl. das Ende des Nibelungenliedes.

**) Verſchnittene Pferde, Wallachen.

***) Kampfſpiel.

er erlaubte männiglich, wer irgend daran Theil nehmen wollte. Dann zog der reiche König mit den Gästen gen Mähren, denen von Kärnthen und Steyer aber ward heimzureiten erlaubt. Dies geschah zu der Zeit, da man zählte von Christi Geburt Tausend zweihundert und ein und sechzig Jahr.

Verbesserungen.

Im ersten Hefte S. 68. in der Unterschrift lese man statt: Johann August Büsching: Johann Gustav Büsching.

Im zweiten Heft: S. 102. Z. 25. v. o. statt Gewerben l. Gewerken.

S. 107. Z. 1. v. o. statt daß Gut l. deß Gut.
— 110. Z. 1. v. u. statt das Ringen l. des Ew'gen.
— 113. Z. 13. v. o. statt leichten Stege l. lichten Stege.
— 116. Z. 20. v. o. statt lehnstraulichen l. lehnstreulichen.
— 125. Z. 18. v. o. statt der arge Geist l. der ew'ge Geist.

Inhalt.

Seite

1. Triumphe deutscher Vorzeit, Gedicht in fünf Kapiteln, von W. v. Schütz . . . 89

2. Spanische Romanzen, von Ernst Freyherr von der Malsburg.

Romanze von der Hochzeit in Frankreich . . . 126

Romanze vom Gänsebuben . . . 127

An Ebro . . . 129

Am Tormes . . . 130

Klagen eines aus Granada vertriebnen Mauren . . . 132

3. Tenzon. Der Dichter und Amor, aus dem Provenzalischen von Friedrich Kuhn . . . 134

4. Frühlingsklage, von ebendemselben . . . 136

5. Stanzen aus dem romantischen Gedicht: die drei weißen Rosen, von Helmina von Chezy . . . 138

6. Fastnachtslieder, von O. H. Graf v. Loeben . . . 141

7. Winkelmann an Arcangeli, Heroide, von Fr. Raßmann . . . 145

8. Gedanken über die Sagen der Völker, von F. H. . . . 148

9. König Fruete, von Jacob Grimm . . . 154

10. Jakob Twinger von Königshofen und seine Chronik, von D. J. G. Kunisch . . . 158

11. Johann Tauler, von ebendemselben . . . 165

12. Aus Taulers Schriften: Predigt am Sonntag Septuagesimä . . . 173

13. Wie der Böhmenkönig Ottokar seine Nichte, die schöne Markgrafentochter von Brandenburg, an König Bela von Ungarn zu Wien vermählt hat, von demselben . . . 178

ASKANIA

Zeitschrift

für

Leben, Litteratur und Kunst.

3s Heft. März 1820.

Herausgeber: Wilhelm Müller.

Dessau,
Unternehmer und Verleger C. G. Ackermann.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

n. liter.
589.

Der Namen Askania will nur den Ort ihrer Erscheinung bezeichnen und durchaus kein Provinzialblatt ankündigen. Die Grenzen ihres Inhalts bezeichnet der zweite Titel; die sicherste Bürgschaft ihres Werthes geben die Namen derer, die bis jetzt Beiträge theils geliefert, theils zugesichert haben. Dan. Amad. Atterbom in Stockholm. Achim v. Arnim. Heinrich Beck. Georg Graf v. Blankensee. Joh. Gust. Büsching. K. L. Blum. Ludw. Bischoff. Helmina v. Chezy, geborne Freyin v. Klenke. Karl Förster. Friedrich Baron de la Motte Fouqué. August Gebauer. Wilhelm Grimm. Franz Horn. Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. Wilhelm Heusel. Franz Rudolph Herrmann. Joseph Horky. Friedrich Jarick. Friedrich Graf von Kalkreuth. K. W. Kolbe. Friedrich Kuhn. J. G. Kunisch. O. H. Graf v. Loeben. E. Frhr. v. d. Malsburg. F. J. Mone. Friedrich Raßmann. Heinrich Ritter. Ludwig Sigismund Ruhl. Julius Max Schottky. Henriette Schubart. W. v. Schütz. G. A. Harald Stenzel. August Zenne.

Für die nächsten Hefte ist unter andern bestimmt: Ueber Tasso als lyrischen Dichter, von Karl Förster.

Von der Askania erscheint monatlich jedesmal am 15ten ein Heft von 6–7 Bogen; da, wo es nöthig ist, mit Kupferbeilagen begleitet. Sechs Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Haupttitel und Inhalt geliefert wird.

Der Preis des Jahrgangs, aus 12 Stücken bestehend, die nicht getrennt werden, ist 8 Rthlr. sächs. oder 14 Fl. 24 Kr. rheinl. Vorausbezahlung (in weit entfernten Gegenden etwas mehr), wofür es durch alle solide Buchhandlungen, so wie durch die löbl. Postämter zu erhalten ist.

Für die letzten hat das hiesige Königl. Preuß. Wohllöbl. Postamt die Hauptexpedition übernommen.

Chr. Gg. Ackermann.

Askania,

Zeitschrift für Leben, Litteratur und Kunst.

3s Heft. März 1820.

Die Klagen der Jungfrau Maria.

Der stillen Freitagswoche gewidmet.

Nach dem Altdeutschen.

Wie das vierzehnte Jahrhundert die Leiden der Mutter des Heilandes zu beschreiben suchte, und wie die Klagen der ganzen Menschheit in den Mund der heiligen Jungfrau gelegt wurden, das hört auch vielleicht, nach fünfhundert Jahren, Deutschland wieder gerne, und die das größte Wehe beweinende Dichtung giebt wohl Manchem Erbauung und Beruhigung.

Das Gedicht ist in der Urschrift nicht gedruckt und steht im Heidelberger und Koloczaer Kodex der Erzählungen angeblich von Conrad von Würzburg.

Dies Buch heißt unser Frauen Klage,
Die soll man lesen alle Tage.

Ich saß alleine an einem Tage
Und gedachte an die große Klage,
An die Qualen und an das Leid,
Und an die schwere Bitterkeit
Die Marien Herze empfing,

Da Gott an dem Kreuze hing.
Ich nahm für mich ihr'ſ Herzen Pein,
Die mir vollkommenlich erſchein
In einem Büchelcine;
Da fand ich in Latc'ne
Was die reine Magd ſprach da
Und was ſie that, da ſie Gott ſah
Gebunden und gefangen
Und vor ihren Augen erhangen,
Viel bleich, viel fahl, wund und bloß,
Da von ſeinen Seiten floß
Das viel minnigliche Blut.
Da kam zuhand in meinen Muth,
Daß ich die Wort', die ich da fand,
Im Deutſchen wollte thun bekannt
Allen reinen Herzen,
Daß ſie der Magde Schmerzen
Erkennen möchten beſſer gar;
Ich ſage euch recht ſo wie es war.
Das Buch fahet an alſo:
Quia dabit capiti meo'
Das ſchrieb ein rein heil'ger Mann,
Der war beſondrer Kaplan
Der Süßen, ſündigend nie,
Gottes Mutter Marie.
Er hatte ſeine Sinne
Gekehret an ihr' Minne,
Er diente ihr manich Jahr und Tag,
Mit Treuen er das lange pflag,
Sein Troſt, ſein' Freude lag an ihr.
Thun wir das, ſo werden wir
Erlöſet aus aller Noth,
Vertrieben wird der Seele Tod.
Vor ihrem Bild er ofte lag,
Die lange Nacht bis an den Tag.

Er bat ſie gar von Herzen,
Daß ſie die großen Schmerzen
Und ihre Qual thäte kund,
Die ſie litt, da ſie ſah wund
Und auch todt ihr minniglichen Kind,
Unter dem alle Reiche ſind.
Er ſprach: o weh, Frau mein,
Mag nun dein Kind bei dir ſein,
Da du zum Himmelreich dich
Erhobeſt ewiglich,
Da du ſollſt leben immer mehr;
Mögt'ſt du gekündet haben ehr
Mir deines Herzens große Pein.
Gieb, daß die Zähre mir erſchein'
Die deine Augen vergoſſen,
Die ſo gar nieder floſſen
Ueber deines Kindes Noth,
Das vor dir wund hing und todt.
Ich weiß wohl, deine Seele war dir wund
Von Schmerzen mehr denn tauſend Stund.
Nun geuß mir in das Herze mein
Die bitterlichen Qualen dein,
Nun ſage mir, liebe Frau mein,
Und künde mir deines Herzens Pein!
Wa wareſt du zu derſelben Zeit,
Da er geſchlagen und beſpeit
Ward, und an die Säule gebunden bloß,
Gegeiſſelt auch, daß von ihm flos
Des minniglichen Blutes Bach;
Dein Herze litt großes Ungemach.
Frau und Magd minniglich,
Dein armer Knecht fraget dich,
Ich bin unwerth, daß ich mit dir
Je ſollte reden, geſtatt' es mir.
Gottes Mutter, Sünden frei,

Maria, Frau, warst du dabei,
Bei den Frauen gut,
Denen viel weh' that dein schwerer Muth,
Da sie nach Christ gingen
Und Jammers so viel empfingen?
Da er das Kreuze auf ihm trug,
Da weinten sie vor Leide genug.
Er sah sie an, zu ihnen sprach:
Laßt euer Weinen über mich nach,
Weinet über eure Kind,
Denn noch die Tage kunftig sind,
Daß man sprichet: selig sei'n
Die Mütter, die nie Kindelein
Getragen noch gebaren,
Noch geborn waren.
Sie wollten sich verbergen
In Thälern und in Bergen
Vor dem jämmerlichen Tage;
Da wird viel groß der Sünder Klage:
Sage reine Magd, o sage.
Sage, künde deine Klage,
Sag', wo war deine Rast,
Da des Kreuzes Last
Seinem Herzen lag bereit?
O jammervolle Bitterkeit;
O Maria, Reine, Gut',
O Blume, königliches Blut,
Gib allen reinen Herzen
Zu kennen deine Schmerzen,
Die du hattest, als dein Lieb
Ward ausgeführet wie ein Dieb.
Denn, wären alle Herzen steinen,
Sie müßten sehre weinen,
Sie müßten gar zerbrechen,
Denn niemand kann voll sprechen,

Noch voll' ſchreiben, noch voll ſagen,
Das viel jammervolle Klagen,
Das du hatteſt, Fraue mein,
Da du ſaheſt deines Kindes Pein.
O weh! jammerndes Herz,
Wo iſt nun dein Schmerz!
Brich entzwei, o Herze mein,
Eich' an der ſüßen Magde Pein,
Weine mit ihr, meine viel,
Ohne Maaß und ohne Ziel.
Laß Herze dich erbarmen,
Marien der viel Armen!
Ihr Augen, ihr ſollt fließen,
Ihr ſollt die Zähren gießen.
O weh! wer giebt dem Haupt mein
Das Waſſer, davon dann erſchein'
Meines Herzen Bitterkeit,
Der Jammer, den mein Herze leid't?
Wer giebt meinen Augen der Zähren Regen,
Ich will nichts, denn Weinens pflegen!
Zu den Worten ſprach die Magd:
Viel lieber Knecht, dir ſei geſaget,
Ich war zu Jeruſalem inne,
Da mein' liebe Minne,
Jeſus, mein Kind mein's Herzens zart,
Gefangen von den Juden ward,
Geſchlagen und gebunden.
Da ward mir weh' zu Stunden,
Da man die Mähr' mir brachte mit,
Ein Schwerdt mein Herze gar durchſchnitt.
Wie weh mir war, ich kam allbar:
Da ſtund um ihn der Juden Schaar,
Sie ſtießen ihn und ſpeiten ihn an;
Da war weder Weib noch Mann,
Der über Chriſt den Armen

Sich irgend wollt' erbarmen.
Ich weinte sehre und schrie,
Da ihn der Juden Mund anspie;
Er stund vor ihn'n gefangen,
Bleich waren ihm seine Wangen,
Sein Leib von Blutes Schweiße floß,
Mein' Seele Blutes Zähren goß.
Ich sah die Pein, die er erlitt,
Viel Trauern klagt' mein Herze mit.
Er schwieg allsam ein Lämmelein
Geduldig in den Nöthen sein,
Geduldiglichen er ertrug,
Daß man ihn an die Wange schlug,
An die zarten Backen,
Mit Fäusten an den Nacken.
Sie stießen ihn nach ihrer Lust
Vor die Kehl' und vor die Brust,
Einer stieß, ein and'rer schrie,
Als einen Dieb man ihn anspie,
Mit Grimme und mit Zorne,
Da er mit einem Dorne
Stand vor ihn'n gekrönet,
Gelästert und gehöhnet.
Da ich viel Arme das ersah,
O weh! und o ach! sprach ich da,
Des Leibes Kraft entging mir gar.
Mein Herze ward viel wohl gewahr,
Daß mir des Leibes Kraft entging.
Da ich den Schmerzen gar empfing,
Den Gott an seinem Leibe trug,
Die Bitterkeit wahrt' ich genug.
Ich hatte nicht Kraft, Sinn, noch Wort,
Da ich ersah den großen Mord,
Den sie an ihm thäten,
Eh' daß die Hähne krähten.

Mein' Schweſtern waren auch da,
Und auch Maria Magdalena,
Sie ſahen meines Kindes Noth,
Sie weinten, als ob ihnen todt
Ihr eingebor'n liebes Kind,
So lieb war ihn'n mein Kind gemeint.
Doch weinte niemand ſo viel,
Ohne Maße und ohne Ziel,
Als Maria die getreue
Magdalena voller Reue;
Ihr war ihr Herze und auch ihr Muth
Als die Turteltaube thut,
Die ihr' Gemahlſchaft hat verlor'n
Die ſie zu Troſte hat erkor'n;
Doch war mir vor ihn'n allen weh'r,
Davon muß ich weinen mehr.
Da alſo war dieſer Beſchluß
Ergangen um meinen Jeſus
Nach der Juden Rathe,
Von dem armen Pilate
Ward er geurteilt in den Tod.
Und drauf der Büttel gebot,
Von des Gerichtes Gewalt,
Sie wären jung oder alt,
Sie wären groß oder kleine,
Daß ſie alle gemeine
Mit meinem Kinde gingen,
Bis daß ſie es erbingen.
Da ging Jeſus mein liebes Lieb
Aus der Stadt, allſam ein Dieb.
Die Juden liefen alle
Dazu mit großem Schalle,
Sie lachten und juchten,
Sie ſpotteten und fluchten,
Sie warfen auf den reinen Chriſt

Koth, Steine und auch Mist,
Sie thaten ihm Schanden genug,
Da er den Galgen auf ihm trug,
Sie verbunden ihm die Augen klar,
Die ihm als einem Adelar
Stunden minniglichen,
Sie freiten bitterlichen
In sein schönes Angesicht,
Den in seinem Thron' licht
Die hohen Engel Seraphin,
Und die Chöre Cherubin
Mit aller Engel Gesellschaft
Sehen in seiner Herrenkraft
Und auch in seiner Gottheit.
Der Schanden er viel da leid't.
Also ward er hingezogen,
Das ist 'ne Wahrheit ungelogen:
Ich sah ihn führen vor mir hin
An dem aller mein Gewinn
Und meines Herzens Freude lag.
O weh! jämmerlicher Tag,
An dem ertödtet ist mein Kind,
Der Welten Licht ist worden blind!
Ich ging ihm nach auf seiner Fahrt,
Der von mir rein geboren ward,
Auch gingen Frauen mit mir da,
Die ihm von Galilea
Gedient hatten oftmals wol,
Sie waren mit ihm Leides voll.
Sie führten mich mit großer Noth,
Sie brachten mich dahin für todt,
Wie wir zu der Statt kamen,
Da sie mir mein Kind nahmen.
Die meiner Seligkeit verdros,
Die machten ihn nackend und bloß;

Sie zogen ihm ab seine Kleider,
Da stand er nackend leider
Und bloß vor meinem Angesicht,
Da mocht' ich ihm doch helfen nicht.
Sie spielten um seine Gewande,
Also ward meinem Kinde Schande;
Sie richt'ten auf ein Kreuze groß,
Daran hingen sie ihn bloß.
Das sah' ich mit den Augen mein,
Da litt mein Herze große Pein.
An des Kreuzes Ende
Waren ihm seine Hände
Gespannet mit Nägeln groß,
Das reine Blut daraus floß;
Und auch die reinen Füße sein
Litten Schmerzen und auch Pein
Von den tiefen Wunden,
An das Kreuze gebunden.
Ich sah ihn an und er mich;
Das Sehen das war jämmerlich!
Mir war wehe und weh'r,
Doch litt sein Herze Schmerzen mehr,
Von der großen Quale mein,
Als ihm thaten die Martern sein.
Sie thaten an ihm viel großen Mord,
Dazu sprach er nie zornigs Wort,
Er war geduldig und gut,
Er schwieg viel stille, als noch thut,
Wenn man es schiert, das Lämlein,
Alle Ungeduld läßt es sein.
Also hatt' er Geduldigkeit
In seinen Nöthen die er leid't,
Er that nie auf seinen Mund,
Wie sehr er auch wäre wund.
Da er an dem Kreuze hing,

Der Gott, der nie Sünde beging,
O weh! wer möchte gar voll ſagen
Mein jämmerliches Klagen,
Das ich beging, da ich ſah
Des Blutes Bach, die Zähren da,
Von ſeinem Leibe fließen.
Da begann ſich zu entſchließen
Der Hort, der da verborgen lag;
Da ich erhört' den Hammerſchlag
Und das Blut ſah entſpringen,
Und aus den Wunden dringen,
Von Händen und von Füßen,
Da ſah ich Gott den ſüßen,
Dem in menſchlicher Art
Gleich an Wonne nie was ward,
Der ward bleich, ſchwarz und fahl,
Sein' Schönheit ward da fahl,
Die eh' war als 'ne Sonne
Die wonnigliche Wonne,
Und ſeinem wonniglichen Angeſicht
Ward ſo jämmerliches nicht
Auf der Erden gleich geſehen;
Das mag wohl ich, ſein' Mutter, g'ſtehen.
In der jämmerlichen Noth,
Da er ſtand von Minne roth,
Da war das mein größtes Leid,
Das mir mein Herze gar durchſchneid't,
Daß es mir g'ſchehen ſollte
Von dem, der von mir wollte
Werden, und ward geber'n,
Zur Mutter hatt' er mich erker'n;
Drob quälte ſich das Herze mein.
Ich muß 'ne arme Mutter ſein,
Mein Sinn iſt gar verdorben,
Mein Herze iſt mir erſtorben,

Das Seufzen ließ mich nicht sprechen,
Es wollte mir mein Herze brechen.
Do der mütterliche Gedank'
Mich zu reden bezwang,
So fiel das Wort zu Grunde,
Und zuckt' es aus dem Munde
Der bitterliche Schmerze
Hin wieder an das Herze.
Verzückt und gebrochen,
Nicht ganz und ungesprochen,
Da wähnte des Herzens Schwere,
Daß ich erstummet wäre.
Wenn ein Wort zu der Kehle sich ris,
Also heiß war vom Weinen dies,
Daß es der Mund nicht konnte sagen
Vor des Herzens schweren Klagen.
O weh! wo war je Mutter,
Der ein Sohn also guter
Von ihr'n Augen erstürbe
Und sie doch nicht verdürbe!
Wohl that er auf die Augen sein
Und ersah die große Schwere mein,
An mir groß Ungemach er sah.
O weh! wie jämmerlich sah er da
Auf mich viel arme Magd,
Ich war von Leide gar verzagt;
Er sah mich sehre weinen.
Weß Herze wäre so steinen,
Daß sich nicht erbarmen
Wollte über Marien die Armen?
Ich sprach: viel lieber Herre mein,
Nun läst du mich alleine sein;
Du stirbest, wie soll ich nun leben?
Du willst mir bitter Urlaub geben.
O zartes Kind, viel minniglich,

Wer bißet mir, daß ich für dich
An dem Kreuze erſterbe,
Daß mein Kind nicht verderbe?
O Vater, Herre, lieber Chriſt,
Meines Herzens Troſt und Heil du biſt!
Gar ſüßer und auch guter,
Zeuch auf deine Mutter
Zeuch auf die viel Armen
Und laß dich meiner erbarmen!
Zeuch mich an des Kreuzes Aeſt',
Sie ſind ſo ſtark und ſo feſt,
Daß ſie uns beide tragen wol,
Mich arme Mutter Leides voll.
Wo ſoll ich hin nun kehren?
Meine Qual muß ſich mehren.
O Jeſu, liebes Kind reine,
Du ſtirbſt nicht wohl alleine,
Mach' unendliche Freude mir,
Daß ich erſterbe, Kind, mit dir.
Grimmer Tod! du ſiehest mich?
Es iſt gar Zeit, nun komm' an mich.
O weh Tod, du warſt bitter eh',
Nun iſt mir noch dir ſehre weh';
Denn du mir ſüße alleine biſt.
Ach Tod, nun gieb mir keine Friſt,
Zerbrich mit deinen Schmerzen
Das Leben meines Herzen.
Du warſt eh' grimmig, du biſt verzagt,
Du ſchoneſt eine arme Magd;
Tod, brich entzwei das Herze mein,
Daß ich nicht ſehe meines Kindes Pein.
O! ſüßes Kind, du Freuden Kind,
Du meiner Seele gar gemint,
Dir ſteht viel lieber Herre wol,
Denn du biſt aller Gnaden voll.

Höre, Herre, mein Gebet,
Ich bitte dich, als ich vor thät,
Zeuch mich an die Seite dein,
Und tröste die arme Mutter dein;
Ich bin dein' Mutter, ehre mich,
Herzens Lieb, erkenne mich.
Mein Kind, nur gieb mir keine Frist,
Denn es gar billig iſt,
Da wir ein Leib waren früh,
Und Minne uns verließ noch nie,
Daß, die ſind in Einer Noth,
Leiden allzuſamt den grimmen Tod.
Judea! viel grimmes Land,
Du biſt's, das den Tod erkannt.
Verwandte, Juden Leute,
Warum ſchont ihr mein heute?
Seit daß durch eure grimme Hand
Mein zart Kind ich erhangen fand!
Thut an mir denſelben Tod,
Denn das Leid iſt vor aller Noth,
Daß ich ſtürbe und doch nicht mag.
Nicht ſterben? o weh! bitt'rer Tag!
Höret mich zu ihm her,
Ich bin die Mutter, die ihn gebar,
Oder thut mir, wie ihr wähnt,
Ich bin bis zum Tod gegrämt.
Was ſoll mir armen Mutter Frist
Seit mir mein Kind erhangen iſt?
Er ſtirbt nicht wohl alleine,
Tödtet mich allgemeine
Mit Jeſu, den ich auch darum bitt'
Und rächet euch damit;
Ich bin, die ihn gebahr und trug,
So habt ihr mir gethan genug.
Jüngr Sohn, viel guter,

Sieh' an deine Mutter,
Gerud, dich zu erbarmen
Und tröste mich viel Armen.
Sei mir nicht also hart
Bei deiner Hinfahrt;
Denn du mein ein'ger Trost bist.
Las mich ersterben ohne Frist,
Ich bitte dich Herre mein, als eh',
Denn mir ist weh' und weh';
Zeuch an das Kreuze mich zu dir,
Herzens Lieb, dazu hilf mir.
Ich weiß nicht, was süßer möcht' sein,
Denn sterben an der Seite dein.
Mir ward nie kund so bitt're Noth,
Und überlebe ich deinen Tod,
O weh' mein Kind, wohin geh' ich?
Herzens Lieb, wem las ich dich?
Du warst mein Vater und mein' Mutter,
Du warst mein Bruder, Jesu guter,
Du warst mein Bräut'gam minniglicher,
Und auch mein zart wonniglicher,
Du warst meines Herzens Trost,
Nun bleibe ich Arme ohne Trost;
Ich muß ein' arme Waise sein,
So ich dich verliere, Vater mein.
Dein Tod ist mir worden schwer,
Alle Gnad' verlang ich nicht mehr,
Ich mag nicht sein Mutter mehr,
Wenn ich nicht Kind hab' wie vorher.
Ich muß ein' arme Wittwe sein,
Seit ich dich verliere, Kind mein.
Wer soll mich trösten, wenn ich dich
Verliere, Jesu minniglich!
An dir verlier' ich was mir g'hört an,
Und alles, das ich je gewann:

Mir thut Noth, daß ich traurig bin
Nach dir; wo soll ich kehren hin?
Wer hilft mir und wer mir räth,
So jämmerlich als es mir steht.
Soll ich nicht leiden, Kind, mit dir
Den Tod? so rathe doch Herre mir!
Bedenke, Gott, mein armes Leben,
Wer soll mir Armen Trost nun geben?
An denselben Zeiten
Stund ich an seinen Seiten,
Ich stund bei dem Kreuze schwer,
Daran hing mein Jesus hehr,
Und auch Johannes Evangelist,
Als es geschrieben ist.
Wir waren Beide erstorben
Und beinah verdorben
Von Leide und auch von Schmerzen,
Der durchschnitt unsre Herzen.
Jesus that auf die Augen sein,
Da seine ganze Lieb' erschein.
Mit weinenden Augen er mich sah.
In seiner Noth zu mir sprach da:
„Sieh' liebe Mutter, Magd mein,
Johannes soll dein Sohn sein,
Habe ihn zu einem Kinde;
Ach, Mutter, dich mein entwinde,
Und las dein Weinen sein,
Du nimm sein wahr, recht als mein.
Du weißt wohl, ich bin dazu gebor'n,
Viel' Seelen sind verlor'n,
Daß ich den'n will allen frommen.
Darum bin ich vom Himmel kommen,
Dazu ward ich von dir gebor'n,
Nun ist gestillt mein's Vater Zorn.
Ich will behalten die Seele

Und daß mir niemand fehle.
Wie möchte anders erfüllt sein
Die Schrift? davon so leide ich Pein
Für all' Geschöpf' die menschlich.
Darnach soll mit Wonne ich
Erich'n und dir erscheinen
Und auch den Jüngern meinen,
Das geschieht an dem dritten Tage.
Las zarte Mutter, deine Klage!
Darnach soll ich zu Himmel fahr'n
Mit den engelischen Schaar'n,
Da soll ich fortan leben schön,
Auf meines Vaters Throne stehn.
O Mutter, las vom Trauern ab,
Denn ich die Seel' gefunden hab'
Und mein' viel lieben Schäfelein,
Die lange irre gefahren sein;
Der Menschc lange war verlor'n,
Dazu ward ich von dir gebor'n,
Daß ich alleine diesen Tod
Litte für alle der Welt Noth.
Warum doch mißgefällt dir
Der Tod? Wohl hat der Vater mir
Geboten, daß ich trinken soll
Der Marter Trank, der kommet wol
Den Seelen, die da sind gebunden
Mit den Höllen Banden.
Den'n will ich zu statten kommen,
Mein Tod soll allen Seelen frommen.
Darum viel liebe Mutter mein,
Maria, las dein Weinen sein.
Ach! Herzens Lieb, viel schöne Magde,
Habe ein Herze unverzaget,
Las dein Weinen über mich,
Süße Mutter, tröste dich!

Wie der Tod auch mich beſiege
Und wie daß ich ihm unterliege,
Darum ſollſt du nicht Kummer haben,
Und wie, daß ich nur werde begraben,
Doch mag ich nicht vergeſſen dein,
Denn ich will immer bei dir ſein.
Du weißt wohl, wie ich bin geborn,
Du biſt ermählt und erkorn
Von den Geſchöpfen allen;
Mein Tod iſt dir ſchwer gefallen
Und wird es dann noch mehr,
Dir iſt nach mir weh' und weh'r.
Es iſt Zeit, daß ich kehre wieder,
Von dem ich kommen bin hernieder,
Das iſt mein Vater hehr,
Zu dem ich wieder kehr'.
Dorthin magſt du nicht bald kommen,
Wie auch ich dir werde benommen,
In kurzem jedoch ſollſt du der
Kommen mit der Engel Schaar,
Da ſollſt du immer mit mir ſein.
Maria, laß deines Herzens Pein,
Dieweile ſoll Johannes dein
Mit Treuen pflegen, Mutter mein,
Er ſoll erwirken laſſen mich,
Daß ich gewinnet hab' ihn ſtätig,
Und noch von Herzen minne.
Johannes, liebe Minne,
Johannes, Junger guter,
Sieh' an dein' Mutter,
Nimm ihrer wahr, die mich gebahr,
Sie war mein' Mutter, das iſt wahr,
Und ſie ſoll deine Mutter ſein,
Du ſollſt ihr's pflegen recht als mein."
Der Wort' der war ein Ende,

Sie wanden beide ihr' Hände
Ihr Betrübniß war so groß,
Daß von ihren zarten Augen floß
Der Zähren Fluß als ein Bach,
Sie schwiegen beide, ihr'r keines sprach
Ein Wort, sie mochten nicht
Sieben von dem Angesicht,
Das sie an ihm sahen,
Da ihm begann zu nahen
Der schwere und der bittre Tod.
Da von ward groß ihr's Herzen Noth,
Sie wurden bleich und fahl
Ihr's Herzens Lieb lag vor ihn'n todt.
Sie sahen seinen Leib bleich,
Da schwieg ihr Sang Freuden reich,
Ihre Qual war so mannigfalt,
Daß von der Liebe Machtgewalt
Sie beide waren so wie todt,
Von der bitterlichen Angst und Noth,
Die sie an ihren Herzen
Litten von den Schmerzen,
Ob sie ein Schwerdt durchstäche,
Davon ihr Herze brache:
Sie waren beide voll Ohnmacht,
Die Qual hatte sie so gemacht
Daß ihrer keines mochte fort
Bringen vom Munde Stimm' noch Wort.
Doch wer es recht bemerken will,
So eine Marien näher viel
Sein' Marter, wie es billig war,
Denn sie ihn trug und ihn gebar,
Davon ging ein swarlich Schwerdt
Besonders durch die Magd so werth,
So viel sie ihn minnte mehr,
So viel war ihr schlimm und wehr.

Was ſoll ich nun ſagen
Von dem jämmerlichen Klagen,
Das die reine Magd erlitt,
Da ein Schwerdt ihre Seel' durſchnitt!
Denn ihr Hertze war ſo wund,
Daß die Zunge noch der Mund
Konnt' ſich nicht entſchlieſſen,
Noch vollkomm ausgieſſen
Nach des Hertzens Grimme
Mit Worten noch mit Stimme.
Da'das geſchah, da ſprach ſo
An dem Kreutz Jeſus: sicio!
Mich dürſtet, ſpricht zu deutſche das.
Sie boten ihm durch ihren Haß
Eſſig, Mirren, Gallen-Wein,
Da geiſt' ſich ihrer Bosheit Schein.
Er bot den ſüſſen Mund alder,
Da er der Gallen ward gewahr,
Da wolte er nicht trinken mehr,
Der Juden Spott that weh' ihm ſehr.
Sie ſpott'ten ſeiner mit Schalle,
Die armen Juden alle,
Sie ſchrien und ſangen,
Sie riefen und ſprangen.
Sie ſprachen: wundeſt du je Gott,
So helfe der und laß deinen Spott!
Und and're Schelmwort' genug
Sprachen ſie ihm, die er ertrug
Mit gedultigem Hertzen
In allen ſeinen Schmertzen.
Da das Blut von ihm floß
Und das Waſſer nieder flos
Von Augen und von Seiten.
In des Jammers Zeiten
Sprach er: nun ſoll mein Ende ſein

Der bitterlichen Marter mein,
Du lieber Vater bitte ich dich
An meinem Ende, erhöre mich,
Vergieb den gänzlichen
Die mir jämmerlichen
Meinen Leib haben benommen;
Mein Ende ist nun kommen,
Ich befehle in die Hände dein
Meinen Geist, lieber Vater mein.
Darnach rief er grimme
Mit einer großen Stimme
In Jüdischem: Heli! Heli!
Und auch: lamazabani!
Das spricht und bedeutet sich:
Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich
Verlassen, den du unschuldig weißt!
Er ließ er von ihm den Geist. —
Durch die viel große Stimme
Von des Leides Grimme
Durch den bitterlichen Schrei,
Da riß der Umhang entzwei,
Der da in dem Tempel hing,
Der Sonnen Schein da gar verging,
Der Himmel dunkelfarb war,
Der lichte Tag finster war,
Der Mond und auch die Sterne klar
Wurden traurig, das ist wahr,
Da sie sahen sterben Christ
Der des Himmels Wonne ist.
Die Erde erbebte und erschrack
An dem jämmerlichen Tag,
An dem Gottes Kind erstarb,
Da unsre Freude gar verdarb;
Die Steine rissen gar entzwei
Durch Gottes, an dem Kreuze, Schrei

Weh! wer mag wohl das sagen,
Wie's Maria kount' ertragen,
Daß ihr Herze nicht brach da,
Als sie mit ihren Augen sah,
Daß sich über Christus Tod,
Der vor ihr hing von Wunde roth,
Erbarmten Himmel und Erde!
Viel schöne Magd und werthe,
Wohl war die weh und weh,
Davon floß die der Zähren See.
Deinen Jammer niemand voll sagen kann,
Es sei Weib oder Mann,
Er muste gar ab Worten verzagen,
Der deine Schmerzen wollte sagen.
Wer da nicht Mitleid habe?
Selbst die Todten in dem Grabe
Möchten sich erbarmen
Ueber Jesus den viel Armen.
Die todt waren vor mannichem Jahr,
Die wurden lebendig, das ist wahr,
Sie wollen des Zeuge sein,
Daß klar ward der Wahrheit Schein,
Daß er wäre Gottes Kind,
Dem alle Kreaturen sind
Unterthänig immer mehr.
Damit ward Marien noch weh'r,
Sie stand auf und fiel darnieder,
Sie sprach: nun gramt mir wieder,
Ihr Juden, mein viel liebes Kind,
Die ich so unbarmherzig find'.
Ihr habt an ihm vollbracht,
Was ihr lange habt gedacht;
Noch höret mich, die Mutter sein,
Und sehet meines Herzens Pein.
Da sie das versuchte genug,

Sie wenig es jedoch ertrug,
Ihr' Hände ſchloſſen ſich hier wieder,
Sie fiel vor Ohnmacht wieder nieder;
Alſo lag die reine Magd
Vor Herzen Leide gar verzagt;
Sie bot ſich wieder zu Chriſte.
O weh! wer recht wüſte,
Da man den gräulichen Speer
Ihr'm Kinde durch ſein' Seite ſtieß
Und er ihm drangt' durchs Herze ſich.
Da das Blut minniglich
Und Waſſer von dem Herzen floß
Und unterbalken nieder ſchoß,
Wie viel Leid's Maria erſah,
Am Ungemach ihr's Kindes da,
Viel weh ihr zu Muthe war,
Es war Wunder, daß ſie lebte gar;
Ihr war auch übel ſolches Leben,
Daß ſie ſich lieber hätt' begeben
Des Leibes in ſolcher Noth
Von der Juden Hände todt.
Nun hört reine Herzen,
Höret von den Schmerzen,
Höret von der Magd ſo gut,
Da ſie ſah ihres Kindes Blut
An des Kreuzes Aſt
Niederfließen faſt.
Da laſſe ſie das Kreuze ſtehn,
Ihr Herze war alſo ſchwer,
Daß ſie die Erde laſſen muß'
Denn von ihres Kindes Bruſt
Geflossen war viel Bittres Naß.
Euch mag wundern, wie ſie genas.
Gedenket alle Herzen
An der Magd Schmerzen,

Ihre Qual, ihr Ungemach da,
Die sie an ihrem Kinde sah.
Laßt euch die Magd erbarmen
Und ihren Sohn viel armen.
Weinet mit ihr, schreit viel,
Und laßt um Gott der Freuden Spiel,
Seit Jesus der süße Gott
Durch euch vergossen sein Blut so roth,
Weinet auf seine Wunden hin,
Denn euch erschien wohl seine Minn',
Habet mit Marien Leid,
Den Herrn zu seinem Grab begleit't,
Und höret, was sie beging,
Da sie ihn von dem Kreuz empfing.
O weh! Maria gut,
Wo ist der Muth,
Wo ist das Herze stark,
Wo ist der Leib, wo ist das Mark,
Wo ist jemand so steinen,
Der nun nicht möge weinen!
Wer recht nur will bedenken
Und in sein Herze senken
Die Qual und auch die Noth
Und deines viel lieben Kindes Tod,
Der müße mit dir Ungemach tragen
Und auch der Welt Freude entsagen.
O Jesus, Minne minniglich,
Deiner Minne nie etwas glich,
Die du uns erzeiget hast;
Sie hingen dich an des Kreuzes Ast!
Ach, mein Kind viel reine Frucht,
Mein Herze uns des Jammers Sucht
Ohne Trost mit Schmerzen tragen,
Und dich mit deiner Mutter klagen.
Ich bin dein Sünder, werther Christ,

Durch den du erworb'n bist.
Ei, Gottes Kind, wie soll ich dir
Vergelten Jesu, sende mir
Und schreib' in alle Herzen
Die bitterlichen Schmerzen,
Den Spott, die Schande und den Tod,
Und die jämmerliche Noth
Die du durch uns erlitten ganz.
O theurer Gott, du Ehren Glanz,
Las uns dich also meinen,
Um deine Marter weinen,
Und dich von Herzen minnen,
Daß wir mit dir gewinnen
Und auch empfahen die Krone,
Die du willt geben zu Lohne
Allen die dir minnen dich.
Darin erhöre, Herre, mich.
Nun höret, wenn ihr wollet, all'
Da so Maria war in Qual,
War sie noch bei dem Kreuze da.
Joseph von Arimathia,
Ein edler Jude, als wir hören lesen,
Der unterthänig war gewesen
Unsers Herren Rath,
Der ging zu Pilat
Und bat ihn flehentlichen,
Mit Treuen jämmerlichen,
Ob er ihm wollte geben
Jesum, der da hing ohne Leben,
Er wollte ihn von dem Kreuze haben
Und ihn in die Erde begraben,
Daß er nicht mehr hinge wie eh',
Denn ihm war nach ihm viel weh.
Da das Pilatus vernahm,
Gar sehr er es zu Herzen nahm;

Ihn haben Wunder, daß er wär'
So baldig todt, doch das that er:
Er gab Urlaub daß er ihn
Von dem Kreuze nähme hin,
Ihn zu der Erde bäbe
Und löblich begrübe.
Da nahm Joseph Nikodemum,
Das saget das Evangelium,
Der war auch Christus Unterthan,
Doch durch der Juden bösen Wahn,
Und durch ihr'n großen Has
Muß' er ihnn verstohlen das.
Er sagte ihm wie er wär'
Geschieden von dem Richter.
Drob ward Nikodemus viel froh,
Sie gingen zu dem Kreuze do,
Da sie Gott wußten hangen,
Sie brachten mit sich Zangen
Und Hämmer von Stahl,
Mit Leitern erstiegen sie den Pfahl,
Sie wollten Christus lösen ab
Und ihn tragen in ein Grab.
Da Maria das vernahm,
Ihr Herz vor Freuden wieder kam,
Ihr Ungemach gemindert ward,
Da die Gute das gewahrt,
Daß sie ihn wollten niederlegen
Und ihn von dem Kreuze wägen.
Sie half ihnen, daß er kam nieder,
Selbst todt wollt' sie ihn haben wieder;
Was die mocht', das half sie ihn'n,
Drob ward viel froh ihr Herze und Sinn.
Ihr'r einer stieg an das Kreuze hehr,
Daran Jesus hing todt und schwer,
Und zog ihm aus der Nägel Band,

Er löſ't ihm ab die werthe Hand
Und auch die and're die da hing;
Der eine ſeinen Leib empfing,
Daß ſein Leib der werthe
Nicht fiel auf die Erde
Alſo verletzt und wund.
Ach! wäre allen Herzen kund,
Was Maria da beging,
Da ſie den reinen Leib empfing!
Denn da die Magd reine
Berühren mocht' alleine
Ihr's Kindes Leib mit der Hand,
So griff ſie an den Heiland;
Sie drückt' ihn mit des Herzen Luſt,
Sie legte ſein Haupt an ihre Bruſt,
Sie küßte ſeine Wunden,
Die waren ungeſunden.
Sein Leib vor ihr geleget ward,
Sie fiel auf ihn mit Trauern hart
In Ohnmacht, als ob ſie wär' todt.
Sie ſprach: „o Noth ob aller Noth!"
Die Zähren nieder floſſen,
Sein Antlitz ſie begoſſen.
Ihre Zähren floſſen überall,
Wohl lag Chriſt vor ihn'n bleich und fahl,
Der werthe Gott, ihr ſüßes Kind,
Lag vor ihr todt und blind.
Sie küßt' ihn wonniglichen
Und auch viel zärtlichen,
Seinen Mund und ſeine Wangen
Küßte ſie, tauſendmal mag nicht zulangen,
Sie küßt' auch ſeine Augen klar,
Sie ſprach: „ich bin, die dich gebahr!"
Händ' und auch die Füße,
Und auch die Seiten ſüße

Sah sie an und wieder an.
Ich niemand voll sagen kann
Das Wunder, das sie beging,
Da sie Jesus zu sich empfing;
Denn säße ich alle meine Tage
Und schriebe von der großen Klage,
Und von dem großen Ungebäde,
Das sie beging an dem Grabe,
Ich möcht' es nicht erfinden,
Noch das Herze ergründen.
Sie nahm seine Händ' in ihre Hand,
Die waren ihr so wohl bekannt,
Sie legt' sie an ihre Wangen,
Ihre Seele war gefangen
Mit Leide und mit Traurigkeit.
Sie sprach: Jesus meine Süßigkeit
O edel Kind, o Fürstenkint,
O Sonnenglanz, o gutes Gut,
Zu was bist du mir geber'n?
Dein' Mutter hat an dir verlorn
Aller Freud' und Wonne Trost:
Nun sitz' ich bei dir ohne Trost!
O weh! Tod, wie du entweichst,
Daß du mich nicht erreichst!
Ich mein' dich, breite Erde,
Daß ich bei Zeit werde
Zu dir; denn ich kam von dir.
Tod, nun nimm deinen Theil an mir,
Daß mich beleuchte nimmer Tag!
Des bittern Meeres Salz Geschmack,
Der müßte zuckersüßlich sein,
Wenn da 'ne Zähre käm' darein
Des Blutes, das geflossen ist
Von deinem Leibe, süßer Christ.
Dein Anblick war 'ne Freuden Zeit,

Nun haben die Juden dich beſpeit!
Ach! mein Kind, o Blume roth,
Du ſchweigeſt und liegeſt vor mir todt?
Von Mutter ward nie Leib gebor'n
So minniglich, du warſt erkor'n
Mir zu einer Freuden Wonne,
O kaiſerlichs Geſchlechtes Sonne!
Wohin ſoll ich mich kehren?
Meine Qual die muß ſich mehren!
O! edel Kind! nun ſieh mich an,
Denn ich das nicht erſehen kann,
Von wem ich werden mög' erlöst?
Des Todes wärd' ich wohl getröst't,
Daß er mein Herze bräch entzwei!"
Alſo der Magd ihr Klag'geſchrei.
Sie ſaß weinend alſo ſehr
Bei dem Grabe her;
Daß die Erde und auch der Stein
Mit Zähren ſchienen begoſſen ſein;
Auch war ſein Leib begoſſen,
Von Zähren naß durchfloſſen.
„Sage mir, ſüßes Kind,
Nun ſage mir! du Hochgemmt,
Wem ſoll ich klagen mehr,
Daß mich mein Herze ſchmerzt ſo ſehr!"
Nun ſag, wer mag nun ſagen
Von dem jämmerlichen Klagen
Das ſie that, es war ſo groß,
Daß die That auch ihre Feind' verdroß;
Sie weinten, daß ſie ihn ſahen tödten
Und Maria in den Nöthen.
Da waren auch Frauen und Mannen,
Deren Herzen viel Kummer gewannen;
Sie weinten mit der ſüßen Magd,
Sie waren mit ihr ganz verzagt.

Die Engel waren auch dabei,
Die alles Leides sind gar frei,
Der'n war da mancher tausend Schaar,
Sie waren alle kommen dar:
Sie sahen ihren Herren liegen,
Der schwere Tod thät ihn besiegen.
Sie hatten alle Ungehabe
Und waren traurig bei dem Grabe,
Sie trauerten gar kläglich
Und beklagten alle sich,
Da sie todt sahen Christ,
Der ihr' Freude war und ist,
Und immer sein soll.
Sie waren alle Leides voll
Und ward ihr' große Bitterkeit
Gemindert von der Süßigkeit
Und von den großen Freuden,
Daß menschlich Todes Leiden
Mit seinem Tode ward erlöst;
Das sie erfreuet und sie tröst't.
In dem großen Ungehabe
Trug ihn Joseph zu dem Grabe,
Er wollte ihn in die Erde legen
Und einen Stein auf ihn wägen.
Das mochte Maria nicht ertragen,
Sie begann zu weinen und klagen,
Er zog ihn hin, sie zog ihn wieder,
Sie zog ihn auf, er zog ihn nieder,
Sie umfing ihn mit den Armen,
Sie sprach: „Laßt euch ihn erbarmen,
Ehret meinen Schmerzen,
Den ich hab' in dem Herzen,
Laßt mich sein genießen mehr,
Mir ist wehe nach ihm sehr!
Laßt herzen mich mein Kind,

Oder lieber, dünket es euch gut,
So grabt uns in die Erde beide,
Den Tod ich gerne mit ihm leide,
Denn ich ehr' ihn nicht mag mehr leben.
Da ward dem wunden Leib gegeben
Manch Küssen und Drücken
Vor Engel und vor Menschen Blicken,
Das that sein' Mutter Maria.
Joseph von Arimathia
Der wand ihn in ein seiden Tuch
Mit edlen Würzen, sagt das Buch;
Da ward ein Stein auf ihn gebreit't.
O weh! was großes Herzeleid
Mariens Herze da empfing!
Das Volk Jammers viel beging:
Sie weinten auf den Knien
Mit Gottes Mutter Marien.
Sie mußten alle weinen;
Denn wären sie alle steinen,
Sie müßten gar zerrissen sein,
Da sie ersahen Marien Pein
In dem großen Ungehabe,
Da sie saß bei dem Grabe.
Vor Liebe küßte sie den Stein,
Ihr's Herzen Minne ward nie klein,
Sie umfing ihn und sprach:
„O wehe mir Armen und o ach!"
Sie wollt' nimmer von dannen kommen,
Eh' daß sie hätt' vernommen
Oder vor ihrem Angesicht
Sähe mit Zuversicht
Ihr Kind von dem Tode erstehn.
Johannes sah sie in sich gehn;
Johannes der viel Gute,
Der kam mit schwerem Muthe.

Wie auch vor Leid er war verzagt,
Doch hub er auf die reine Magd;
Er hub auf sie,
Der so gleich nie
Von Mutter Leibe ward geber'n.
Sie hatt' ihr liebes Kind verlor'n!
Er hub sie auf, denn ganz sie war
Verstellt, bleich, todtfarb gar;
Sie war von Leide also krank,
Daß ihr benommen war der Gang,
Vor Ohnmacht mocht' sie nicht geh'n,
Noch auf ihren Füßen steh'n.
Ihre lieben Schwestern waren da,
Ich mein' die zwo Maria,
Die halfen Gottes Mutter zart,
Daß sie nach Haus geführet ward.
Das erlaben Frauen viel,
Die ließen ganz ihr's Herzens Spiel,
Sie sahen die viel Armen
Und mußten sich erbarmen.
Sie begannen mit der reinen
Maria sehr zu weinen,
Auch weinten ohne Maßen
Die Frauen auf den Straßen,
Sie klagten mehr Maria Noth,
Als ihr's viel lieben Kindes Tod.
Wer fing da nicht zu weinen an,
Es wäre Frau oder Mann!
Da die Magd also zart
Hin durch die Stadt geführet ward
Mit so schwerem Muth
In Sankt Johannes Hut,
Viel Frauen mit ihr gingen,
Die Jammers viel empfingen.
Da tröst'te sie Johannes gut,

Wie ſchwer daß auch wäre ſein Muth,
Er trößt'e ſie gar ſehr,
Er hütete ihr's Leibes Ehr',
Mit ganzen Treuen er ihr pflag.
Das ſtund darnach manchen Tag,
Denn ſie ihm weit lieber war,
Als die Mutter, die ihn gebar;
Er bot ihr Zucht und Ehr',
Er hatt' ſie lieb gar ſehr.
Dazu hatte er gar gutes Recht:
Sie war ſeine Frau und er ihr Knecht.
In ſeiner Hut ſie blieb,
Daß ſie viel der Klagen trieb.
Ihr' Schweſter noch Johannes gut,
Mochten ihrem ſchweren Muth
Nicht tröſten eine Stund',
Ihr Herze war von Qualen wund.
So war ſie bis zum dritten Tag,
Daß ſie viel großer Klage pflag.
Sie nahm in ihr Gemüte
Des ſüßen Jeſus Güte,
Sie gedacht in ihrem Sinne
An ſeine große Minne,
Wie er ohne Sünde war
Ihr entſprungen, da ſie ihn gebar,
Und wie er von Gott ihr war geſandt
Sie gedacht an ſein reines Leben,
Und an alle ſeine Mildigkeit;
Er war gehorſam bis an die Zeit,
Daß ihn verrieth der Juden Neid,
Die ihn verriethen und beweit.
Sie gedacht an alle ſeine Fahrt,
Wie daß er gefangen ward
Und erhangen als ein Dieb;
Wie er ihr hätte große Lieb'

Erboten manches Jahr und Tag,
Und mit was Treuen er ihr pflag.
Sie gedacht' an alle Noth
Die er litt bis an den Tod.
Davon mocht' sie nicht haben
Trostes; denn er war begraben,
An dem ihr' Herzen Freude lag.
Das litt sie bis an den dritten Tag,
In jämmerlicher Ungnade,
Bis er erstand von dem Grabe.
Da erst ihr Leid ein Ende gewann,
Denn niemand das vollsagen kann,
Was Freuden sie da empfing
Und was ihr' Seele da begina
Von Freud' und Seligkeite;
Denn alle der Welt Leute
Mochten nicht sagen leicht
Alle die Freuden, die sie erreicht.
Frau, Magd, minniglich,
Maria, allen gnädiglich,
Des Paradieses Süßigkeit,
Ein Brunnen aller Mildigkeit,
Du bist der Mägde Kron'
Der Patriarchen lauter Ton,
Des Himmelreiches Wonne recht,
Ein kaiserliches Geschlecht.
O werthe Magd Maria,
Süße Mutter, du pin.
Du Rose roth, du Lilie weiß,
Du Zeitlose, Freudenpreis,
O Morgenstern, o Sonne klar,
Du minniglicher denn Aar,
Du Turteltaube so lieblich,
Du lichter Mond so wonniglich,
Der Engel Freude, Magd so gut,

Der Sünder Troſt, du Gnaden Flut,
Du grünes Reis, du Veilchen klar,
Du biſt, die Gottes Kind gebahr.
Du Saphir, du Karfunkelſtein,
Der vor des Vaters Thron giebt Schein.
Smaragd und Verill,
Maria, Magd ſo ſtill,
Du lichter ſchöner Kriſtall,
Du trägſt der Freuden Kronen all'.
Davon ſei Lob und Ehre
Nun und immer mehre
Dir Mutter und Filia
Des werthen Gottes, Maria.
Ich bitte dich, viel reine Magd,
Denn du biſt Gnaden unverzagt,
Ich mahne dich, Maria gut,
Durch das minnigliche Blut,
Das dein liebes Kind vergoß,
Als es des Herzens Minn' entſchloß,
Gedenk' auch an die Qualen dein
Und zeig' uns deiner Gnaden Schein.
Du biſt der Himmel Gnaden-Schrein,
Gedenke an unſers Herzens Pein;
Hilf uns aus aller Noth,
Vertreibe von uns der Seele Tod;
Unſ're Noth iſt dir bekannt,
Du biſt uns von der Sünden Band.
Gedenk' an deine Mildigkeit,
Der aller Tugend Kron' bereit.
Gewiglich bitt' ich, Frauc, dich,
Du ſollſt es thun, erhöre mich!
Du ſollſt beſonders gnädig ſein
Allen, die dies Büchlein
Leſen oder hören leſen,
Daß ſie werden' ſelige Weſen;

Dies sollst du, Gottes Mutter, pflegen,
Send' ihnen deiner Gnade Segen!
Du sollst sie Gnaden machen voll,
Das steht deinen Ehren wol.
Mach' ihr Ende, Frau, gut,
Daß ihre Seele sei in Hut
Vor der Hölle Banden,
Du, hilf ihnen von Schanden,
Bringe sie zu der Krone,
Die dein schönes Kind zum Lohne
Mit Wonnen wohl bereitet hat
In der wonniglichen Stadt,
In dem Himmelreich
Da man ewig gleich
Freude über Freude fand,
Da soll Gott ihnen sein erkannt!
Dazu hilf ihnen, o Maria,
Tu plena omni gracia.

Amen.

Lesung des Nibelungenliedes in gelehrten Schulen.

Für und Wider.

Gegenmeinungen in dieser Sache können auf die größere und geringere Aufnahme des Liedes, wie für die Förderung und Vernachlässigung der deutschen Literatur des Mittelalters bedeutend und folgenwichtig werden. Aber selten vermag entscheidende Gründlichkeit so tief zu ergreifen, als bezauberndes Ansehen hinreißt und einschmeichelnde Zeithuldigung das selbstständige Urtheil befängt. Unbekümmert um solche Rücksichten, blos an die Hauptsache strebend muß man in dieser nicht unwichtigen literarischen Angelegenheit ein freies Wort reden, gleichviel ob beherzigt oder unbeachtet und verloren.

Für den Werth des Nibelungenliedes haben große Männer entschieden, seine Einführung auf Schulen beruht bis jetzt auf schwankenden Versuchen Einzelner, aus eigenem Antriebe, größtentheils ohne alle Aufmunterung und Unterstützung. Der flüchtige Zeitgeist ist zu leicht für die alte festwurzelnde Gediegenheit, und was der gewohnten Bequemlichkeit im Leben und Denken etwas Mühe macht, oder dem forterbenden Schulschlendrian im Wege steht, das hat sich in Teutschland keiner freundlichen Aufnahme zu erfreuen, wohl aber absprechender Verachtung, und wenn es gut will, hochmüthige Widerlegung zu gewärtigen.

Forſcher haben zu beſtimmen, was und ob etwas gelehrt werden ſolle, Schulmänner um das Wie oder die Lehrart ſich zu bekümmern. Wenn manche Lehrer über das Nibelungenlied abſprechen, ſo iſt wohl einzuſehen, daß in die gewöhnliche Weiſe die ungewohnte Welt des Liedes nicht lange, und wenn man dagegen auch etwa äſthetiſche Gründe wie z. B. den des Mangels an poetiſcher Einheit bedenklich vorſchützt: ſo ſieht der Verſtändige wohl, daß es an genauem durchdachten Ergründen des Liedes mangelt. Beſcheidene Bedenklichkeit iſt immer ehrenwerth, wenn aber ein Schulmann mit vornehmer Abſprecherei das Nibelungenlied wegzuwerfen ſich gleichſam berufen fühlt, ohne zu bedenken, daß würdiger Beruf nur durch würdige That ſich beurkunden müſſe; ſo iſt gegen das ſchale Weſen hoffärtiger Grundloſigkeit nicht mit gleichen Waffen zu ſtreiten, und dem ernſthaften Streben muß ein ſolcher Streit nur widerlich ſeyn, wenn nicht die Verwahrung der Sache dazu aufforderte.

C. G. Hanmann hat ſich gegen das Nibelungenlied und deſſen Leſung in Schulen öffentlich auf eine Art erklärt, die vielleicht keine Widerlegung verdient *). Ich kann nichts thun, als ſeine Äuſſerungen mit kleinen Bemerkungen begleiten, und ſie dem Urtheil der Verſtändigen überlaſſen.

---

*) In der Neuen Bibliothek für Pädagogik ꝛc. von Gutsmuths. Zweite Fortſetzung. 11. Bd. 16. St. Neuſtadt an der Orla. 1817. S. 4 — 23. Der Herausgeber hat ſich auf S. 6 Wunſch erbeten, Gegenbemerkungen anzunehmen, wenn ſie gehaltreich ſind.

Er stellt zuerst die angeblichen Absichten auf, die man durch Lesung des Liedes bezwecken will, nämlich „den alten teutschen Sinn zu wecken, die Vaterlandsliebe zu beleben, die Reinheit der Sitten herzustellen, den Muth anzufeuern ꝛc.", und sucht zu beweisen, daß diese Absichten durch das Lied nicht erreicht, sondern wohl eher die entgegengesetzten Leidenschaften hervorgerufen würden. Denn zuvörderst zweifelt er, „ob ein Gedicht überhaupt im Stande sey, eine Mehrzahl von Menschen zu Thaten zu ermuntern." — Daß obige Zwecke nicht die einzigen und hauptsächlichsten sind, hätte H. wissen sollen, wissentliche Verschweigung wäre hier sehr unrühmlich. Daß er in der Hast nicht an den Tyrtäus und Phidias gedacht, dem ein homerischer Vers die Schöpfung des Olympischen Jupiters eingegeben, mag hingehen. Noch verzeihlicher ist es, wenn ihm die alttentschen Schlachtlieder und die Rolandslieder der Franzosen fremd gewesen.

Nach diesen Voraussetzungen stellt nun Haumann folgende Behauptungen auf: das Nibelungenlied sei erstens kein teutsches Buch, sondern ein Gemisch aus Französisch und Teutsch. Weder Inhalt noch Sprache sei teutsch. Ort und Handlung über dem Rhein, dieser habe schon zu Römerzeiten Gallien von Teutschland getrennt, und man sage was man wolle (!), die Überrheiner seien von den diesseitigen Bewohnern noch jetzt himmelweit verschieden. Die Revolutionsgeschichte beweise, wie das Franzosenthum nirgends mehr Anhänger gefunden habe, als dort, die Teutschen seien nirgends mehr gehaßt, verhöhnt und meuchlings ermordet worden, als dort. Dieses Land könne also kein teutsches sein,

da es auch der Dichter des Liedes nicht dafür hält, indem er die Sachsen als unbekannte Krieger aufführt, die doch mitten in Teutschland wohnten (!), also allen Teutschen bekannt sein mußten, und dennoch ferne Leute genannt würden. Dabei erinnert er an die neuere französische Unkunde der Lage Teutschlands zur Bestätigung seiner Behauptung.

Die Äusserungen sind merkwürdig. Für Verläumdungen der Überrheiner ist weder hier noch sonst wo der Ort, es liegt darin Verblendung oder Haß und Bosheit, die H., verantworten mag. Ich bin diesseits am Rhein geboren und erzogen, kenne die Bewohner beider Ufer wahrscheinlich genauer als H., und finde die Überrheiner so teutsch wie die diesseitigen, nur ziemlich klüger und gescheidter. Die römische Abtheilung war eine blos politische, das hätte ihn eine Erinnerung an die Namen Germania prima ꝛc. gelehrt; daraus zu folgern, das jenseitige Ufer sei gallisch gewesen, ist, glimpflich gesagt, albern. H. hätte sich noch auf die Chronikschreiber des Mittelalters berufen können, welche die römische Benennung des jenseitigen Ufers beibehalten, aber auch weiter nichts als den Namen, denn die sinnvollen Alten wußten gar wohl, daß der Landstrich von Basel bis Mainz die eigentliche Kraft von Teutschland sei *). Daß die Sachsen in alter Zeit mitten in Teutschland gewohnt,

*) Otto Frising. de gest. Frid. I. lib. I. c. 12. ... in civitate Galliae Moguntia... Ibid. totam provinciam à Basileâ usque Moguntiam, ubi maxima vis regni esse noscitur, paulatim ad suam inclinavit voluntatem.

das hab' ich nicht gewußt und nicht geglaubt, das weiß ich, daß der gemeine Mann noch jetzt alles fern und weit nennt, was über seinem Gau liegt, und daß man dem Dichter Unbekanntschaft mit der Gegend von Worms vorgeworfen, und wegen genauer Ortskenntniß ihn für einen Schwaben oder gar für einen Siebenbürger gehalten. Hessen und Frankenland kennt er auch gut, also könnte er so vielleicht im Fichtelgebirg zu Hause sein, bis nach Oels wird sich indeß seine Heimath schwerlich verlieren. Die französische geographische Unkunde als Beweis für die französische Abstammung des Dichters anzuführen, ist ein erbärmlicher Spaß oder ein Kunstmißgriff des bedächtlichen Ernstes.

Bei der Prüfung der Charaktere des Liedes stellt H. Günthers Zucht und Pralerei gegen die sächsischen Gesandten mit der Großsprecherei der französischen Bülletins zusammen. Es heißt ferner, er sei ein schwacher König, ein armseliger Mensch, der aus sich selbst nichts unternimmt, ein Schwächling, den seine Frau bezwingt ꝛc. — Ich hätte lieber gelesen, wenn H. untersucht hätte, warum Günthers Charakter so und nicht anders ist, das muß wohl einen Grund haben, eben so sein edler Muth und Tod.

Brunhilden wird blos Rachsucht zugeschrieben. Ich zweifle daran; die Ursache ihrer sogenannten Rachsucht wird nicht angegeben. Hagen ist nach H. ein Bild der niedrigsten Verworfenheit, in dessen Charakter Argliſt, Treuloſigkeit, Raubsucht, Blutdurſt, Verrath, Verſtellungskunſt und Feigheit ſich häufen. — Die Schilderung ist leidenschaftlich aber nicht wahr. Hagen ist der böse Geist des Liedes, der Mann des Unheils, des Widerstrebens, aber ein Teufel

ist er nicht. Wohl liegt in ihm die Vorahnung des Unglücks, er liebt seine Herren sehr innig, und tödtet Sigfriden zur Ehrenrettung seiner Königin. Es ist wahrlich ein groſser Muth, mit dem er im Bewuſstsein des Unheils dem Schicksal entgegen geht. Sein Gemüth wird mit tiefer Rührung erschüttert, wie ihm Rüdiger die letzte Gabe gibt, wie Gernot, Giselher, Volcher und Günther fallen. Er mahnet ab vom drohenden Verderben, und wie es seine Herren nicht vermeiden wollen, so erscheint er ihnen hülfreich und rettend ohne Haſs und Verwurf *) Er ist ein böses Wesen, aber nicht ein Teufel, wie ihn die miſsgebärende Einbildung neuerer Zeit sich vorgestellt.

Chriemhilt, fährt H. fort, ist eine blutdürstige, rachsüchtige Frau, gegen welche die Intriguen der Frauen an Ludwig XIV. Hofe wahre Kleinigkeiten seien. — H. will einmal das Lied französisch machen. Besser für die Sache wäre es gewesen, hätte er genau auf die Schilderung von Chriemhilden Liebe aufgemerkt, und gezeigt, wie diese Liebe dem Dichter die leitende Idee des Liedes geworden.

Sigfriden hält H. für einen ehrlichen, dummen, einfältigen und verliebten Tropfen, oder für einen Bullenbeiſser, der angreift, wo man ihn hinhetzt. — Pöbelhafte Ausdrücke und Gedanken.

Etzel ist ihm auch ein einfältiger Tropf, der sich auf sein Königreich viel einzubilden scheint. Wolle man für diese

*) v. 439. flg. 1808. 3483. 3507. 6366. flg. 8997. 9266. 9601. ꝛc.

Schilderung Beweisstellen haben, so müsse man das ganze Lied vom ersten bis letzten Vers durchlesen. In den ersten 19 Abentheuern kommt Etzel gar nicht vor. Mir ists der Mühe nicht werth, ihm zu sagen, wer Etzel und Sigfrid seien. Es waren große Gelehrten auf Etzels Charakter aufmerksam, ehe H. daran dachte, sein Urtheil ist des Anhörens nicht werth.

Die Nebenpersonen scheinen ihm auch nicht besser, in ihrem Charakter sei immer Dummheit, Arglist und Schwäche gepaart. Nur einige Dänen, Sachsen und Hunnen machten eine Ausnahme, aber sie erschienen nicht lang auf dem Schauplatze. Und so komme in diesem „erbaulichen Epos" nicht ein einziger Ehrfurcht gebietender Charakter vor, es ist kein teutsches Epos, schildert keine teutschen Sitten und die Erbfeinde Teutschlands hätten uns nicht so schildern können. — Absprechereien eine albernere und beweisloser als die andere. Irnfrid ist ein Däne, Rüdiger ein Sachse, Blödel ein Hune; warum er deren Charakter heraushebt, weiß ich nicht, denn nur Schulwitz könnte den Rüdiger und Dieterich ꝛc. etwa auch zu den Hunen zählen. Uebrigens wenn nur das teutsch wäre was gut, da könnten wir wohl besser stehn, weiter und über vieles hinweg sein, z. B. über Haumanns Grämlichkeiten. Ich setze ihm die Aufgabe, er möge aus der Iliade so große und edle Charakter aufweisen, wie Siegfrid, Giselher, Rüdiger und Dieterich.

Was er über die Sprache des Liedes vorbringt, das hätte er auch samt dem übrigen besser bei sich behalten, er wäre, mit der Bibel zu reden, sicherlich davon nicht geborsten. Er versichert, die Sprache des Liedes sei nicht ächt teutsch, denn

es gäbe viele Wörter darin, deren Spuren sich weder in der jetzigen teutschen noch französischen Sprache befinden, die aber höchst wahrscheinlich französischen Ursprungs sind, weil andere unläugbar französische Wörter, wie chovertuire (muß heißen chovertiure), couverture, und die Redensart durch den willen min, par ma volonté vorkommen. — Diese Äusserung ist eben so unrichtig als lächerlich, denn daraus ergeben sich widersinnige Folgerungen, als: ein altes Wort, von dem in der jetzigen Sprache keine Spur mehr, (das nicht mehr im hochteutschen Gewäsch gangbar,) ist kein teutsches Wort, sondern hat eine fremde Wurzel! Ferner: Wörter, die man nicht aus dem Teutschen und Französischen erklären kann, sind deswegen doch französischen Ursprungs (also trotz daß man sie nicht aus dem Französischen erklären kann!) weil im Gedicht auch sonst französische Wörter vorkommen! das muß wohl ein Syllogismus cornutus sein, denn seine eigentliche Stärke (wie denn das Horn Bild der Stärke ist,) fühlt man erst recht, wenn man consequent weiter schließt. Da der Dichter nämlich ein Teutschfranzos ist, so hat er auch natürlich gebrochen Teutsch geschrieben, umgekehrt: Gebrochenes Teutsch verräth Zwittergeschlecht, demnach wären wir Teutschen Bastarde aller Völker, denn unsre Schriften sind mit den Wörtern aller Sprachen vermengt, es gäbe also keine teutsche Sprache, und doch will H. wissen, was teutsch und nicht teutsch sei. Da stehen wir am Berg, und wollen unbeschrien mit einem dulce desipere in loco wieder umwenden. Durch heißt bei den Alten wegen, das nachgesetzte min ist ein Genitiv, somit die Französische Gleichstellung verfehlt. Zu chovertiure hätte er noch garzune, trunzune ꝛc. hinzufügen können, und der Ge-

brauch dieſer ausländiſchen Wörter erklärt ſich ſehr natürlich. Die Franzoſen nahmen im zehnten Jahrhundert die teutſche Turnirordnung an, und verbeſſerten ſie. Im zwölften Jahrhundert nahmen die Teutſchen dieſe Verbeſſerungen und ſomit auch großentheils die Turnierſprache wieder von ihren Nachbarn auf, darum ſind die fremden Wörter im Liede nur aus der Turnierſprache. Ich will hingehen laſſen, daß H. die altdeutſche doppelte Verneinung für franzöſiſchen Urſprungs hält, umgekehrt, die Franzoſen haben ſie von den Teutſchen.

Zur Verbeſſerung der Sitten kann H. das Lied auch nicht empfehlen. Bei uns ſeien die Sitten noch lang nicht ſo ſchlecht als dort. Von Vaterlandsliebe, beſonnener Tapferkeit ſei keine Spur. Und das Schlüpfrige der Brautnacht übertreffe alles im Ovid, der ſich doch nur bei den Vorbereitungen aufhalte und über die Hauptſcenen weggleite. — Das Lied iſt kein politiſches Gedicht, aber Tapferkeit und Muth wird darin oft geprieſen. Das Andre iſt neue Ziererei. Schlüpfrigkeit in den Klaſſikern heißt antike Einfalt, ähnliche altteutſche Stellen werden als abſcheulich verworfen. Es iſt ein verrückter Standpunkt, den hohen tragiſchen Ernſt des teutſchen Sängers mit dem eiteln leichten und ſittenloſen Gecken Ovid gleich zuſtellen. Die Brautnacht durfte im Lied nicht übergangen werden, warum hat aber H. in's Blaue hinein geurtheilt, was mit und ohne Kenntniß der Sache gleich verwerflich iſt? Um den Ritterſinn wieder zu beleben, glaubt H. das Lied weniger geeignet als römiſche und griechiſche Muſter. Zum Beweiſe vergleicht er die nach ſeiner Anſicht ärmlichen und ſtutzermäßigen Bewaffnungen des Liedes und lächelt, daß Chriemhilt und ihre

Zofen die Kleider machen. Die klaſſiſche Stelle dafür im Liede ſei v. 1457 — 1480. Sodann verweißt er gelehrt auf das Gegenſtück Iliad. 18, 478 — 613. 11, 16 — 45. 16, 130 — 144. Aeneid. 8, 407 — 453. 608 — 728. und legt ein Gewicht darauf, daß die Heldenwaffen vom Vulkan geſchmiedet werden. — In der Stelle des Liedes iſt von Hauskleidung bei hohen Feſten die Rede, wovon v. 1480. die Waffen, wie immer, ganz deutlich unterſchieden werden. Die Beſchreibung der Schilde des Achilles und Äneas gehört gar nicht hieher, und dennoch wollt' ich ihm auch dafür aus den alten Liedern Gleichſtellen anführen, die nicht minder wichtig ſind. Zwerge ſind unſre Waffenſchmiede, ſo kunſtreich wie ſein Vulkan, den er unbeneidet behalten mag. Die Bewaffnungen des Agamemnon und Patroklus haben nicht nur eines ſondern mehr als hundert Gegenſtücke in unſern alten Liedern, die leider größtentheils noch ungedruckt ſind, weshalb H.'s Voreiligkeit um ſo mehr verächtlich iſt. In dem einzigen Liede vom Ogier kommen über zwanzig ſolcher Stellen vor, andrer gar nicht zu gedenken. Der Nibelungen Dichter iſt kein Freund von Beſchreibungen, er iſt auffallend gedrängter als alle Lieder ſeiner und der folgenden Zeit, und in dieſer Hinſicht gar nicht mit dem ſüßgeſchwätzigen Homer zu vergleichen.

Für die Erlernung der teutſchen Sprache des Mittelalters iſt das Lied nach H. untauglich, weil es nur die gemiſchte oberrheiniſche jenſeitige Mundart ſei, und zum Sprachſtudium die griechiſchen, römiſchen, neueren teutſchen, engliſchen, italiſchen und franzöſiſchen Schriftſteller (olio, jam satis est!) viel zweckmäßiger ſeien, als das Nibelungen-

Kauderwelsch. — Es sollte dem absprechenden Herrn doch wol warm werden, wenn er eine Geschichte der fraglichen Mundart liefern müßte, worauf sich doch allein seine Behauptung gründen kann. Das übrige bleibe dahin gestellt, es ließe sich viel darüber reden, wenn die Behauptung nicht so einsichtslos wäre. Eben so eitel und herbeigezogen ist die Vergleichung des Liedes mit biblischen Stellen hinsichtlich der Kürze. Wenn da gesagt wird, das Lied habe nichts Ähnliches wie Lamechs Anrede an seine Frauen, mit dessen wiederholtem Befehl zur Aufmerksamkeit, und seiner äußersten Kürze*): so ist genug, wenn ich sage, H. hat die Kürzen des Nibelungenliedes nicht gesehen, und übersehen, daß epische Werke mit lyrischen geschweige mit lyrischen Bruchstücken rücksichtlich der Kürze nicht verglichen werden können. Es mag denn auch gleichgültig sein, wenn ihm die vier ersten Verse des Liedes matt scheinen, dem Denker sind sie es nicht, und wenn er die beliebte Vergleichung mit Homer zu mißbilligen scheint, weil dieser in seinen Eingängen und sonst viel kürzer sei, (was mir nicht einleuchtet,) und nie vier so läppische Verse gemacht habe,

*) 1 B. Mos. Kap. 4, v. 23. denn v. 24. obschon ihn H. anführt hat hierher durchaus keinen Bezug. Die Stelle heißt also: שמען קולי נשי לכך האזנה אמרתי כי איש הרגתי לפצעי וילד לחברתי: d. i. Höret meine Stimme, Weiber Lamechs, merket meine Rede; denn einen Mann hab' ich erschlagen zu meiner Wunde, und einen Knaben zu meiner Schwiele. Allerdings sind die Ausdrücke לפצעי und לחברתי sehr kurz, wie sie das Alterthum liebt. Auf die wiederholte Ermahnung Lamechs so groß Gewicht zu legen, ist sehr unnöthig, überhaupt die ganze Vergleichung herbeigezogen.

wie in den Nibelungen sieben bis achttausend stehen: so ist diese Übertriebenheit keiner Antwort werth, und gibt wahrlich kein günstiges Vorurtheil für H.'s Edel- und Scharfsinn. So mag er denn auch immerhin mit Schulangst ausrufen: „Weh über unsre Jünglinge, wenn sie durch ein so mattes und läppisches Kauderwelsch gebildet werden, weh ihnen, wenn sie ihren Geschmack dadurch verbilden, sollen" — ich rufe mit, weh ihnen, wenn sie auch in dem bequemlichen hergebrachten Schulverstand versunken bleiben.

Über den Plan des Liedes soll nur urtheilen wer ihn versteht. H. wagt sich auch daran, die zwei Theile scheinen ihn etwas zu beunruhigen, er behauptet also, im ganzen Gedichte sei nirgends eine Hauptbegebenheit, an die sich die übrigen Begebenheiten auch nur anhalten. Er findet den Namen Nibelungenlied auch unpassend, führt dafür andere zum Theil fremde Benennungen an, die noch ungerathener sind, wie der gehörnte (!) Siegfried, Ring der Brunhilt ꝛc. (Wer den Gedanken und die Bedeutung des Liedes erfaßt, der versteht seine Einheit, die merkwürdiger Weise selbst durch das innere Verhältniß der Theile hindurch geht, worüber ich den Verständigen zur weiteren Forschung keineswegs aber dem absprecherischen Gegner, meine Gedanken hier mittheile.*)

*) Durch das ganze Lied geht ein ständiges Ebenmaaß, eine ständige Parallele. Der erste und zweite Theil haben gleichen Umfang (19 und 20 Ab. 4584 und 5032 Verse,) und gleichlaufenden Inhalt. Ab. 1. 2. 4. können natürlich kein Gegenstück im zweiten Theile haben. Ab. 3. und 20. (Sigf. und Kg. Braut-

Darauf vergleicht H. noch einmal die homeriſche und nibelungiſche Waffenbeſchreibung, und behauptet, Homers Helden ſeien edle Männer, das Nibelungenlied enthalte aber nur „die Rache, die Blutgier zweier unbändigen blutdürſtigen Weiber," deren „Grimm eine wahre Katzennatur" habe, und gewaltig gegen den edlen Zorn des Achilles abſteche. „Reinicke Fuchs hat ihm „in jeder Hinſicht bedeutende Vorzüge vor dem Nibelungenliede." Durch den Zorn des Achilles

---

werbung) ſind parallel. Die 5. Ab. iſt bloß eine Fortſetzung der 3. — Ab. 6. 7. (Günthers Brautwerbung) hat ihr Gegenſtück in Ab. 27. (Giſelhers Heurath.) Ab. 8. (Rieſenkampf) vielleicht mit Ab. 26. (Gelpfrats Tod.) Ab. 9. (Sigf. Sendung nach Worms) hat ihre Parallele in Ab. 24. v. 5929 — 6036 (Heimfart der Beten Chriemh.) Ab. 10. (Brunh. Empfang zu Worms) mit Ab. 22. (Chriemh. Empfang bei den Hunen.) Ab. 11. (Sigf. Heimfart) mit Ab. 21. (Chriemh. Hunenfart.) Ab. 12. (Brunh. Sendung an Sigf.) mit Ab. 23. 24. (Chriem. Nachgedanken Wärb. u. Sw. Fart.) Ab. 13. (Sigfrit kommt) mit Ab. 25. 28. Fart und Ankunft der Nibelungen bei den Hunen.) Ab. 14. (Weiberzank und Kirchgang) mit Ab. 29. 31. (Hagens und Volkers Trotz, Burgunden Kirchgang.) Ab. 15. (Sigf. verrathen) mit Ab. 30. 32. (Nachtangriff und Blödels Verrath.) Ab. 16. (Sigf. ermordet) mit Ab. 35. 37. 38. 39. (Irinch, Rüdeger, Dietrichs Recken, Günth. und Hag. erſchlagen.) Ab. 17. (Klage) mit den Klagen in den vorgenannten Ab. Ab. 18. (Sigmunds Heimfart) iſt ohne Gegenſtück, es müßte Dietrichs Heimfart ſein, aber das Lied bricht ab. Ab. 19. (Günth. Verſöhnung, Verſenken des Hortes) mit Ab. 36. (Verſuch der drei Könige, ſich mit Etzeln und ihrer Schweſter zu verſöhnen) und Ab. 34. (Hinauswerfen der Todten.) Zur Ab. 17. 18. iſt die Klage noch ein beſonderes groſſes Gegenſtück.

hat die Ilias nicht ihre Einheit, sondern durch seine Blutrache (μῆνις) für Patroklus Tod. Mit Hektors Tod schließt Homer, damit ist sein Gedanke vollendet, und er berichtet nichts vom Untergang Trojas, wenn er gleich häufig darauf hindeutet. So ist Blutrache das verknüpfende Band des Nibelungenliedes, mit ihrer Erfüllung ist auch hier der Gedanke geschlossen, und es wird nichts mehr erzählt von der nachfolgenden Klage und von Dietrichs Heimfart, obschon beides im Liede erwähnt wird. Somit mag ihm Reinhart Fuchs seine Vorzüge behalten.

Zur Bereicherung unsrer Sprache will H. das Lied deshalb nicht gelten lassen, weil Gymnasiasten nicht die Sprache verbessern sollen. Das versteht sich von selbst, und liegt auch gar nicht in jenem Grunde. H. hätte die Sprachbereicherung wegen der Gefahr, französische Wörter einzuschwärzen, verwerfen müssen. Eben so unnöthig scheint mir nach seiner Ansicht, daß man das Studium des Liedes auf reifere Alter verschieben soll; ein solch Kauderwelsch, dessen sich unser Volk eher zu schämen hätte, verdient weder in der Jugend noch im Alter eine Betrachtung. Wenn man es nämlich in Schulen lesen wolle, sagt H., so fordere Reinhart Fuchs noch eher eine Stunde, Hans Sachs eine, die Meistersänger zwo, die Minnesänger zwo, was offenbar zu viel sei. Wenn nun in den Heidelberger, Wiener und Vatikanischen Handschriften noch ein Dutzend alte Dichterwerke aufgefunden würden, die ebenfalls gelesen zu werden verdienten, so könnte man täglich drei Stunden für die altteutsche Litteratur auf Gymnasien verwenden. Man soll also die Schüler zum dereinstigen Selbststudium aufmuntern dadurch, daß man ihnen in der

Geschichte der teutschen Literatur den gehörigen Begriff von dem Liede beibringe. Dieses Urtheil, so fern es die Art des Unterrichts betrift, gebührt meinem Gegner, hier darf er mit Recht ein Wort mitsprechen. Ich bemerke ihm dabei nur, daß zum Schulunterricht in der altteutschen Gelahrtheit nicht das Erklären *vieler* Werke gehört, denn wir haben nicht nur ein Dutzend sondern über *hundert* einheimische Heldenlieder, und im Vorbeigehen gesagt, sind im Vatikan keine teutschen Handschriften mehr. *Ein Hauptwerk* muß man bei aller Wissenschaft recht gründlich verstehen, das muntert von selbst zum Weiterforschen auf. Denn alles kann man in der Schule nicht lernen, aber in früher Jugend soll man mit der Hauptsache vertraut werden, und dieß ist im altteutschen Unterricht das Nibelungenlied. Bloß einen eiligen, und nach H.'s Darstellung einen sehr ungünstigen Begriff davon beizubringen, ist nutzlos. Ob nach seiner Behauptung unsre Jünglinge auf Gymnasien mehr zu thun haben, als die Nibelungen zu lesen, das seh' ich nicht ein; in Griechenland und Rom sind wir daheim, unsre Väter kennen wir nicht. Mag H. immerhin sagen, das Erlernen des Liedes widerspreche der ächt teutschen Weise, die von jeher polyhistorisch und kosmopolitisch gewesen sei. Die Polyhistorie mit ihrem encyclopädischen Streben droht uns Seichtigkeit im Wissen, was der weise fernschauende *Klopstock* schon vorausgesagt,*) und die Kosmopolitik hat uns unter das Joch gebracht. In der Noth schienen wir die Nothwendigkeit des inneren Lebens zu ahnen, mit der Noth ist die Ahnung verschwunden. Die in Staat und Wissenschaft hinausgehende Richtung des Gei-

*) Gelehrt. Republ. S. 132. 133.

ſes (Polyhiſtorie und Kosmopolitik) kann bei einem wohlgeordneten Menſchen ſehr gut mit der tiefen Kenntniß ſeines ſeines Lebens (Vaterlands-Geſchichte) beſtehen.

Zuletzt läßt H. dem Liede noch einigen Nutzen, daß nämlich das Leben im Mittelalter darin dargeſtellt werde, und ſich beweiſe, daß die Völker ſich gleich bleiben, „daß die überrheiniſchen Teutſchen am Oberrhein ſchon damals mehr franzöſiſch als teutſch waren.“ Demnach ſeien die wiederholten Bearbeitungen des Liedes ſehr zweckmäſig, nur nicht für Gymnaſiaſten.

So weit H.; ich habe ſeine Äuſſerungen gröſtentheils mit ſeinen eigenen Worten angeführt. Auch er iſt ein Beweis, daß der Menſch dem wiederſtrebt, was ſeinem einmal gewohnten Denk- und Lebens-Kreiſe fremd iſt. Seltene Geiſtesgröſe iſt Änderung der Meinung im Alter. Wie H. habe ich manche ſprechen hören, das Lied iſt vielen eine fremde Welt, denen vorzüglich, die da glauben, für uns könne auſſer der Geiſtesabhängigkeit kein Heil ſein. So hat H. der Zeitmeinung gehuldigt, und das Lied verachtet, ſeiner Genoſſen ſind viele, und die Menge gibt Anſehen. Mich haben weder Anſehen noch Zeitmeinung gehindert, die Sache an und für ſich, ohne ſolche verſchwindende Rückſichten zu betrachten. Darum kann nur mit der Sache meine Meinung ſich heben oder zu Grunde gehen. Aufnahme oder Abſtoſung erheben und drücken den nicht, dem die gute Sache nach allen Prüfungen zur Überzeugung geworden.

Mit der Wiederlegung des Gegners könnte ich mein Geſchäft als vollendet anſehen. — allein ich will voraberge-

hend meine Gedanken über das Lied aussprechen zur Belehrung der Schwachen und der Mitwelt zum Beweise, daß ich wohl meine Gründe zur Vertheidigung des Liedes habe. Abgesehen von seiner Bedeutung, die nicht für jedes Ohr und nicht für das flüchtige Lesen eines Aufsatzes gehört, betrachte ich den Bau des Liedes und den Geist seines Dichters.

Der in seiner Unbewußtheit unendlich tiefe Sänger sieht die große Sage als übermenschlich an. Bedeutvolle Träume, ahnungsvolles Weinen beim Abschied und Weissagen verkünden auch hier, wie in den heiligen Liedern der Edda die unausweichliche Bestimmung. Davon ist auch der unbewußte Dichter überzeugt, und die göttliche Leitung tritt durch seine immer wiederkehrenden Andeutungen überraschend hervor. Darum trübt oft seine heitersten Erzählungen ein stiller auf das Ende hinweisender Wink, darum sagt er dann mehrmals, es hat so sein müssen, darum sieht er denn auch die Sage für wunderbar an, und glaubt, in ihr sei das Bild des menschlichen Lebens ausgedrückt. Nun begreifen wir, warum er so ganz darin lebt, drüber hinaus geht sein Wissen nicht, die Sage ist ihm Alles, und darum tritt er mit seiner Person so häufig hervor, weil er mehr in sich abgeschlossen lebt und im Drang seines Gemüthes lyrisch und persönlich wird. Es ist schon von Andern bemerkt, daß Alles Heldenlied in sich einen tragischen Grund habe, am auffallendsten erscheint dieser aus der Unbefriedigung des menschlichen Geistes hervorgehende traurige Zug bei dem teutschen Dichter, und sowie er seine Sage für ein Bild des menschlichen Lebens ansah, so wird es mir nach öfterer Durchlesung und Durchdenkung immer wahrscheinlicher, daß er in seinem

Leben eine ähnliche niederdrückende Erfahrung gemacht, weshalb er in seiner Sage den höhern Trost suchte, und weshalb er denn auch bei der munterſten Freude nicht mehr so ganz froh werden kann, und ſich dadurch gar ſehr von den übrigen Dichtern unterſcheidet. Es iſt eine unergründliche Welt, dem tiefen Geiſte eines Mannes nachzugehen, der mit der unendlichen Sage ſo ganz eins geworden. Seine Kenntniß des menſchlichen Getriebes iſt ſo richtig und großartig, ſeine Entwickelung der Leidenſchaften ſo kühn und wahr, die Blicke auf ſeine Zeit ſo treffend und freimüthig, die Fülle ſeiner Kraft, der Reichthum ſeines Gemüthes ſo rein und ſtark, daß ich wohl wiſſen möchte, wer von allen teutſchen Dichtern dieſem Mann mit Recht an die Seite geſtellt werden könne. Die heilige unendliche Bedeutung ſeiner Sage, die bilderreiche Überlieferung und die gläubige kindliche Unbefangenheit des Dichters und der Sprache gibt ſeinem Werke einen Werth und eine Höhe, die jetzt nicht mehr zu erreichen. Es iſt nur einmal im Tage Morgen, wer ſpät aufgeſtanden, der hat ſeine Herrlichkeit nicht geſehen, und dünkt ſich geſcheidt, wenn er ſie bezweifelt.

Von dem Ebenmaaß der Theile des Liedes und ihrer Gleichſtellen habe ich eben geſprochen, und ſchon andere Gelehrten, wie v. d. Hagen haben in Volchers Darſtellung, im Kirchgange der Burgunder, verglichen mit dem der beiden Weiber eine groſſe künſtleriſche Tiefe geſehen. Ich könnte vieles hinzufügen, ich mache nur aufmerkſam auf Chrimhilden und Sigfrids Liebe (Av. 5.), auf Giſelhers und Rüdigers Schilderung, und auf die Nibelungen Noth, die mit einer faſt unbegreiflichen Ruhe und Klarheit, mit einer

kommenden Steigerung und schnellen und furchtbaren Vollendung entgegeht ist.

Das Lied ist so groß und herrlich, daß es unser Volk so lang es besteht, mit inniger Liebe umfassen soll. Und wie den Mann im Drange des Lebens unwillkührlich zuweilen die Erinnerung an seine kindliche Tage überschleicht, und er mit wehmüthiger Freude in das stille Zauberland seiner Jugend zurückschauet, dessen lieblicher Geist ihn nur noch in verlorener Erinnerung umschwebt: so meine ich, sollte wohl auch ein vielleicht reifendes Volk, das durch viele Prüfungen hindurch gegangen, zuweilen mit Liebe in die kindlichen Tage seiner Väter zurückschauen, und seinen Geist durch die jugendliche Lebendigkeit derselben kräftigen. Arm ist ein Volk, dem alle Erinnerungen seiner Kindlichkeit verloren, armselig und des Untergangs würdig jenes, das die erhebenden Erinnerungen seines nimmer zurückkommenden jungen Alters verachtet.

Heidelberg, den 5ten Christmonats 1818.

F. J. Mone.

Blätter
aus dem Tagebuche meiner Fußreiſe in Italien im Jahre 1817 bis 1818.

Caſtellamare den 20. Febr. 1818.

Endlich iſt der Tag gekommen, der uns dem wunderſamen Eiland Capri näher bringt. Es hat ſich glücklich gefügt, daß mehrere Fremde ſich zu gleichem Zweck vereinigten, und ſo war dem weſentlichen Bedürfniß meiner Geſundheit leicht genügt, ein größeres Fahrzeug zu nehmen, in welchem die Bewegungen des Meeres weniger fühlbar ſind. Wir haben acht Ruderer ohne den Steuermann, und hoffen mit dieſen dem klippenvollen Meere von Capri zu gebieten.

Ein eigner Zauber liegt darin, wenn Menſchen in verſchiedenen Himmelsſtrichen geboren, welche ſich niemals geſehen oder nennen hören, in eintrachtsvoller Heiterkeit, als wären es alte Freunde, zu den ehrwürdigen Stätten wandern, wo die Vergangenheit ihre unſterblichen Tempel hingeſtellt, wenn gleich oft dem Auge ſpurlos, einerlei! es iſt ein gewaltiger Geiſt über dieſen Boden gegangen, und ſein ausſtrömendes Licht hat ihm für immerdar Bedeutung gegeben. Wie ſo ſchnell befreunden ſich Gemüther, welche von der Wiſſenſchaft geführt an jener Sonne ihre Gefühle erſchließen, ein unſichtbar Band umſchlingt alle in einem Feuer erglühend, und was ſolche Strahlen in der Seele gezündet, des Andenken bleibt ihr unverloren.

So haben hier aus dem fernen Norden neun Gesellschaften sich zusammen gefunden, und wie Vaterland und Stand sie trennt, hat Alter und Zweck sie vereinigt; ich nenne von ihnen nur den Maler Ignazius, einen jungen Liefländer von viel Talent, und unsern lieben vaterländischen Dichter Friedrich Rückert; denn sehr erquicklich ist es, wenn zu so erhebenden Wanderungen Kunst und Dichtung sich mit dem Leben verbinden.

Unser Reiseplan ist nach langen Debatten, dahin entschieden worden, damit uns nichts von den schönen Küsten von Sorrento entgehe, bei Castellamare anzufangen, das mir meiner ungestillten Wißbegier von gestern wegen sehr lieb war, — und weil die Abfahrt sich doch verspäten würde, — die erste Nacht hier zu bleiben. Morgen Vormittag wollen wir nach Belieben zu Fuße oder zu Wasser uns nach Sorrento begeben, Nachmittag nach Capri überfahren. Wir hoffen in einem Vormittag die Insel zu besehen, und wünschen Abends in Salerno wieder ans Land zu steigen. Der vierte Tag ist für Paestum, der fünfte zur Rückfahrt bestimmt. Die Furcht vor den Betrügereien der Schiffer, und der Wunsch, überall ungebunden zu sein, haben uns nur ein Fahrzeug bis hierher nehmen lassen, und hier, da wir mit den Schiffern zufrieden waren, haben wir es für Morgen bedungen, wobei nur zu fürchten, daß wir in Capri sitzen bleiben.

Der Tag war heute sehr einladend und die wunderbare Gegend in schöner Beleuchtung; wir fuhren auf der Sehne des Bogens von Neapel nach Castellamare über; die Bucht dehnt sich sanft ins Land hinein und das Ufer blieb uns stets in geringer Entfernung; ein leichter Luftzug war mit uns,

und recht behaglich konnten wir den Vesuv mit seinen verschmelzenden Massen und Linien aus immer neuen Standpunkten betrachten; alle die Orte, die seinen Fuß von der Meerseite umzirken, entfalteten sich uns in jedem Augenblicke auf andere Weise. Allmählig trat auch der mächtige Bergrücken der großen Erdzunge von Massa uns näher; wir gleiteten sanft an der kleinen befestigten Felsinsel Rovigliano vorüber und waren im Hafen von Castellamare, ohne daß die vier Stunden der Überfahrt im heiteren Genusse uns bemerkbar geworden.

Da es noch hoch am Tage, sorgten wir eiligst für Bedürfnisse und Bequemlichkeit, und stiegen dann zur Höhe, wo auf meerbespülten Felsen die Überreste einer alten Normannenburg liegen, welche ich gestern mit Betrübniß nur aus der Entfernung gesehen. Wie mahnten sie mich an das Land jenseits der Alpen! Ehedem blickte man senkrecht von ihrer Zinne ins Meer, und noch umfaßt das Auge von hier die ganze Campagna felice, das völkerwimmelnde Neapel mit seinem furchtbaren Tyrannen, dem Vesuv. Ein Winzer, dem der Ort gehört, öffnete uns die Pforte der Ringmauer, und als wir in das Innere getreten waren, erblickten wir in jeder der öden Fensterblenden einen Theil der Aussicht eingerahmt; der Eindruck auf den etwas entfernt stehenden war bezaubernd, und fesselte unsern Maler, daß er noch lange nach uns hier verweilte. Vor der Burg sieht man noch die äußeren Gräben; doch war sie von keinem großen Umfang; es stehen noch die Mauern des Hauptgebäudes und ein Theil des Thurmes; die Bauart ist den ältern deutschen Ritterschlössern sehr ähnlich. Unsere Neugier nach der historischen Kunde dieser Trümmer,

oder nach dem was die Tradition von ihnen aufbehalten, erwachte bald, aber davon schwiegen unsere fleischlichen und gedruckten Ciceronen gänzlich, auf gewöhnliche italienische Gelehrten Weise, welche das Mittelalter als eine Zeit der Finsterniß betrachten, an der nichts würdig ist bemerkt zu werden.

Von hier wandten wir uns bergeinwärts zu dem auf gleicher Höhe im verschwiegenen Busen der Gebirge, aber mit der freien Aussicht auf das Land liegenden königlichen Lustschloß, welches den schönen Namen führt: Quisisana (hier genese man). Diese Natur mit ihrer überschwenglichen Pracht kann wohl Genesung wie dem Körper so dem Geiste spenden, zumal wenn die Liebe sich an ihre Brüste legt. Uns war in ihr so wohl, daß wir keine Neugier spürten das Innere des Hauses zu sehen, auch schien alles unbewohnt. Sein einfaches Äußere verspricht wenig und unter Murats Regierung ist es verfallen, theils, auch zerstört worden, besonders da die Jagd, die vordem vorzüglich gewesen, nun beinah ganz eingegangen sein soll. Der Gartenbezirk ist eingeschlossen, ein großes Eisenthor führt durch Alleen nach dem Hause, hinter welchem ein kleiner Raum für Blumen abgetheilt ist; weil hinter diesem der Boden ansteigt, konnten wir alles übersehen, fanden aber nichts bemerkenswerthes; es sei denn das abgesonderte Küchengebäude, das mit der Kapelle unter einem Dache sich verschwistert, wie im Menschen Leib und Seele, Unserer Art zu denken, die sich immermehr durch Symbole und Allegorien von der Natur entfernt, mag das allerdings unwürdig erscheinen, dem Italiener nicht, der zum Theil noch im kindlichen Zustande der Sitten überall treu den Trieben

ſeines Gefühles folgt. Wer möchte entſcheiden ob für ein künftiges Leben unſre moraliſch-philoſophiſche Erkenntniß einen Vorſprung vor ihnen habe?

Es war Abend; wir gingen zur Stadt und hatten gerade noch ſo viel Zeit, den Hafen und das Arſenal zu ſehen. Der erſte kann Kriegsfahrzeuge aufnehmen und iſt durch bedeutende Werke vor der Gewalt der Wellen geſchützt; auf den Werften, den wichtigſten im Königreich, da in Neapel ſelbſt keine ſind, fanden wir wenig Leben, aber doch eine Fregatte im Bau. Wichtig müßte es ſein, der neapolitaniſchen Marine mehr Ausdehnung zu geben, was ſelbſt bei geringer Energie der Regierung nicht ſchwer ſein könnte, wenn man die weiten Küſten des Landes, Siciliens, und beider Lage im Mittelpunkt des mittelländiſchen Meeres gehörig benutzen wollte. Der König von Neapel wäre allein im Stande alle Korſaren im Zaum zu halten; aber bis jetzt iſt freilich wenig Hoffnung dazu, ſo lange der Kreis in dem ſich die Schiffahrt eines Küſtenorts bewegt, kaum die Bucht überſchreitet, in welcher er gelegen. So ſehr fehlt es an Vertrautheit mit dem Element, daß uns die Schiffer in Neapel, als wir ſie nach Salerno begehrten, Schwierigkeit machten, gleich als wenn von einer Reiſe um die Welt die Rede ſei, und doch galt es nur das Vorgebirge der Campanella zu umſchiffen. Wie anders iſt es an den Liguriſchen Küſten, das alte große Leben, das Genua ehedem, wie die Strahlen einer Sonne von ſich ausſtrömte, iſt noch nicht ganz untergegangen; die neapolitaniſchen Seeſtädte mit ihrer günſtigen Lage, haben dagegen das Anſehen, als wären Schiffe und ein lebendiger muthiger Stamm da geweſen aber eben abgeſegelt.

und das Volk ſtehe noch überraſcht in ſtaunender Verwunderung des Ereigniſſes.

Capri der 21. Febr.

Ein Frühlingsmorgen brachte uns zeitig in Bewegung und ließ den Entſchluß der Geſellſchaft ſchwanken, ob zu Waſſer oder zu Lande nach Sorrento zu gehen. Aber das Schiff war auf heute genommen, deshalb entſchied die Bequemlichkeit, — warum ſollte es auch ungenutzt bleiben? Ich wählte den Landweg und bin dafür belohnt, vorzüglich aber um dieſesmal Stabiae nicht vorüber zu gehen und auch die Gefährten nicht aufzuhalten die es nicht ſehen wollten. Das günſtige Geſchick erkannte ich zu dankbar, das mich zum zweitenmal nach Caſtellmare geführt, um es nicht zu benutzen. Die Morgenluft war friſch, um ſo ſchneller wanderte ich mit einem führenden Knaben öſtlich der Stadt landeinwärts; kaum eine halbe Stunde, ſo waren wir am Ziel, in einem Weingarten ſtand ich an einer Bergwand von geringer Höhe aber ſteil. Hier giebt es verſchiedene Eingänge unterirdiſcher Grotten, ich ließ mich in die größte führen; der nahe wohnende Winzer brachte Fackeln, das Steigen war beſchwerlich. Ich fand eine geräumige Höhle in den Tufſtein gehauen, unregelmäßig mit mehreren Seitenhallen, ähnlich den Catacomben in Neapel. Ihre Beſtimmung war unverkennbar dieſelbe, und die Überreſte von Mahlereien im älteſten Styl der chriſtlichen Bilder bewies daß dieſe Höhle als Kirche gedient. Die meiſten ſind verbleicht und abgefallen, aber die Spuren alter Schrift die ich bemerkte, zeigten mir, daß unter jedem Bilde der Name des vorgeſtellten Heiligen geſtanden; einen, St. Michael, konnte ich deutlich leſen, deſſen Farben auch die Zeit

mehr überdauert hatten als die andern. Die Schrift war der in Pompeji ähnlich, in welcher die Namen über die Häuser geschrieben sind; auch Spuren von Altären konnte ich erkennen. Meine Abneigung vor allem was die Sonne nicht beſcheint, ließ mich verzichten, mehrere dieſer unterirdiſchen Räume kennen zu lernen, zumal da dieſer der bedeutenſte war. Ich ſtieg auf den Rand der Höhe und ſah nun wie dieſe ehedem das Meerufer gebildet, welches auch daraus hervorgeht, daß Stabiae am Meer gelegen war, und dieſer Ort jetzt gewiß tauſend Schritte davon entfernt iſt, die untere Fläche muß alſo angeſchwemmt ſein; die Stadt Caſtellamare liegt zum Theil auf derſelben, aber gerade an der Biegung, wo ſich das alte hohe Felſenufer wieder an das Meer heranzieht. Ich wollte noch zu den aufgegrabenen Orten, aber die Leute verſicherten, ſie wären entlegen, und alle wieder zugeworfen, weil hier niemand Boden verlieren will, daher dort nichts zu ſehen ſei. Übrigens konnte ich von hier die Ebene überblicken, die ſich in bedeutender Ausdehnung zu den Gebirgen hinanzieht und da man mir die Stellen der Ausgrabung von fern zeigte, ſo orientirte ich mich in der Lage dieſer vertilgten Stadt. Der Winzer erzählte, daß noch oft Münzen gefunden würden und bot auch einige unbedeutende zum Verkauf an. Das Herabſteigen war ſchwierig; ich eilte nach der Stadt zurück, nahm meinen Diener auf, und ſchritt nun muthig bergan über das Gebirge nach Sorrento; von der Höhe ſah ich die Gefährten in einem bedeutenden Vorſprung an der Küſte hinſteuern. —

Schon in der Stadt ſteigt der nur für Maulthiere gangbare Pfad hinan, und hinter einer Capelle, die über jener

ſehr mahleriſch auf einer Klippe ſteht, nach einer kurzen ebenen Strecke ſchroff den wilden Felſen empor; bald wurde der Weg weniger betreten, wahrſcheinlich hatten wir im Geſtrüpp einen Nebenfußſteig eingeſchlagen, genug wir waren plötzlich bahnlos, und eben nicht auf angenehmer Stelle, denn wir hiengen gleichſam nur an dieſer Felſenwand; unter uns in nebelhafter Tiefe das weite Meer; wir ſuchten höher den Weg und fanden ihn. Je weiter wir ſtiegen, je herrlicher entfaltete ſich die Umſicht der ganzen Bucht von Neapel, bis dahin, wo wir um die letzte Spitze bogen, und — überraſchend das Städtchen Vico vor uns lag. Wunderſam ſchön und ſchauerlich liegt dies romantiſche Thal in der wilden Kluft von mächtigen Gebirgen eingeſchloßen, deren kahle Gipfel an die Wolken reichen, heute aber blickten ihre rauhen Scheitel von der verſchmelzenden Luft geſänftigt recht mild und lächelnd nieder. Mit wahrer Herzensfreude weilte ich an dieſem erhabenen Standpunkt, unter dem tief, den Blicken ferne, das bewegliche Element wie das Leben liegt.

Kurz vorher hatte mich die eigenthümliche Weiſe angezogen wie Holz, Schnee und Eis von der Höhe herabgebracht werden; Menſchen waren gerade beſchäftigt, Bündelholz herunter zu ſchaffen und einzuladen. Lange Taue waren niederwärts von Klippe zu Klippe befeſtigt, ſo, daß ſie immer frei ſchwebten; wo die brauchbare Klippenſpitze fehlt, wird ein hölzerner Pfahl untergeſetzt. Ein Ring mit einem Rade läuft das Tau hinunter und daran wird das Herabzubringende befeſtigt, an jeder Station ſteht ein Arbeiter und bringt den wandernden Geſellen auf das andere Thau, und ſo geht ſeine Reiſe mit gleichmäßiger aber gar luſtiger Eile

zur Tiefe, wo er empfangen und ins Schiff geladen wird. Dies Geschäft sieht sich sehr heiter an, und scheint mir einen Vorzug vor unserer Holzfällungsweise in Gebirgen zu verdienen, weil es bei weitem minder gefahrvoll ist.

Das freundliche Städtchen Vico liegt so reizend im Schatten von Orangengärten, daß ich es erst für Sorrento hielt, aber es sollte noch ein langer Weg bis dahin zurück gelegt werden. Ich ließ den gebahnten und wählte den kürzeren Fußpfad, auf dem kaum Esel gehen, er führt durch enge Wasserrisse der Felsen, und ist bis zur Höhe, welche man abermals zu übersteigen hat, beschwerlich und langweilig, denn für Fußgänger ist kein Weg unangenehmer, als wo der Blick lange beschränkt wird, zumal bei mühseligem Steigen. Die Höhe aber belohnt wieder, obzwar mit keiner so großen Aussicht als an der Spitze von Vico, doch nicht minder reizend, weil man hier den langersehnten Piano di Sorrento mit seinen seltsamen Küsten vor sich sieht; es schien mir ein Blick ins gelobte Land.

Ich ruhte etwas und stieg, wie gewöhnlich, mit großer Anstrengung herab. Am Fuß des Berges liegt ein freundlicher Ort, Meta, und nahe dabei ein Capucinerkloster. Hier fängt der Piano di Sorrento an, eine Ebene von etwa zwei Stunden Länge und einer Stunde Breite, ein Halbkreis, dessen Bogen sanft zu Bergen hinansteigt, dessen Durchmesser die Meeresküste begränzt. Die Ufer zeigen vulkanische Gestaltungen und gleichen in der Form den Höhen auf denen Stabiae gestanden, in denen ich die alten Meerufer vermuthete. Sie gehen in Tuffsteinen aus und führen oft hundert Fuß und mehr senkrecht zur Tiefe, in welcher

sie entweder das Meer bespült, oder angeschwemmte Sandbänke dürftige Landungsplätze gewähren; Letzteres doch nur selten, man hat dazu nur ein Paar Orte bequem gefunden, wo der Fels etwas zurück tritt und für einige Fischerhütten Raum gibt. z. B. die sogenannte Marina von Sorrento —, (Marina heißt jeder Strand und bedeutet in Specie einen Landungsplatz), — von welcher eine Felsentreppe zu dem Piano und der Stadt hinaufführt. Dieser Piano ist aber auf das seltsamste von tiefen Schlünden zerrissen, gleichsam als hätte ein Erdbeben die Erde gespalten; in den dunkeln Tiefen dieser Fugen, welche den Wasserströmen der Gebirge zum Bette zu dienen scheinen und vielleicht auch von ihnen gebildet sind, da sie die Richtung und Öffnung immer nach dem Meere zu haben, befinden sich wundersame Grotten, die zum Theil zu Gärten umgewandelt sind.

Weil die Stadt Sorrento am andern Ende des Piano liegt, mußte er ganz durchwandert werden, dieser Weg ist nicht so reizend als die Gegend es verstattet, weil er sich meist zwischen Häusern und Mauern durchwindet; zu meinem Troste wurden die Letztern von goldprangenden Orangenbäumen überragt. Hier sind endlich die vielverheißenen hesperidischen Gärten, die man so gern Orangenwälder nennt, und ich gestehe auch, daß sie alles übertrafen was ich bis jetzt der Art in Italien und Frankreich gesehen, dennoch finde ich den Ausdruck Wald uneigentlich, denn sie wachsen nicht wild, sondern mit sorgfältiger Pflege; auch sind sie durch Mauern geschützt, daher sollte man sie nur eigentlich Gärten nennen, und weil mir gerade der starke üppige Wuchs der Sorrentiner Bäume vor Augen ist, so möchte ich sie hinsichtlich ihrer

Große mit einem schönen Baumgarten meines Vaterlands vergleichen, worunter wir in der Regel Äpfel und Birnen verstehen. Mag der Vergleich für die Hesperiden-Frucht unwürdig scheinen, ich will ihren Ruhm nicht schmälern; aber es soll doch auch ein Apfel gewesen sein, den Paris als Preis der Schönheit austheilte. Ich liebe pomphafte Beschreibungen nicht, die Natur braucht sie nicht, um schön zu sein, und sie haben mir manchen Genuß verkümmert, weil, wie reizend ich auch eine Sache fand, sie der gespannten Erwartung doch nicht entsprach. Sorrento nur hat mir mehr geleistet, und wie Neapel alle südlichen Zauber des Italienischen Landes in sich schließt, so scheint mir Sorrento mit seiner schwellenden Natur ein anderes Paradies in diesem Süden zu sein. Von hohen Ästen grüßten schwebend die Goldfrüchte zu mir hernieder, gleichsam um mich aufzurufen, ihre Schlankheit, Größe, Stärke und Menge, und ihr freies üppiges Gedeihen zu bewundern, und mich in ihre Schatten zu laden, deren Heiligthum hohe Mauern verstecken; außerhalb derselben habe ich aber auch hier keinen Baum gesehen.

So groß mein Verlangen war, in die berühmten Grotten hinabzusteigen, war ich doch so besorgt, die Gefährten wieder zu finden, daß ich es mir versagte. Ich eilte durch die Stadt nach dem Pallazzo wo Tasso gewohnt; leider war man mit seinem Bau beschäftigt und den Zimmern des unglücklichen Dichters stand eben eine Verwandlung bevor; von ihrer Verzierung ist wenig zu sagen und es schien mir, daß sie schon manche Erneuerung erfahren. Durch einen Saal gelangten wir auf die Terrasse, welche das Haus mit einem benachbarten verbindet, das nun demselben Besitzer gehört

und von ihm bewohnt wird; Saal und Terrasse gewähren die herrlichste Aussicht auf die ganze gegenüberliegende Küste von Neapel, den Pausilipp und über ihn hin auf das Cap von Misene, und in senkrechter Tiefe schlagen die schäumenden Wellen den luftigen Fels. Es ist begreiflich, daß die Seele hier grosser Eindrücke und Hervorbringungen fähig wird. Im Saal fanden wir unter den Büsten mehrere berühmte Dichter des Alterthums auch die des Tasso aufgestellt. Wenn sie, wie man mir sagte, früher in dem vorhin erwähnten Zimmer des Dichters gestanden, so war der Gedanke glücklich, aus jenem finstern Gemach sein Bild hier in das Licht von Gottes herrlicher Schöpfung zu stellen, hier muß sein Blick auch rohe Gemüther fesseln, denn von den Zaubern der Natur und dem Geiste des Dichters werden sie wechselweise berührt, beide unsterbliche Geschwister und Strahlen eines Lichtes!

Unmittelbar von hier führt eine Felsentreppe zur Marina hinab. Ich fand die Schiffe, aber nicht die Gefährten, selbst die Schiffer waren zur Stadt gegangen. Die Freunde hatten ein Mahl gefunden und mich dazu laden lassen; aber ich war viel später gekommen, auch zu ermüdet um noch einmal hinaufzusteigen, daher beschloß ich zu warten, und mich auf dem Schiff mit Wein, Brod und Ruhe zu begnügen. Nach einem Paar Stunden kamen einige der Gefährten ganz erfüllt von allem Herrlichen was sie gesehen, dergestalt daß die übrigen beschlossen hatten zu Fuß nach Massa zu wandern, wohin sie uns bestellten. Einer von ihnen war mit einem Briefe an einen gastfreien Abbate (das heißt für billige Bezahlung) — versehen gewesen, der sie in einem leeren Kloster aufgenommen, aus dessen Fenstern sie die entzückendste Aussicht

genossen, dann waren sie in die Grotten hinabgestiegen, welche sie höchst merkwürdig gefunden, endlich hatten sie aber doch dem Mahl einen andern Spaziergang zu einem schönen Punkt landeinwärts aufgeopfert, und so tauschten wir gegenseitig unsern Genuß und unser Bedauern, alles dessen was wir gesehen und nicht gesehen hatten.

Wir stießen endlich vom Land und hatten bald das Capo di Sorrento erreicht, welches die Bucht dieses Namens westlich begrenzt, an dem sich brandend die Wogen brechen; nun wurde das Gebirge rauher und nachdem wir einige Klippenzungen, von den Wellen ungestüm geschlagen, umschifft hatten, gingen wir bei Massa ans Land um unsre fußwandernden Gefährten aufzunehmen; auch sie hatten sich von den Höhen herrlicher Blicke auf Meer und Land, welches Letztere dem Beobachter auf jeder Stelle neue Reize darbietet, erfreut. Massa ist ein kleiner unbedeutender Ort, dessen Häuser wie Vogelnester an den Felsen hängen. Wir hielten uns nicht auf, denn uns stand der schwierigste Theil der Fahrt noch bevor: durch die Meerenge, in welcher auch beim ruhigsten Wetter wilde Winde hausen.

Unsre Schiffer waren heute von seltner Gutmüthigkeit; Warten und Umwege hatten sie ruhig ertragen, aber wie mir jetzt scheint, um hier unsrer desto gewisser zu sein, wie der Teufel einer Seele; dennoch haben wir uns auf Morgen für die Fahrt von Salerno mit ihnen vertragen.

Nachdem wir die Bucht von Massa verlassen, nahmen wir gleich die Richtung auf Capri, aber bald hätten wir, so günstig das Wetter auch war, mit der Gewalt der

Strömung zu kämpfen. West zur Linken blieb das Cap der Minerva jetzt Punta della Campanella genannt, es ist die äußerste Spitze der ganzen Erdzunge, welche so nach zwei Thürmen heißt, die ehedem vielleicht zu einem Kloster oder zu einem Normannen-Schloß gehörten, nun aber zu einem kleinen schwachen Fort dienen; diese Seite des Gebirges ist sehr öde und beinah unbewohnt; der Abend brachte ungünstige Winde herauf, je langsamer wir vorrückten, um so drohender entwickelten sich die schroffen Klippen der Insel, die nur einen Ländungspunkt hat, welcher auch nicht ohne Gefahr zu erreichen ist; wir mußten halb gegen Wind steuern und der Strömung wegen über die Höhe von Capri hinaus, um hernach im Kampfe gegen diese Herr zu bleiben; dennoch umruderten wir nicht ohne Sorge und mit ängstlicher Behutsamkeit die vielen Felszacken, die bald über, bald unter dem Wasser ihre Spitzen uns entgegen streckten, so daß bei einbrechendem Abend die Furcht der Schiffer uns bedenklich zu werden anfing; aber ehe es dunkel wurde, erreichten wir glücklich die Marina dieses viel ersehnten Eilands.

Traurige Fischerhäuser machen den Strand nicht wirthlicher. Wir stiegen alsbald zur Stadt hinauf, zu der bequeme Treppen führen, und nachdem wir die Höhe des Felsenamphitheaters erreicht auf welchen sie gelegen, passirten wir eine Zugbrücke und ein Thor — beides nur für Fußgänger gangbar. Es schien mir eine Nebenpforte — als ich aber den Ort mit Straßen und Plätzen alles in ähnlichem Diminutiv-Maaßstabe sah, so fand ich jene freilich angemessen. Man sollte versucht sein zu glauben, der Boden sei hier kostbar — und doch ist die Oberfläche der Insel zum Theil unbedeckter Stein.

Die Gefährten hatten von dem Sorrentiner Abbate einen Brief an einen Mann der gewöhnlich Gäste aufnimmt; — (Wirthshäuser giebt es auf Capri nicht aber mehrere dergleichen gastfreie Bewohner) — und damit es uns an nichts fehle, hatte er einen jungen Verwandten mitgegeben, der in jeder Art für uns sorgen sollte. Dieser wußte uns nicht wenig Dank für die Gelegenheit welche ihn zu seinem geliebten Bäschen brachte, der Tochter unsers Wirths.. Aber auch wir hatten gleiche Ursach mit ihm zufrieden zu sein, denn so wenig der dunkle winkelhafte Eingang des unansehnlichen Hauses zu versprechen schien, fanden wir doch mehrere gute Zimmer, Betten, und hinreichende Bewirthung, zu welcher letztern zwar das Nöthige von Sorrento war mitgebracht worden, z. B. Fleisch, was eine Seltenheit auf Capri ist, dagegen die Sorrentiner Kälber als Delikatesse geachtet werden.

Nachdem wir mit den Schiffern verhandelt hatten, wurde uns bedeutet, daß wir uns bei dem Kommandanten der Insel melden, und gewissermasen seinem Schutz uns empfehlen müßten. Wir wurden einig eine Deputation an ihn abzusenden — zu welcher auch ich gehörte. Wir fanden einen ältlichen Mann in der ehemaligen Certosa unfern der Stadt wohnend, aber nicht martialisch, in einem Überrocke und mit einer Pelzmütze in Gesellschaft einer Donna, welche das Wort führte, aber wie wir hernach vernahmen dennoch nicht seine Frau war, und einigen Dienern dem Ansehen nach, alle ohne militairische Kennzeichen in sehr friedlicher Gemeinschaft. Wir baten höflichst um die Erlaubniß die Insel besehen zu dürfen, die uns ohne weiteres bewilligt wurde, und nachdem wir mit Mühe den Irrthum berichtigt hatten, daß wir Inglesi

wären, empfahlen wir uns wieder. Nur wenig hatte der sogenannte Kommandant bei unserm Empfang und Abschied die Mütze gerückt — und dieser Mangel an Sitte schien mit dem wenig versprechenden Äußern seiner Person, und Innern seiner Wohnung ganz übereinzustimmen.

So wäre ich denn nun wirklich auf der wunderbaren Klippeninsel, deren bedeutsame Formen so oft mein Erstaunen und meine Sehnsucht geweckt haben, und morgen werden sich mir die Überreste der untergegangenen Herrlichkeit des finstern Tiber, und neben ihnen die unvergänglichen Schönheiten der hier beständig schaffenden Natur entfalten.

Dresden.

Friedrich Graf von Kalckreuth.

(Wird fortgesetzt.)

Die Geſchichte, wie Gott den Sabbath eingeſetzt hat.

1 Buch Moſis Kap. 2. *)

So hat der Herr ſein Werk gethan,
So huben Erd und Himmel an
Und alle Menſchenkinder auch,
Die Leben han durch Gottes Hauch,
Und aller Kräuter Duft und Zier
Und alle Thier auf Erden hier,
Und aller Waſſer Fluth und Macht
Und aller Sterne Glanz und Pracht,
Und als er das geendet nun
Thät Gott von ſeinen Werken ruhn,
Thät ruhn als wieder Tag es war,
Der ſiebente auf Erden gar,
Und ſegnete den Tag darum
Auf ewig ihm zum Eigenthum,
Weil er von ſeiner Arbeit gut

*) Dieſe Idylle, die zweite in der Reihe, gehört zu einem größern Ganzen, welches den Uranfang der Menſchen nach der Bibel umfaßt, und wovon bereits die Geſchichte von der Verheißung des Iſaak, von der Hagar und Ismael, und Abrahams Opferung ſeines Sohnes Iſaak in der Harfe abgedruckt ſind.

An ſelbem Tage auch geruht,
Daß ſolcher Tag für Alle wär
Ein Troſt nach aller Arbeit ſchwer,
Ein Brunnen kühl, ein Ruheſitz
Dem Wandrer nach des Tages Hitz,
Ein Hayn, ein luſtiges Gezelt,
Ein Thau, der wie vom Himmel fällt,
Und Balſam, ſüßer Balſam iſt,
Wenn alles ſonſt verſchmachten müßt
So hat der Herr einmal geruht
Von ſeiner Arbeit groß und gut
Und ſich gefreut und angeſchaut,
Was er geſchaffen und gebaut,
Und daß er wurde gleich wie wir
Den Sabbath eingeſetzt uns hier.

Allein für uns die Kreatur,
Die Erde wird aus Erde nur
Und mit des ird'ſchen Leibes Kraft
Nur kümmerlich die Arbeit ſchafft
Und mit dem Fuße, mit der Hand
Erlieget ſchier im Mittagsbrand,
Nur ſpähend mit dem Aug umher,
Ob Raſt und Ruhe nahe wär,
Für uns und unſers Lebens Zeit
Der Herr drei Worte hält bereit,
Drei Kränze, die uns kühlen ſehr,
Drei Segen nach der Arbeit ſchwer,
Drei Becher ſüßen Weines voll,
Wenn Leib und Seele raſten ſoll.

Das erſte Wort, das decket mild
Die Menſchen mit dem kühlen Schild,
Wenn ſie am Tage ſchwül und heiß
Bethan ihr Werk mit Sorg und Fleiß.
Wenn ſie erfüllt des Lebens Pflicht
Vom Morgen- bis zum Abendlicht,
Der Arm beſtellet hat die Saat,
Geſeſſen Weisheit hat zu Rath,
Die Hand die Trauben hat gepflückt,
Der Fuß die Kelter hat gedrückt,
Und über ſchwerer Garben Halm
Erklungen hat der Ärndte Pſalm
Und über alle Müh und Leid
Der Abend nun ſein Sternenkleid
Mit allen Falten ſtrecket aus
Und in der Ruhe kühles Haus
Sie alle lädt die Menſchenkind,
Die müde von der Arbeit ſind.
Das Wort, das nannte Gott die Nacht,
Das hat uns Gott der Herr erdacht,
Daß aller Kreatur Geſchrei
Nicht ohne Troſt und Hülfe ſei.
Und daß ſie raſte gleich wie er
Nach ihres Tages Arbeit ſchwer
Und daß ſie, wenn das ſanfte Licht
Mit ſeinen Träumen kömmt und ſpricht,
Die Sorgen und der Kummer Bang
Uns ſtreichet von der Stirn und Wang,
Uns abnimmt unſer ſchweres Kleid
Wie von der Bruſt das Herzeleid.

Daß dann die Creatur zugleich
In Schlummer ſinke ſanft und weich
Und ruhe ſtill und ruhe ſpat
Wie Gott der Nacht geboten hat.

Und Sabbath heißt das zweite Wort.
Das alle Zeiten fort und fort
Wohl feiern werden bis zuletzt
Weil Gott ihn ſelbſt hat eingeſetzt;
Denn wie zur Arbeit und zum Fleiß
Gewieſen hat des Herrn Geheiß,
Wie lange wohl erwägt und ſinnt,
Wie lange wehl am Faden ſpinnt,
Wie lange ſchafft im Hauſe ſtill
Wer irgend Werk vollenden will,
So reichet immer aus Ein Tag,
Daß man das Werk vollenden mag,
Wie ſolches auch im Anfang gar
Mit Gottes Arbeit ſelber war.

Wenn aber dann nach ſolcher Friſt
Der Hände Werk vollendet iſt,
Wenns freudig vor dem Meiſter ſteht
Und mit dem Segen fürbaß geht
Und alles thut und alles kann,
Was ihm der Meiſter beigethan,
Und wie's in ſeiner Seele war
Nun wandelt auf der Erde klar
Und wie er ihm hat aufgeprägt
Des Meiſters edles Siegel trägt,
Dann tritt der ſtille Sabbath auch

Zum Menſchen mit dem Liebeshauch
Und lädt ihn ein zu Raſt und Ruh
Und ſpricht ihm gut und freundlich zu.
Und wie ſich ihm die Ruhe weiſt
So öffnet er den Mund und preiſt
Und betet laut und betet an
Den Gott, der Großes hat gethan
Und ihm gemacht ſo ſtark die Hand
Und ihm den Arm hat ausgeſpannt
Zu ſchaffen viel nach ſeinem Sinn,
Wie Gott gethan im Anbeginn,
Und betet an und betet laut
Wenn er ſein Werk auf Erden ſchaut,
Und es erwägt und es ermißt
Daß er ein Spiegel Gottes iſt
Und daß er von der Arbeit gut,
Wie Gott auch that, am Sabbath ruht.

Und noch ein Segen fort und fort
Ein Segen iſt, ein drittes Wort,
Das noch der Mund des Herren ſprach
Und alle Menſchen beten nach!
Wenn trübe wird der Augen Licht
Und faſt dem Arme Kraft gebricht
Und wanken will der müde Fuß
Und deine Seele darben muß
Und Deine Arbeit hinter Dir
Und Segen wird auf Erden hier,
Dann ſoll ein neuer Sabbath Dich
Erquicken ſtark und ewiglich.

Da fehlet deinem Leibe matt
Ja nimmer auch die Ruheſtatt
Und nimmer nach dem Tage ſchwül
Der Abend mit dem Schatten kühl,
Der Abend mit den Kiſſen weich
Und mit dem ſchönen Palmenzweig,
Den Engel halten, hergeſandt
Von oben, in der lichten Hand
Und tröſten wohl und kühlen ſehr
Den Menſchen, der da müde wär,
Und tröſten ihn von allem Leid
Und mit dem weißen Ehrenkleid
Ihn ſchmücken und mit Schimmer klar
Was Erde nur auf Erden war.

Und Seraphim und Cherubim
Die preiſen ewig dann mit ihm
Den neuen Sabbath hehr und groß.
Der Engel aus des Grabes Schoos
Mit ſtarken Armen ruft und hebt
Und hin zu Gottes Throne ſchwebt;
Und dort es Gott wohl machet kund,
Wie aus der Erde dunkelm Grund
Wohl Blumen auch noch auferſtehn,
Die ſehnſuchtsvoll gen Himmel ſehn
Und ſich mit ihrem Ehrenkleid
Nur ſchmücken für die Ewigkeit
Und andern Seegen kennen nicht
Als dort den Vater, dort im Licht.

Dresden. F. Kuhn.

Gedichte von Auguſt Gebauer.

Hymne.

Hier wo die Nachtigall,
Von Blättern ſanft umdämmert,
In ſchmelzenden Klängen
Ihr Herz ausſtrömt,
Hier will ich ſingen
Von dir, o Lieb',
Ein heiliges Lied!

Biſt du nicht Morgenroth
An blauem Himmel
Nach dunkler Nacht?
Regſt du nicht Tön' auf,
Die ohne dich
In ewigem Schlummer
Gelegen hätten?

Du biſt der Grundton,
Der, ehe die Welt war,
Erklungen iſt!
In die Tiefen des Chaos
Drang er
Mit gewaltiger Kraft:
Da ſchloß ſich alsbald,
Was formlos zerſtreut lag,
Und wurde Einklang.

So bist du Mittlerin
Des Zerstreuten
Zur Einheit,
Bindende Liebe.
Hast du mein Wesen
Nicht auch ergänzt?
Hast du dem Manne,
Liebend die Männin
Nicht zugeführt?
Einsam und öde
War mir das Leben
Ohne dich!
Wie sprosst es ringsum
Goldener Blumen so voll
Nun durch dich.
Sing', o singe, du fröhliche,
Liederbegabte Nachtigall,
In brünstigen Tönen
Der Liebe Lust!
Ich fühle sie auch
In meinem Herzen,
Mit flammender Gluth,
Und von der Lippe
Strömt ihr Preis
In jauchzenden Hymnen!
Bietet der Hain
Nicht kühlen Schatten?
Da schlingt sich Arm in Arm,
Klopfet am Herzen das Herz
Voll Seligkeit.

O Einſamkeit! O Einſamkeit!
Wie biſt du ſo lieb mir jetzt!
Bin ich noch einſam
Wann durch den grünen Hain
Mit mir die Jungfrau geht,
Die Auserkohrne
Die von der Liebe mir Zugeführte?

Einſam — und nicht einſam!
Beides, o beides zugleich,
Wie ſüß, wie ſüß dem Herzen!

Die Oed' iſt verſchwunden
Und Leben ringsum,
Fröhliches, blühendes Leben
Vom Himmel herab
Auf die Erde getränkt.

So biſt du, Liebe,
Ein Gottesfrühling
Zu nur geworden,
Und haſt dich
Mit friſchen Farben
Auf Blatt und Blüthe
Jungfräulich geſenkt!

O ſinge voller,
Schmelzender, Nachtigall,
Der Liebe Luſt!
Denn ſie verſchmilzt
Mit zarter Hand
Erd' und Himmel
Zu Einen lichten, ſchönen Traum!

Und träum' ich?
Und wach' ich?
Träumen und Wachen iſt eins,
Wann du, o Liebe,
Ueber dem Haupte des Menſchen
Auf Engelsfittigen
In Jugendſchöne ſchwebſt!

An Sie.

Hab' ich deinen lieben Namen
Nicht in jeden Baum gegraben?
Wenn des Waldes Vöglein kamen
Und der Lenz mit ſeinen Gaben
überall ſich nieder ließ:
Hab' ich da zu deinem Preiſe
Unter Blumen licht und ſüß,
Nicht geſungen manche Weiſe?

Voll von deinem ſüßen Weſen
Bin ich Thal und Wald durchzogen,
Und ſo ſeelenfroh geweſen,
Daß vom blauen Himmelsbogen,
Bis herab zur grünen Au,
Alles ſich zu deinem Bilde
Mir in ſüßer Wonneſchau
Wob ſo anmuthreich und milde.

Und du willſt noch immer fragen;
Ob ich dich recht innig liebe?
O ſo laß dir freudig ſagen,
Daß wie alles auch zerſtiebe,

Blume, Baum und Himmelsblau,
Doch die Liebe ewig währet!
Bist du mir zu heil'ger Schau
Göttlich nicht in Gott verkläret?

Klage.

Tiefer Schnee bedeckt die Gründe,
Wo ich vormals Blumen fand,
Und zum Liebesangebinde
In der Liebsten Locken wand;
Daß ich jetzo nur in Trauern
Durch die öden Fluren geh'
Und nach den verlaſſnen Mauern,
Wo Sie blühte, weinend ſeh'.

Mit dem Lenze fortgezogen,
Wohnt ſie ach, ſo weit von hier!
Ströme treiben ihre Wogen
Rauſchend zwiſchen ihr und mir!
Und es iſt des Herzens Frieden
Und der roſenfarbne Sinn,
Was mir Liebes war beſchieden,
Ach mein ganzes Glück dahin!

Selbſt der Quell in meinem Herzen,
Der ſo frohe Töne trieb,
Ward bezwungen von den Schmerzen,
Daß er ſtockend außen blieb —

Und ſo will mir nichts erſcheinen,
Was mir Luſt und Freude macht,
Muß ich herzlich ſchmerzlich weinen,
Bis der Frühling wieder lacht.

Skidbladner.*)

Nach dem Schwediſchen von E. Tegnér.

So kräftig iſt's, doch kalt im Norden wohnen.
Südwärts haſt du zu beglückten Zonen
Oft aus Eis und Schnee hinweggeſtrebt.
Dorthin, wo Orang' und Traube hangen.
Grüner Mai und reifen Sommers Prangen
Über Paradieſen webt.

O wie reizend mahlen deine Träume
Die erſehnten Schatten jener Bäume,
Jenes Nachtigallen Thal!
„Tränk' ich je aus dieſen Silberbächen!
„Würde dieſer Traum" hör' ich Dich ſprechen:
„Dort zur Wirklichkeit einmal!" —

---

*) Obſchon eine Ueberſetzung dieſes Gedichtes mit Mehreren, größtentheils ſehr gelungenen aus dem Schwediſchen in den Originalien abgedruckt worden, ſo glaubt man die, bereits vor einigen Jahren verſuchte Ueberſetzung, die ſich den Beifall des Dichters erwarb, hier mittheilen zu dürfen.

Und warum nicht? — die Erfüllung findet
Ihr in dem was Ihr erkennt, empfindet —
Das iſt wirklich, denn Ihr wollt: es ſei! —
Hat erſt Kunſt dem Stand Euch abgewonnen!
Allwärts ſtrahlt ſie, wie das Licht der Sonnen
Wie des Meeres Wege frei.

— Schau, Skidbladner winket Dir vom Strande! —
über See und über Lande
Geht der Dichtung goldnes Schiff daher.
Immer günſt'ge Winde blähen ſeine
Silberſegel und im höhern Scheine
Strahlt Dir Himmel, Erd' und Meer.

Mit der Welt hat's Odin einſt gezimmert.
Selbſtſucht, Neid und was da eitel ſchimmert
Duldet's nicht an ſeinem reinen Bort.
Nur der Sänger mit der goldnen Leier
Steht im Götterwahnſinn hier am Steuer,
Jagt den Kiel durch Meer und Lande fort.

Steig getroſt zum ſpiegelnden Verdecke! —
Morgennebeln ähnlich fällt die Decke
Von dem Geiſterreiche — Es iſt Dein! —
Schau wie freundlich Wald und Höhe nicken!
Schau, vom Maſtkorb weit hin magſt Du blicken
In das blaue Land hinein.

Segle furchtlos. Sieh vom tiefen Westen
Steigt aus Goldgewölk' ein Bau, von Festen
Hallet's dort, von Lustgesang und Tanz.
Ha wie schimmern seine Colonnaden!
Stolze Thürme, fernher ragend, baden
Ihre Zinnen hell in Purpurglanz.

Lustig ist es wie auf Ida*) wallen;
Dort ist Baldur sterblich nicht gefallen,
Braga's Harf' erklinget immerdar.
Des Vergangnen, wie der Zukunft Tage,
Und des Lebens und des Todes Frage
Alles wird Dir offenbar.

Blicke denn so sehnend nicht zur Ferne!
Wandelbar blüht Schönheit diesem Sterne
In der Dichtung nur uns ewig jung.
Wo die Heimath auch Dir sei beschieden,
Hellas grünt, der Hain der Hesperiden
Dir in Hoffen und Erinnerung.

Berlin.

Amalie v. Hellwig, geb. v Imhof.

*) Das nordische Götterfilde

Rezenſionen.

Vorwort.

Der Leichtſinn und die Ungründlichkeit, mit der, beſonders ſeit dem Anfange des Jahrhunderts, die kritiſchen Gerichtshöfe der Deutſchen ihr ehrwürdiges Amt zu verwalten angefangen haben, und das Schwankende in unſrer litterariſchen Republik, die ſchon vor dieſer Periode weder in Grundſätzen, noch in Perſonen einen Mittelpunkt der Ruhe und der Entſcheidung finden konnte, hat die Zeitſchriften, die nur gefällige Unterhaltung zu gewähren verſprechen, ſo kühn gemacht, ſich dann und wann auch einmal richterlich über die litterariſchen Erſcheinungen des Tages vernehmen zu laſſen. Zunächſt wurde freilich nur die ſchönwiſſenſchaftliche Litteratur der Mode und allenfalls was ſich aus dem Kreiſe der ſtrengeren Wiſſenſchaften durch kleineres Format und feine Äußerlichkeit der eleganten Welt empfahl, vor dieſen Stuhl geladen. Aber die Zahl der unterhaltenden Zeitſchriften wuchs von Meſſe zu Meſſe, und das große Publikum ſchritt in polyhiſtoriſcher Bildung immer weiter und weiter; die neueſte Zeit endlich zog durch ihre religiöſen und politiſchen Regungen viele Zweige eigentlicher Fakultätswiſſenſchaften in den Geſichtskreis der leſenden Menge und ſomit durften dieſe Zeitſchriften, wenn ſie nicht als zurückgebliebene untergehen wollten, nicht anſtehen, ſich kritiſch über Dogmatik, Staatswirthſchaft, Geſetzgebung, Magnetismus, altdeutſche Litteratur und Sprache

u. s. w. hören zu lassen. Dieser pseudogelehrte Auswuchs der unterhaltenden Zeitschriften fand in dem Bedürfnisse der Menge eine so üppige Nahrung, daß er sich in den letzten Jahren als eigenes selbstständiges Gewächs organisiren konnte, ich meine als Litterarisches Wochenblatt, das die kritische Frivolität am besten repräsentirt. Mit diesem Ausspruche soll den Manen des Herausgebers nicht zu nahe getreten werden: er war die Kreatur eines schlechten Zeitgeistes, und hat diesem nie widersprechen und gebieten wollen, er sprach dessen Bedürfnisse an und aus, und gab ihm was er forderte. So fällt auch der größte Theil des Unheils, das er durch sein Schriftstellerthum angerichtet hat, der Verkehrtheit und dem Leichtsinn des Zeitalters anheim, das sich diesen Götzen erschuf, und ihm für seine Nachsicht und Schmeichelei Weihrauch spendete. So sehen wir ja auch, daß die genannte Zeitschrift, nicht verschüchtert durch das blutige Schicksal ihres Urhebers, wohlgemuth forturtheilt und fortspottet, nur mit weniger Witz.

Der Charakter der unterhaltenden Kritik ergiebt sich sehr natürlich aus der Beschaffenheit der eleganten Zeitschriften und aus den Anforderungen der Menge. Vieles mußte beurtheilt werden, weniges konnte durchdrungen werden; ferner ließen die Erzählungen und Gedichte, die Räthsel und Korrespondenzen den Rezensionen nur einen sehr beschränkten Raum. Die Eigenthümlichkeit und den Werth eines Werkes in einer kurzen erschöpfenden Charakteristik zusammendrängen, ist keine leichte Aufgabe, und das Publikum wird davon am Ende auch nicht besonders angesprochen; leicht ist es, über Einzelheiten der Arbeit einen Einfall zu Papier zu bringen, witzig oder plump, spitzig oder grob: das große Publikum

lacht doch wohl darüber und dünkt sich klüger, wenn es ihn nachspricht: oder die Achseln werden mit Bedeutung gezuckt oder die Nase wird mit vornehmen Ekel gerümpft: das giebt Ansehen und Gewicht. Jede Schwäche zeigt sich gern in Negationen, um sich geltend zu machen; so tadelt die in Rede stehende Kritik öfter, als daß sie lobe, und wo sie lobt, hütet sie sich doch vor warmer Theilnahme, vor gänzlicher Hingebung: nichts ist ihr so gut und schön, sie möchte es besser und schöner haben, und hinter schonender Zurückhaltung und witzelnder Zweideutigkeit versteckt sich Unwissenheit und Seichtheit des Geistes.

Wenn eine solche Kritik sich auch Anfangs von der Person des zu beurtheilenden Schriftstellers fern hält und sich allein mit seinem Buche zu schaffen macht, so muß sie, wenn sie gründlichen Widerspruch erfährt, auch bei dem gutmüthigsten Willen, zu persönlichen Anfällen ihre Zuflucht nehmen. Da sie in ihrer Sache keinen Grund und keine Stütze hat, so fällt sie zusammen, wenn sie angegriffen wird, und um nicht ohne Widerspruch zu verstummen oder zu widerrufen, springt sie von der Sache ab und hängt sich spöttelnd oder geifernd an die Person des Schriftstellers an, wo sie nur irgend einen Haken finden kann, es sei Name, Stand, Rock, Vaterstadt, Religion, nichts ist ihr zu unwichtig, nichts zu heilig, um sich ihres Ärgers daran zu entledigen. Daher jenes unausstehliche litterarische Geklatsch und Gebell in den Unterhaltungsblättern, gegen das man vergeblich nach Polizei ruft. Einer unsrer Freunde vergleicht es treffend mit dem Schimpfen des betrunkenen Pöbels, der aus den Kellerhälsen den ruhig vorübergehenden Bürger angreift. Hat die Censur

keine Gewalt in solchen Fällen? Die Leipziger hat neulich die gehässigen Persönlichkeiten eines gefürchteten Kritikers zurückgewiesen, und sie würde deswegen allgemeinen Dank verdienen, wenn sie nicht als Grund dieses Verfahrens nur kollegialische Verhältnisse vorgeschützt hätte: es wäre früher schon ihre Pflicht gewesen, und zwar allein als litterarische Polizei.

Die Askania giebt in diesem Hefte die beiden ersten Rezensionen, von der Hand eines ihrer thätigsten Mitarbeiter. Möge man darin eine Kritik erkennen, die mit der eben geschilderten nicht in eine Klasse treten will! Der beschränkte Raum unsrer Zeitschrift gestattet nicht, daß wir uns über alle Erscheinungen der schönen Litteratur und Kunst aussprechen, und es werden selbst wichtige Namen und Titel von uns unberührt bleiben: solche bedürfen ja auch unsres Urtheils nicht. Es kömmt uns nur darauf an, uns über unsre Grundsätze und Gefühle in Litteratur und Kunst mitzutheilen, und diese lassen sich auch an ungefeierte Namen und Titel anknüpfen. Es wird uns sogar lieb sein, das weniger Beachtete und Gepriesene aufzusuchen und an das Licht zu ziehn. Denn es geht des wahrhaft Vortreflichen und Gediegenen sehr Vieles in Deutschland in bescheidener Stille unbemerkt vorüber, während die litterarische Marktschreierei ihre Alltagswaare von Messe zu Messe mit Pomp und Schall geltend macht.

Wir laden unsre gleichgesinnten Freunde hiermit zu Beiträgen dieser Gattung ein, und hoffen, freimüthig, liebreich und bescheiden auf dem eingeschlagenen Pfade der Kritik fortzuwandern, Einigkeit und Theilnahme fördernd; die unsrer Zeit so sehr nöthig sind.

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg. Mit geſchichtlichen Belegen. Von Guſtav Schwab. Stuttgardt und Tübingen. Cotta. 1819.

Der Dichter der vor uns liegenden Romanzen giebt uns in ihnen ſein erſtes umfaſſenderes Werk. Seine Gedichte hie und da in Taſchenbüchern und andern Zeitſchriften erſchienen (die erſten enthielt unſeres Wiſſens Juſtin. Kerners poet. Alm. für 1812 und deſſelb. und L. Uhlands deutſcher Dichterwald 1813), zeichnet herzliche, heitere und milde Naturfriſchheit und liebliche Klarheit aus. Wir finden dieſen freundlichen Charakter in ſeinen Romanzen wieder. Sie ſind ein Blüthenwald; von manch' düſterem Abentheuer durchzogen, verzweigt er ſich fort und dehnt ſich aus in ergötzlich ſchaltender Luſt.

Dieſe Romanzen ſind einem der edelſten geſchichtlichen Stoffe aus des Dichters deutſcher Heimath geweiht, und mit leiſer Zartheit hat er manche Beziehung deſſelben auf die Gegenwart herausgefühlt und angedeutet. Seinem Landsmann Uhland verdanken wir eine Reihe vortrefflicher Romanzen aus der früheren Geſchichte Würtembergs, der wir ſchon manchmal eine größere Ausdehnung gewünſcht hätten, bei dem herrlichen Talent Uhlands zur Romanze. Auch Schwabs Gedicht läßt in uns den Wunſch einer größeren, epiſchern Erweiterung, wozu ſein Stoff und die Schwierigkeit, die gerade ſein zuſammendrängendes Verarbeiten ihm fühlbar gemacht haben muß, ihn hätte veranlaſſen und drängen mögen. Der Zuſammenhang iſt oft gewaltſam durchbrochen, und wird dann nur durch die hinzugefügten proſaiſchen Anmerkungen

hergestellt, ja es will hie und da aus diesen erhellen, daß es absichtlich aus einem gewissen romantischen Prinzip geschah. Mit der Duftigkeit aber kann die Klarheit gar gut zusammen bestehen, und recht Insonderheit ist ihr Bund dem Dichter dieser Lieder hold. Wir vermissen die letztere an mehreren Stellen durch das Fragmentarische seiner Romanzen. Die Anmerkungen sind eine erläuternde Zugabe, die uns manches Willkommene mittheilt, aber das Verständniß und die volle Anschaulichkeit sollte uns überall aus dem Gedichte selbst entgegentreten und der Commentar nicht mehr, als eine willkührliche Zugabe sein; sie ist aber hier eine unentbehrliche für die in der Specialgeschichte minder Bewanderten geworden. Den ersteren Romanzen gilt dies nicht; sie sind durchaus in sich fertig und gehen unmittelbar zu Herzen und Sinn. Von der 9. an, eine Reihe fort, scheint uns der Stoff weniger durchgearbeitet, manches Brauchbare und Verknüpfende seitwärts liegen gelassen zu sein. Nicht kümmerlich und punktweis auseinandergesetzt, aber doch mit mehr Licht gehoben, hätte späterhin der trübe Grund von Herzog Ulrichs Mißtrauen gegen seinen Sohn werden sollen. So würde auch die Darstellung des Aufenthalts vom Letzteren in Frankreich durch bestimmtere Zeichnung gewonnen haben. Wie leicht hätte der Dichter das nicht ganz wohlthuende Hinwenden des deutschen Fürstensohns an den französischen Hof, durch die Hervorhebung von Franz des I. persönlicher Ritterlichkeit mildern können, wohin die Scenen zu Chatelleraud und Aigues mortes (in der 28. Romanze und der sehr vorzüglichen 31.) deuten. Überhaupt hätte der Dichter durch noch bezeichnendere Hinstellung mancher seinen Helden umgebenden Gestalt, diesen selbst und das ganze Gedicht vielleicht noch

mehr gehoben. Auch soll der Darstellende wohl sehr vorsichtig mit unerwiesenen Beschuldigungen sein, wie die, welche in der 17. Romanze gegen Karl V hervortritt. Die in den Belegen angezogene Stelle pag. 153 führt das was der Kaiser gegen Christoph im Sinn haben sollte, als bloßes Gerücht an. Warum stellt es der Dichter als etwas Unbezweifeltes auf, da schon das Familienverhältniß zwischen beiden, von Christophs Mutter her, so wie die frühere vom Dichter geschilderte Behandlung (Romanze 10. 11.), dem Gerücht widerstrebt. Die Worte pag. 74:

Ich sollt auf Oestreich achten,
Ein Mann in Frankreichs Sold,

sind dem Prinzen in mehrerer Hinsicht nicht zu verargen, aber sie thun, insonderheit das Letzte, dennoch hier keine gute Wirkung. Daß der Dichter, den wir manches zu raschen Vorüberflugs beschuldigten, bei dem Auftritt verweilte, wo der stolze teutsche Jüngling dem ehrwürdigen Greis, vor dem ein Kaiser und ein König knieen, die Beugung versagt, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten. Herzog Christoph ward einer der vorzüglichsten Helden der neuen Lehre und mit sichtbarer Liebe hält der Dichter diese Beziehung fest. Innig ziehen die beschließenden Romanzen, insonderheit die 34. und 53. an. Auch mögen zu denen, welcher bereits mit Lob und Liebe gedacht worden, noch die besonders schönen Romanzen 14. 15. 21. so wie der Anfang der 32. hinzugefügt werden.

Einigemale braucht der Verfasser Wendungen, die das Gleis der Romanze gegen die Strömung, der man gerne folgt, durchbrechen. So scheint uns die 16. Romanze ge-

nau genommen unpassend. Der Dichter zeichnet uns ein Wolkenbild hin, und haucht es mit dem Bedauern wieder weg, der Geschichte nicht vorgreifen zu dürfen „die sich nicht nach dem Liede richten will.“ Der zum Grunde liegende Gedanke ist zart und der Ausdruck sogar lieblich, aber dem Romanzengang doch schwerlich angemessen. — Die Wendung in der 35. Romanze:

Versucht euch nicht ihr Worte,
Und Liederklänge, schweigt!

dünkt uns bei dem immer strengen Verhältniß des Vaters zum Sohne etwas weichlich. Solche Stellen in der neuen lyrischen Poesie erinnern überhaupt an die Ohnmachten in der dramatischen. Man muß unserem Dichter nachsagen, daß dergleichen Sentimental-Modernes nur in Ausnahmen bei ihm unterläuft. — Die letzten 2 Strophen der Schlußromanze weisen behutsam auf die Gegenwart hin. Demohngeachtet durfte sich ein andrer Schluß wünschen lassen. Die eigentlich abentheuerliche Zeit des Herzogs Christoph hatte der Dichter in seinem Liede schon durchflogen. Warum mochte er dem Herzogeregiment und Tode seines Helden nicht noch einige Gesätze widmen und so den Cyclus wahrhaft zum Lebensringe vollenden? Unterließ er es wohl, jener deutsamen und sinnigen Anspielung zu Liebe?

Versbau und Sprache sind, mit geringen Ausnahmen, Lobes werth. Diese fließt klar und in edler Tüchtigkeit hin; der Zeit ähnlich an welche die Darstellung sich lehnt, redet sie männlich beredsam und oft recht glücklich gedrungen. Das Streben nach größerer Alterthümlichkeit würde mit Unrecht vermißt werden, da wir die Begebenheiten welche der Gegen-

ſtand des Gedichtes ſind, ja ſchon der neueren Zeit zuzurechnen haben. Der Versreimbau zeigt angenehme Leichtigkeit, von Gezwungenheit und Unkräftigkeit gleich entfernt. Der Dichter hat allen Romanzen daſſelbe Maas der kurzachtreimigen deutſchen Stanze gegeben. Dadurch hat ſein Lied an Einheit und Einfachheit, man könnte ſagen an Innigkeit gewonnen. Das treue Beobachten der einmal vorgezeichneten Bahn in lebendiger Wiederkehr, ſo bedeutſam der ganzen Natur eingeprägt, gehört unſtreitig auch zu den älteſten, ſchönſten und frömmſten Geheimniſſen der epiſchen Poeſie. Das vielfache Umſpringen des Maaßes in einer Romanzenreihe, inſonderheit außerhalb der dem Grundmaaß zunächſt liegenden Reimverzweigungen, mag etwas Pikantes haben und ſonach dem modernen Geſchmacke munden: es mag reizend erſcheinen durch die nachahmende (in der Muſik ſchon oft angefeindete) Mimik, die es doch eigentlich in Bewegung ſetzt: aber gewiß, die alte Ordnung behauptet ſchon inſofern ihren tieferen Sinn, als ſie verhindert, daß nicht zwei Bewegungen mit einander zuſammenfallen, indem ſie gerade der Bewegung des Inhalts die Ruhe des Einen Maaßes zur Grundlage giebt.

L.

Ueber die Nachahmung in der Malerei. Geſchrieben zu Rom im October 1817. Frankfurth a. M. Varrentrap. 1818.

Der Verfaſſer hat in dieſem Büchlein gute und treffende Dinge geſagt; das ſchwächer Ausgedrückte und Durchgeführte würde dem Beßeren darin jedoch minder gegenüber getreten, und das Treffende noch treffender geworden ſein, wenn er,

wie ihm so nahe lag, das Wesen der romantischen Kunst aus dem Christenthum bestimmter und ausschließlicher hätte entwickeln wollen. Das tiefe Geheimniß der göttlichen Menschwerdung, des Heraustritts aus der Mitte der gebenedeiten Dreieinigkeit in sterbliche Gestalt, ist der Grund auf den die alte Kunst baute, dieser Glaube ihre tiefste Seele, ihr innerstes Herz, daher ihre Weisheit und ihre Kindlichkeit, ihre tiefsinnige Dürftigkeit und ihr paradiesischer Glanz, ihre süße Schmerzlichkeit und ihre heitere Liebe, ihre gediegene, mit Schmerz, Kampf und Tod vertraute Lebenskräftigkeit, ihr freudiger Sieg über die eigene Gebrechlichkeit, aufleuchtend im göttlichen Blick der über ihr aufgeht und unser Herz ergreift, hinein ins tiefste unserer Seele dringt. Da würde denn der Verfasser auch bei dem, was er über die dürftige Behandlung des Nackten sagt, leichtlich die Sache noch in ein anderes Licht haben stellen können; mir wenigstens will es immer einleuchtender werden, daß in dieser Behandlungsart des Nakten keineswegs bloß Ungeschick oder Ungefügigkeit der Erkenntniß lag. Die ewige paradiesische Schönheit, eine Lilie wiederaufblühend aus tiefer dürrer Erde an der Sonne der Glaubensseligkeit, ist der eigentliche, unerschöpfliche Gegenstand dieser Kunst; sie verschmäht den Reiz des Verführenden, des indischen Zaubers; mit tiefem Sinn wählt sie daher die trockene, steife, dürftige Behandlung, wo Enthüllung oder gänzliche Nacktheit (wie der Kinder) nicht vermieden werden kann oder soll, — und dann trägt sie eben wieder kein Bedenken, alle Theile (fern von unserer sündhaften prunerie) auf diese reizlose Weise hinzuschreiben, und damit will sie sagen, daß alle diese Gestaltungen aus den Fall, die Demuth, den Tod, aber auch durch Christi

Menſchwerdung die Hoffnung der Verjüngung alles Fleiſches zur Zeit ſeiner ſeligen Zukunft, predigen ſollen. Bei dem Ausdruck und der Herrlichkeit der Köpfe, bei der Würde, Huld und Trefflichkeit der Geſtalten auf jenen theuern alten Bildern, bei der Behandlung der Kleidungen und einzelner Theile, — wie ſollten wir in unſerm eiteln Dünkel nur einzig ihr Ungeſchick in jener Vernachläßigung hervorheben? Da es ſo manches giebt, was mit jenen Meiſtern gänzlich verloren ging: wie hätten ſie, bei daran gewandter Mühe, die nirgends von ihnen geſcheut wurde, leichtlich zu einer körperlichen Vollendung der Theile kommen können, in welche ſpäter im thörichten Wetteifer mit der Antike alles geſetzt worden iſt und leider von vielen wohl immer noch geſetzt wird? denn ein losgeriſſenes Einzelnes zum Ziel und Ganzen zu erheben, das iſt ſo recht der Götzendienſt unſerer Zeit. Wenn jene Verſäumniß der alten frommen Meiſter unſere Beſchauer an ihnen ſtört: wie würden ſie ſich an dem ärgern, welcher den Gipfel der Vollendung in einer Hand, einem Knie, einer mit dem Auge buhlenden Verkürzung, u. ſ. w. erblickt! Gewiß, weder diejenigen, die jene ſogenannten Fehler in der Zeichnung unſerer alten Meiſter, ihrem Ungeſchicke, ihrer Unmündigkeit allein zuſchreiben, noch andere, die es nur in der Sitte unſerer nordiſchen Bekleidung, Vermummung und Umpelzung ſuchen, mögen den eigentlichen Punkt getroffen haben, indem bei ſo kindlicher Kunſtweiſheit wie ſie jene großen tüchtigen Männer beſeelte, eine Annahme negativer Grundſätze ſchwerlich hinreichen dürfte, ſondern gewiß immer auf etwas recht Poſitives bei ihnen geſchloſſen werden darf.

L.

Verbesserung.

Seite 245 Z. 18 v. o. (in einigen Exemplaren) statt Campagna
felice, lies Campagna felice.

Inhalt.

Seite

1. Klagen der Jungfrau Maria, eingesandt 189

2. Lesung des Nibelungenliedes in gelehrten Schulen. Für und Wider, von F. J. Mone . . . 224

3. Blätter aus dem Tagebuche meiner Fußreise in Italien im Jahre 1817 bis 1818, von Friedrich Grafen v. Kalckreuth . 243

4. Die Geschichte, wie Gott den Sabbath eingesetzt, von F. Kuhn . . 259

5. Gedichte von August Gebauer.
   Hymne . . . 265
   An Sie . . . 268
   Klage 269

6. Stidbladner. Nach dem Schwedischen, von Amalie v. Helwig, geb. v. Imhof 270

7. Rezensionen mit einem Vorwort 273

ASKANIA

Zeitschrift

für

Leben, Litteratur und Kunst.

1 Heft, April 1820.

Herausgeber: Wilhelm Müller.

Deßau,
Unternehmer und Verleger C. G. Ackermann.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

em. liter.
589.

Der Namen Askania will nur den Ort ihrer Ersch
nung bezeichnen und durchaus kein Provinzialblatt ankün
gen. Die Grenzen ihres Inhalts bezeichnet der zweite Tit
die sicherste Bürgschaft ihres Werthes geben die Namen der
die bis jetzt Beiträge theils geliefert, theils zugesichert ha
Dan. Amad. Atterbom in Stockholm. Achim v. Arnim. H
rich Beck. Georg Graf v. Blankensee. Joh. Gust. Büsch
K. L. Blum. Ludw. Bischoff. Hemina v. Chezy, gebor
Freyin v. Klenke. Karl Förster. Friedrich Baron de la Mot
Fouque. August Gebauer. Wilhelm Grimm. Franz Hor
Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. Wilhelm Hensel. Fra
Rudolph Herrmann. Joseph Horky. Friedrich Jarick. Fri
drich Graf von Kalkreuth. K. W. Kolbe. Friedrich Kuh
J. G. Kunisch. C. H. Graf v. Loeben. E. Frhr. v. d. Mal
burg. F. J. Mone. Friedrich Raßmann. Heinrich Ritter
Ludwig Sigismund Rubl. Julius Max Schottky. Henriett
Schubart. W. v. Schütz. G. A. Harald Stenzel. Augu
Zenne.

Für das nächste Heft ist unter andern bestimmt aus
Karl dem Kühnen, Trauerspiel von W. v. Schütz, erste
Aufzug, als Probe.

Von der Askania erscheint monatlich jedesmal am
15ten ein Heft von 6–7 Bogen; da, wo es nöthig ist, mit
Kupferbeilagen begleitet. Sechs Hefte bilden einen Band, zu
welchem ein Haupttitel und Inhalt geliefert wird.

Der Preis des Jahrgangs, aus 12 Stücken bestehend,
die nicht getrennt werden, ist 8 Rthlr. sächs. oder 14 Fl. 24 Kr.
rheinl. Vorausbezahlung (in weit entfernten Gegenden etwas
mehr), wofür es durch alle solide Buchhandlungen, so wie
durch die löbl. Postämter zu erhalten ist.

Die Hauptspedition für die letzten haben übernommen:

Das Königl. Preuß. Wohllöbl. Postamt in Deßau.

Die Königl. Sächs. Wohllöbl. Zeitungs-Expedition in Leipzig.

Chr. Gg. Ackermann.

Askania,

Zeitschrift für Leben, Litteratur und Kunst.

4s Heft. April 1820.

Die Schwestern auf Corcyra.

An

Ihro Königliche Hoheit,

die regierende Frau Herzogin von Anhalt-Deßau.

Ueberreicht auf der zu Höchstdero Abschiedsfeier veranstalteten Redoute in Berlin, den 21sten April 1818.

Zum reichen Feste, da zum letztenmal
Dich hier umwogt der Masken bunt Gedränge;
Wo ernster oft Dir im bekannten Saal
Sich Kunst gezeigt mit wechselndem Gepränge;
Erscheinet heut für die bewegte Zahl
Der weite Raum, für jene noch zu enge,
Die, wie sie lang o Fürstin dich geliebet,
Dein Glück erfreut — Dein Scheiden tief betrübet.

So nahen sich voll Ehrfurcht zwei Gestalten,
Und riefen gern Bekanntes Dir zurück:
Ob einen Blick sie je von Dir erhalten? —
Nicht hoffen dürfen sie so schmeichelnd Glück.

Doch möchten heut weiſſagend wir entfalten,
Die Schweſtern, Dir, verſchwiſtertes Geſchick:
Denn Liebe bleibt der Hoheit ſtets verbündet,
Wo Würde ſich geſellt dem Liebreiz findet.

Wie am Bosphor und auf Corcyras Auen
Antonia Irene einſt empfand;
So ſcheidet auch die Lieblichſte der Frauen
Mit ſchönen Thränen nur vom Jugendland,
Beglückt doch wie beglückend bald zu ſchauen
Dort, an der Elbe reich umgrüntem Strand;
Wo edle Kunſt um des Pallaſtes Stufen
Ein Eden ſchöpferiſch hervorgerufen.

Dahin wird Dich manch ſüßes Bild begleiten,
Wie des erhabnen Pflegers Vaterteu;
Denn was auch Lieb' und Ehrfurcht Dir bereiten,
Kein zart Gefühl iſt Deinem Herzen neu.
So bleib' es dort, wie hier, für alle Zeiten:
Daß Deine Näh' ein Pfand des Glückes ſei.
Und wo Dein Antlitz Flehenden begegnet,
Ihr feuchtes Auge Dich o Fürſtin! ſegnet.

Berlin.

Amalie v. Hellwig, geb. v. Imhof.

Ueber Torquato Taſſo, als lyriſchen Dichter.

Wie es zuweilen dem Kunſtgärtner zu geſchehen pflegt, daß ein von ihm ausgeſtelltes ſeltenes und ſorgſam vor andern erpflegtes Gewächs bewundernde Blumenfreunde von Nah' und Fern um ſich verſammelt, während der heimathliche Flor umher mit ſeinem friſchen Schmelze und der beſcheidenen Pracht ſeiner Farben, faſt wie nicht vorhanden, überſehen wird, ſo iſt es auch ſchon manchem Dichter begegnet, daß die Lieblinge ſeiner künſtleriſchen Pflege, ein groſſes Werk oder eine Reihe von Schöpfungen Einer Gattung, die Theilnahme und Bewunderung der Mit- und Nachwelt ſo ganz dahin nahmen, daß für das Andere kaum die flüchtige Anerkennung einiger Wenigen, deren Geſichtskreis weiter reichte, übrig blieb. Namentlich ſtehen in dieſer Beziehung das epiſche und das dramatiſche Gedicht mit ihrer geſtaltenreichen Äußerlichkeit dem Lyriſchen wie feindlich gegenüber. Wenn, wie wohl nicht bezweifelt werden kann, die weſentliche Schönheit des lyriſchen Gedichtes aus der freien und vollkommenen Eigenthümlichkeit einer ſchönen Seele hervorblüht, ſo gehört zu deſſen reinem Genuſſe eine innigere Verwandtſchaft der Gefühle zwiſchen Leſer und Dichter, als unter der Mehrheit anzutreffen ſein möchte, oder auf der Seite des Empfangenden die nur Wenigen verliehene Kraft, ſeine Selbſtheit auf Augenblicke, wie abſichtlich, zu vergeſſen und ſich aus ſich heraus mit freudiger Hingebung in die fremde Eigenheit zu verſetzen. Nur ſo kann das fremde Erzeugniß als neue Schöpfung zum zweiten Male ſich innen

gestalten, — das Einzige, aber auch das Höchste, was der lyrische Dichter erstreben will. Aber wie selten ist jene Verwandtschaft, wie wenigen ist diese Kraft gegeben, und wie klein ist die Anzahl derer, die sich nicht lieber an dem lauten, bunten Außenleben mit seinen wechselnden Gestalten erfreuen wollen, als an der stillen und oft einfarbigen Welt eines schönen Gemüths! So mag es denn geschehen, daß das lyrische Gedicht, je vollkommener der Character der Gattung in ihm ausgeprägt, d. h. je innerlicher es ist, um so weniger Freunde und Bewunderer unter der Menge findet, während Epos und Drama, sofern sie gelungen sind, ihren Eindruck nie verfehlen und ganze Völker mit Begeisterung für den Dichter und sein Werk erfüllen. Hierzu kommt noch daß die neuere Lyrik in der Regel jener Gefährtinn ermangelt, durch welche die ältere Schwester sich die Herrschaft über die Gemüther erwarb. Ich meine die Musik. Die begleitende Lyra ist verstummt und der lautlose Buchstabe kann den Zauber der Töne nicht ersetzen. Selbst das Sonett, die klangreichste aller lyrischen Formen, vielleicht aus dunkler Ahnung eines solchen Bedürfnisses hervorgegangen, gewährt nur kärglichen Ersatz für den Mangel eines begleitenden ausdrucksvollen Tonlebens. Wer darf sich demnach wundern, wenn er neben den großartigen Werken epischer und damatischer Gattung, die dem immer schaulustigen Auge eine Welt vorführen, die anspruchlosen Gaben der lyrischen Muse vielleicht desselben Meisters, die nur den Vorhang einer stillen und individuell begränzten Gemüthswelt lüpfen, wenn es hochkommt, als anmuthige oder litterarisch merkwürdige, aber meist als kaum der Beachtung werthe Erscheinungen behandeln sieht? Als Beispiel diene zunächst Shakspear

neben deſſen dramatiſchen Meiſterwerken die tiefen, inhaltſchweren Sonette von Britten *) und Nichtbritten faſt unbeachtet geblieben ſind, ſo daß zu befürchten ſtünde, ihr Daſein möchte unter uns lange noch höchſtens den Litteratoren nicht unbekannt ſein, wenn wir nicht wüßten, daß zwei Freunde, die geſchickteſten, die es zu ſolcher Unternehmung geben kann, ſich der mühevollen Übertragung derſelben ins Deutſche bereits unterzogen hätten **).

Auch Taſſo hat das Schickſal gehabt, daß, während ihm die Welt, als Sänger Gottfrieds und des Amintas den Lorbeer zuerkennt, ſein lyriſches Verdienſt dieſſeit der Alpen faſt unbekannt geblieben iſt. Zwar hat es in dem Vaterlande des Dichters ſelbſt zuerſt nicht an theilnehmenden Gemüthern und ſpäter an ſchriftenkundigen Männern gefehlt, die auch dieſe Seite ſeines poetiſchen Talents gewürdiget und hervorgehoben haben, allein ihr Lob erzeugte nur theilweiſe Anerkennung, die vor dem rauſchenden Beifalle, der ſeinen Gottfried durch Europa und über die Grenzen dieſes Welttheils hinaus begleitete, in Nichts verſchwindet ***). Und

*) Steevens und Malone erwähnten ſie zuerſt, und der Erſtere bekanntlich faſt nur, um ſie als verunglückte Gebuten zu verwerfen.

**) Die jüngſt erſchienene Ueberſetzung der Schakſpearſchen Sonette von Lachmann iſt uns noch nicht zu Geſicht gekommen.

***) Wenn das befr. Jeruſalem ſeit d. Jahre 1580 bis auf unſere Zeit in Italien allein 137 Ausgaben, zehn Uebertragungen in italien. Mundarten und ſieben Ueberſetzungen in die latein. Sprache er-

doch bedurfte es nur geringen Scharfsinns und einer kaum oberflächlichen Bekanntschaft mit Tasso's größeren und gelesenern Gedichten, um die lyrische Gabe in ihnen zu entdecken und zu dem Schlusse zu gelangen, das auch unter den minder gepriesenen Blumen seines reichen Dichtergartens des Vortrefflichen viel sich finden möge *).

Wer, der sich je an der herrlichen Episode: Sophronia und Olind **), an dieser köstlichen Perle eines reichen

---

lebte — der Abdrücke in den Sammlungen sämmtlicher Werke Tasso's und der Uebersetzungen in die Sprachen des Auslands (darunter türkische, arabische, ja chinesische) gar nicht zu gedenken —, so mußten sich die Rime, außer den Abdrucken in den Werken, mit 16 Ausgaben und ungefähr 24 Sammlungen einzelner Canzonen, Sonette und Stanzen begnügen, von denen das Ausland wenige oder keine Kunde nahm. S. das durch möglichste Vollständigkeit ausgezeichnete Ausgabenverzeichniß von Ebert in: Torquato Tasso's Leben und Charakteristik, nach Ginguené. Leipzig b. Brockhaus, 1819. S. 237. „Es würde sich leicht zeigen lassen, sagt Fr. Schlegel (Charakteristik und Kritik. Th. 2. S. 363.), daß die zufälligen Umstände, welche einem Werke eines fruchtbaren Schriftstellers vor den andern den Vorzug der Beliebtheit geben, keineswegs für die vorzügliche Vortrefflichkeit auch nur eine Wahrscheinlichkeit geben könne."

*) Schon die Anzahl seiner lyrischen Gedichte konnte zu diesem Schlusse berechtigen; es beläuft sich dieselbe auf mehr denn 1500.

**) Im 2. Ges. des befr. Jerusalems.

Schmucks, ergötzte, 'mußte nicht freudig anerkennen, daß wenn irgendwo, so hier durch den Schleier der Erzählung jene tiefe Innigkeit eines reichen Gemüths hervorleuchte, die die Lebenswurzel aller lyrischen Begeisterung ist? Ja wem mußte nicht eben jene Perle als eine große, helle Thräne im Auge des Dichters erscheinen, auch wenn er nicht wußte, daß derselbe in der That in seinem Olind nur sich beweinen und in Sophronien nur seine Leonore habe preisen wollen? Wer las Erminia's Klage über des gefallenen Tankred vermeintlichen Leichnam, Clorinders Abschied vom Leben und ihrem Freunde, Rinaldo's liebeheißes Flehen, Armidens zornbegeistert Abschiedswort, wer Beider Zweigespräch im letzten Gesange und viele andere Stellen, ohne in der Helden und Heldinnen Wehen und Seligkeiten des Sängers eignes Lieben und Leiden,

— das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut,

und in der Darstellung die reiche lyrische Kraft zu ahnen, die in der That, wie ein vollströmender Quell, durch seine kleineren Gedichte sich ergießt.

Von mehreren Seiten war allerdings bereits früher auf diese hingewiesen worden. Manso und Serassi in ihren Lebensbeschreibungen und neuerdings Ginguené in seiner Charakteristik des Dichters hatten die Sonette und Canzonen desselben vielfach benutzt, obwohl mehr zu Belegen für ihre Berichte, als zur Würdigung des dichterischen Verdienstes ihres Helden *). Unter uns hatte Bouterwek, unbefangen und

*) Manso vita del Tasso. Venet. 1621 -- Serassi vita di Torquato Tasso. Roma 1785. -- Ginguené histoire litteraire. T. V.

vorurtheilsfrei, wie es dem Deutschen geziemt, und mit jenem sichern Blicke, der das Rechte sogleich in seiner Wurzel erfaßt, Tasso's dichterisches Leben von allen Seiten geprüft und, wie sich erwarten ließ, die schöne Eigenthümlichkeit seiner lyrischen Gedichte rühmend anerkannt *).

Indeß verstattete es ihm der Umfang seiner Arbeit nicht, etwas mehr als Andeutungen zu geben. Gleichwohl wiegen diese Andeutungen, deren Gehalt sich im Verfolge dieses Aufsatzes ergeben wird, bei weitem Alles auf, was vor und nach ihm von Italienern und Franzosen, zum Theil nicht ohne Anmaßung, über unsern Dichter als Lyriker gesagt worden ist. Selbst dem, was neuerdings Salfi, der Fortsetzer von Ginguenés Geschichte, in einem eigenen Abschnitte **), über Tasso's lyrischen Charakter gegeben hat, ist nur insofern ein Verdienst zuzugestehen, als es die Aufmerksamkeit auf einen beachtungswerthen Gegenstand von neuem rege macht und zu einer sorgfältigeren Prüfung auffordert. Als Beleg stehe hier der Anfang des Salfi'schen Aufsatzes, in welchen der Verfasser die Beurtheilung seines Landsmanns von Seiten seiner Leistungen im Gebiete der Lyrik zusammengedrängt hat:

„Unstreitig ist T. Tasso einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter Italiens. Von seinem Vater hatte er die Würde des Ausdrucks und den Wohllaut der Verse geerbt; zu diesen Eigenschaften gesellte sich die ihm eigenthümliche Gluth der

*) Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, Bd. 2. S. 233.

**) Ginguene histoire littéraire T. IX.

Empfindung und eine seltene Lebhaftigkeit der Bilder. Bernardo hatte in anakreontischer und horazischer Weise gedichtet; Torquato wagte mehr und erhob sich zuweilen mit kühnem pindarischen Schwunge. Er wählte die schwierigere Bahn, und wo er sie nicht verfolgen konnte, da deutete er sie doch wenigstens an. Seine lyrischen Gedichte sind freilich nicht insgesammt von gleichem Gehalte; wo er aber der Vollendung sich nähert, da kann sich an Erhabenheit kein neuerer Dichter mit ihm messen. Vorzüglich haben seine Canzonen einen eigenthümlichen Charakter. Es fehlt ihnen, beim ersten Augenblicke jene ruhige und gemäßigte Haltung, die seinen Vorläufer Petrarca, selbst da, wo die Empfindung ihn mit sich fortzureißen scheint, nie verläßt. Freier in seinem Gange, kühner in seinem Fluge, schwingt sich Tasso empor und durchfliegt ohne Rückhalt und Furcht das ganze Feld, welches eine große, gestaltenreiche und unerschöpfliche Phantasie ihm eröffnet."

Wir fühlen uns nicht versucht, uns an die Vergleichung Torquato's mit dem thebanischen Sänger weiter zu halten, noch dem sonst achtungswerthen Gelehrten in seiner Entwickelung einzelner nicht durchaus mit Glück gewählter Gedichte zu folgen. Und so sei es uns denn erlaubt, unsern eigenen Weg einzuschlagen, um uns mit uns selbst und unsern Lesern über Tasso's lyrische Dichtweise zu verständigen.

Tasso war, was das Unglück seines äußern Lebens machte, überall und unter allen Umständen Dichter, auch da, wo er nur an der Hand besonnener Überlegung vor Fehltritten sicher sein konnte. Die Welt der Phantasie war seine eigentliche Heimath, während er in seinen nächsten und alltäglichsten

Umgebungen ein Fremdling war und blieb. Ein für alles Große und Schöne empfängliches Gemüth, ein inniges Gefühl, das ſich zu leicht ſeines ganzen Weſens bemächtigte und eine leidenſchaftliche, kühne Einbildungskraft, die ihn oft unwiderſtehlich mit ſich fortriß und ihn, was ſein äuſseres Leben betrifft, zu tauſend ſeltſamen Irrthümern verleiteten, waren die Keime, aus denen ſein inneres Leben ſich einen Garten der köſtlichſten Blumen und Früchte erzog, über die eine ſchöne Natur mit verſchwenderiſcher Hand ihre ſchimmerndſten Farben ausſchüttete.

Sollte ein Dichter, der ſo ganz und überall Dichter war, es in einer, vielleicht der erzählenden, Gattung in höherem Grade geweſen ſein, als in einer andern? Iſt ja doch gerade das lyriſche Gedicht eine Stimme der Wahrheit, die aus den Tiefen der Menſchenbruſt hervorſteigt, um zu gleichgeſtimmten Gemüthern zu dringen und ihnen Kunde zu geben von den Freuden und Leiden, die das hin- und hergeworfene Herz beſeligen und peinigen, erheben und niederſchlagen, und ſo muß ja eben — ſollte man ſchlieſsen — aus Taſſo's lyriſchen Ergieſsungen, wie aus einem reinen Spiegel, das Bild ſeines Weſens uns wahrer entgegen leuchten, als aus irgend einem andern ſeiner Werke. „Du warſt ſchwach", ſagt Bouterweck ſchön und treffend in ſeinem Zurufe an den Dichter am Schluſſe ſeiner Lebensſkizze, „du warſt ſchwach und oft thöricht. Du kanntest die Welt nicht. Aber nie beſleckte, ſo viel die Welt von dir weiß, eine entehrende That deinen Dichter- und Menſchenruhm. Du ſchwärmteſt als Dichter und als Menſch; aber das Innerſte deiner Seele war Wahrheit. Alle deine Briefe bezeugen den redlichen Kinderſinn

deines Herzens. Unter lüsternen und zweideutigen Menschen, wie zu deiner Zeit die meisten italienischen Dichter waren, standest du grüblerisch zwar, aber in petrarkischer Reinheit da. Wie deinem Lehrer Petrarca, so war auch dir das Gute und das Schöne nur dasselbe unter zwei Namen. Darum genügte deinem Geiste kein leeres Formenspiel, wenn es auch noch so geistreich gespielt wurde. Wenn deine Poesie den Kenner noch mehr befriedigte, griff sie schwerlich so tief in die Brust des Menschen." — Wer, der diese Worte unterschreibt, möchte behaupten, daß sie lediglich dem epischen Dichter gelten?

Nur wer mit einseitiger Vorliebe der erzählenden Poesie sich zuneigt, mag es verkennen, daß dieselbe Innigkeit des Gefühls, dieselbe Reinheit der Gesinnung, derselbe Aufschwung der Einbildungskraft, dasselbe Streben nach dem Idealen, die uns in seinem Gottfried so zauberisch ansprechen, auch in seinen lyrischen Gedichten in Eintracht beisammen wohnen, und es gehört fürwahr eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Leben und Wirken unsers Dichters dazu, um zu glauben, daß sein Geist nur einmal ein grosses und ewiges Werk geschaffen und sonst nur Gemeines und Bedeutungsloses hervorgebracht habe. Mit Recht sagt daher Bouterwek: „Tasso's Poesie ist, bei aller Verschiedenheit des Stoffes und der poetischen Form, fast in allen seinen Gedichten, in den lyrischen, wie in den epischen und dramatischen, im Grunde dieselbe. Er konnte sich nie verläugnen und wollte es nie" *)

Wer die Werke eines ächten Dichters behandelt, wie Waaren eines Kaufladens, eines von dem andern gesondert

*) S. d. angef. Werk. Bd. 2. S. 231.

wägt und prüft, das eine unbeachtet auf die Seite schiebt, das andere flüchtig ins Auge faßt und endlich ein drittes sich auswählt und nun wohl gar vermeint, er habe mit diesem das ganze übrige Waarenlager zugleich in den Kauf erhalten, dem ist die Natur des wahren Dichterlebens wohl nie recht klar geworden. Und doch ist es nicht so schwer zu erkennen, wie ein solches Leben so durch und durch ein Ganzes sei, daß seine Schöpfungen zwar äußerlich in scheinbarer Selbstständigkeit sich neben einander behaupten mögen, aber innerlich als Werke Eines Geistes durch tausend unsichtbare Fäden auf das Innigste zusammenhangen, so daß du dich zwar an dem Einzelnen ergötzen, aber das Dasein desselben in seiner vollen Bedeutung ohne die Hülfe des andern nie begreifen wirst. Wenn dies im Allgemeinen gilt, so muß es in einem noch weit größeren Grade von einem Dichter gelten, der, wie Tasso, in dem Meisten, was er giebt, sein eigenstes, innerstes Dasein laut werden läßt. Tasso's Poesie ist, wie die jedes ächten Poeten, ein Ganzes, und wer sein Epos vollkommen verstehen will, kann der Bekanntschaft mit seinen lyrischen Gedichten nicht entbehren.

Hier nun, wo es darauf ankommt, jene Eigenthümlichkeit unsers Dichters näher zu bezeichnen, sei es mir zuvörderst verstattet, mich gegen eine Benennung zu erklären, mit der man Tasso zu ehren geglaubt hat. Man hat ihn, zum Unterschiede von dem Heere geist- und schaamloser Nachahmer Petrarca's, den ersten, den einzig wahren Petrarkisten, gleichsam einen zweiten Petrarca genannt. Ich weiß nicht, ob nicht Tasso, so rein und wahrhaft kindlich auch die Ehrfurcht war, mit der er an dem alten großen Meister hing, ein Lob

der Art, wenn er es bei ſeinem Leben vernommen hätte, beſcheiden von ſich abgelehnt haben würde. Denn abgeſehen von der widrigen Nebenbedeutung, die man mit jenem Namen nun einmal zu verbinden gewohnt iſt, finde ich auch außer der unbefriedigten Sehnſucht einer edeln Liebe, aus der allerdings der bei weitem größere Theil ſeiner lyriſchen Gedichte hervorgegangen iſt, und außer den poetiſchen Formen, die ſeit Petrarca die einzigen waren, in denen in Italien geſungen ward, wenig oder nichts, was eine ſolche Bezeichnung rechtfertigen könnte. Taſſo hatte, was wohl keiner ſeiner Landsleute unterlaſſen konnte, am wenigſten der Dichter, Petrarca geleſen und wieder geleſen; hundert Stellen, die in aller Munde waren, hatten ſich auch ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt; die Weiſen, in denen jener gedichtet, waren auch die ſeinigen. Wie hätten ihm nicht zuweilen Gedanken und Wendungen entſchlüpfen ſollen, die an ähnliche ſeines Vorgängers erinnern mußten? Er war dann in demſelben Falle, in welchem Petrarca vor ihm geweſen war, der, ungeachtet er ſich ſelbſt ſehr beſtimmt gegen den Vorwurf verwahrt, als habe er die alten Dichter abſichtlich nachgeahmt, bei aller Vorſicht der faſt wörtlichen Aufnahme fremden Eigenthums nicht immer entgehen konnte. Anders freilich verhält es ſich mit jenen gefliſſentlichen Nachbildungen, die, ſie mögen nun als bloße Studien oder als geiſtreiche Wettſpiele um den Preis in einer fremden Manier angeſehen werden, immer Verirrungen bleiben, die einer ſorgfältigern Beachtung kaum werth ſein möchten. Ich erinnere hier nur an die froſtigen Nachbildungen der unübertrefflichen Schweſtercanzonen Petrarca's *) und

*) S. Opere di Tasso. Venez. 1736. 4] T. VI. p. 93.

jener andern: Qual più diversa e nova etc.*) die allein deutlich genug zeigen, wie Taſſo nur dann aufhörte, er ſelbſt zu ſein, wann er, ſich ſelbſt verläugnend, an dem Gängelbande einer fremden Weiſe gefliſſentlich einherging. überall da hingegen, wo er ſich ſelbſtſtändig bewegt, iſt er ſo eigenthümlich, daß er, wie jeder ſelbſtkräftige, freie Dichtergeiſt, nur mit ſich die Vergleichung aushält.

Treffender glaube ich daher die poetiſche Eigenheit unſers Dichters zu bezeichnen und für die Schöpfungen ſeines Geiſtes den einzigen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt aller anzudeuten, wenn ich ihn den letzten Romantiker der italieniſchen Dichterſchule nenne. Die romantiſche Zeit ſelbſt war untergegangen; aber ihre Strahlen ſammelten ſich noch einmal in Einem Gemüthe, und jene tiefe Sehnſucht nach dem Unendlichen, die der Charakter jener Zeit geweſen war und in Stimmen, Worten und Farben ſich kund gethan hatte, ſollte noch einmal laut werden, als Stimme Einer Bruſt, der ſeinen; um, auftönend aus einem vollen Herzen und dennoch wieder wie aus einer weiten Ferne herüberklingend, Tauſende zu rühren. Die Elemente ſeines Gottfrieds, Liebe, Ehre und Glaube, des Ritterthums Grundpfeiler, wie Niklas Vogt ſie nennt, ſind die Elemente ſeines Gemüths, die Grundkräfte, aus welchen alles, was er that und ſang, wie aus lebendigen Keimen, hervorwuchs. Und ſo ſehen wir in ihm die alte romantiſche Zeit, ſo weit dies innerhalb der engen Grenzen Einer Individualität möglich iſt, wie zu einem

*) Bei Taſſo: Qual più rara e gentile etc. Opere T. VI. p. 75.

neuen Leben erwacht. Daher mußte sich ihm die Welt seines Epos als ein ernstes Zauberspiel gestalten, das den Scherz auch nicht von weitem zuließ. Was er darstellte, war ihm wahr, groß und heilig, und die kühne Willkühr, mit welcher Ariosto in freiem Scherze den eigenen Schöpfungen mitgespielt hatte, kannte in ihm keinen Nachahmer finden. Aber wie hier, so mußte sich auch in seinen lyrischen Gedichten jene romantische Dreieinigkeit abbilden, auf die, merkwürdig genug, schon die dreifache Eintheilung seiner rime*) in den ältesten Ausgaben hinweiset, und in welcher eben jener schwärmerisch-moralische Ernst zu liegen scheint, den Bouterwek **) als einen Hauptzug in Tasso's Denkart treffend auszeichnet.

Die Liebe, die unsern Säßger zu seinem Amintas begeisterte, die ihm die rührendsten und glänzendsten Scenen seines Jerusalems eingab, die wie eine belebende Flamme sein ganzes Dasein durchströmte ***), diese Liebe war auch der Grundton seiner lyrischen Weisen — nicht eine Liebe irdischer, unreiner Art, sondern edel und heilig, wie sie dem ritterlichen Geiste, wie sie vor allem dem Lehrlinge platonischer Weisheit geziemte. Wer möchte daran zweifeln, wenn er ihn singen hört!

---

*) 1) Rime amorose, 2) rime eroiche, 3) rime sacre e morali.

**) A. a. O. S. 213.

***) Er gesteht selbst in seinem Dialoge Constantino ovvero della Clemenza, „che la sua giovanezza in tutta sottoposta all' amorose leggi."

Weltſeel' iſt Lieb' und Weltgemüth, und führet *)
Die Sonn' im Kreiſ' und die Planeten alle
Zum Tanze nach der Himmelsleier Schalle,
Langſam und ſchnell, wie's jeglichem gebühret.

Feuer und Waſſer, Erd' und Luft regieret
Und nähret ſie, gemiſcht dem großen Alle;
Drum wünſcht der Menſch und zürnt und zagt dem Falle,
Wechſelnd von Hoffnung, Luſt und Schmerz gerühret.

Doch ob ſie alles ſchaff' und lenk' und führe
Und ihre Strahlen ſende durch das Ganze,
Hat ſie doch mehr der Macht an uns entfaltet,

Und ſich, als wären's himmliſche Reviere,
Ein Haus erbaut in eurer Augen Glanze
Und dieſes Herz zum Tempel ſich geſtaltet.

Lauter, wie ſeine Liebe iſt, läutert ſie ſelbſt mehr und mehr das Herz von allem Niederen und Irdiſchen, was ihm anhängt, und erfüllt es mit ſeliger Freude:

Die Flamme macht ſich gleich die Geiſter nieden **)
Und kann das Herz nicht brechen und zerſtören,
Obwohl ſie reiniget unreine Triebe.

---

*) Amore alma è del mondo, Amore è mente etc.; dieſe und die folgenden Ueberſetzungen ſind entlehnt aus einer bereits unter der Preſſe befindlichen Auswahl aus Taſſo's kleineren Gedichten in Ueberſetzungen.

**) Aus dem Sonett: Del puro lume, onde i celesti giri etc.

Nicht Frucht giebt's oder Schmerz, der uns betrübe,
Ja, heiter iſt, wie ihr, auch euer Frieden,
Und Freudenzähren nur ſind unſre Zähren.

Wie dürft' er ſich bedenken, die Sterne ſelbſt, die ewigen, reinen lieben zu laſſen, wie er liebt? Er thut es in einem Sonett, welches alſo anhebt:

Ich ſeh' am Himmelszelt die Sternlein flimmern *)
Heller als je und leuchtend niederzücken,
Wie wohl in zärtlicher Verliebten Blicken
Wir lichte Strahlen manchmal ſehen ſchimmern.

Lieben ſie auch dort oben? Oder kümmern
Die Thränen ſie, die Leiden, ſo uns drücken,
Merkend, wie Liebeskoſen und Entzücken
Des Irrthums Schritt' und Hinterliſt verkümmern?

Taſſo hatte bei ſeiner Liebe das von Petrarca voraus, daß die Schönheit, die er vergötterte und anbetete, kein fremdes, untergeſchobenes Bild war. Dem Glücklichen war in einem wirklichen Weſen der unendliche Reichthum eines ſchönen weiblichen Gemüths aufgegangen. Milde, Anſpruchloſigkeit, reinſter Seelenadel und ſtille Frömmigkeit erhoben Leonore von Eſte ſchon in den Augen des Volks zu einem Weſen höherer Art; wie hätte der liebende Dichter etwas Anderes in ihr, als eine Heilige, ja eine Göttinn ſehen können?

Das Schönſte iſt ihr nicht zu vergleichen:

*) Io veggio in Cielo scintillar le stelle etc.

Von eurer Schön' erfüllt dünkt meinen Sinnen *)
Weniger schön, was rings sich zeigt den Blicken,
Und wollt' aus Tausend Einen Leib es schmücken,
Nie könnt' es, was euch wahrhaft glich, gewinnen.

Doch formt es euer göttlich Bildniß innen,
Dann sieht es seine Schöpfung mit Entzücken;
Das Herrlichste von allen Meisterstücken
Giebt neue Kraft in ihm dem alten Minnen.

Die höchste Kunst vermag es nicht, ein Bild von ihr zu entwerfen:

Sie zu gestalten innerm Sinn in Treuen **),
Wo fändest, Geist, du Farb' und Schatten immer?
Wie willst du mahlen all' der Blumen Flimmer
Und Rosen, die ob weißem Schnee erfreuen?

Kannst rauben Du aus ewig lichten Bläuen,
Vom schönsten Tag so hehren Glanz und Schimmer,
So reines Licht, so reine Gluth, und nimmer
Dich vor des Himmels Rächerarme scheuen?

Ihr Gesang flügelt von der Erde zum Himmel empor:

Hört ihren Sang, der wohl viel anders klinget ***),
Als der Sirenen Stimm' und träge Seelen
Dem ird'schen Schlaf' entreißt und niedrer Sitte.

---

*) Della vostra beltezza al mio pensiero etc.

**) Per figurar Madonna al vostro interno etc.

***) Aus dem Sonett: Apite gl'occhi, o gente egra mortale etc.

Hört, wie zu euch ihr Ruf von oben dringet:
„Auf, folget mir! mit mir nicht können fehlen,
O ihr der Erde Pilger, eure Schritte!“

Und wann er verſtummt, entbehrt die Welt paradiſiſche Freuden. Sind wir nicht würdig, ruft er aus, als ihr die Ärzte das Singen verboten,

Sind wir nicht würdig zu ſo hohen Dingen? *)
Gnügt's, daß mit Wonn' ihr Lächeln uns durchglühet,
Die Augen uns mit Himmelsluſt durchdringen?

Ja Paradieſe wären rings erblühet,
Hörte die Welt in euch des Engels Singen,
Wie ſie des Engels Antlitz in euch ſiehet.

Tiefer noch, als von der Herrin Schönheit, wird von ihrer Rede das Herz verwundet.

Von hoher Stirn in goldnen Ringeln floſſen **)
Leuchtend die Haar', und ſchöner Augen Strahlen
Brachten duftreichen Mai der Erde Thalen,
Durch Herzen ward wie Sommergluth ergoſſen;

Dem weißen Buſen ſchmeichelnd angeſchloſſen
Scherzt' Amor, aber ließ ihn ohne Qualen,
Und ſäuſelnd flüſterte zu vielen Malen
Anmuth'ger Rede Hauch durch Roſenſproſſen.

*) Aus dem Sonette: Ahi, ben e reo destin, ch'invidia toglie etc.

**) Sull' ampia fronte il crespo crin lucente etc.

Ich, als ich Himmelsschönheit sah' auf Erden,
Verschloß mein Aug' und sprach: „Ach, wie befangen
Sind Blicke, die sie zu betrachten wagen!" —

Zu spät mußt' ich des Schlimmern inne werden;
Denn nun durchs Ohr ward mir das Herz geschlagen,
Und Rede drang, wohin kein Blick gegangen.

Nicht Menschen blos huldigen ihr; die ganze Natur ist ihr dienstbar. Sie wandelte an den Ufern der Brenta, um Blumen zu pflücken, und

Der Strom hielt inn', als müßt' er Sorge tragen *),
Dem blonden Haar als Spiegel sich zu hellen
Von selber und der Augen süßem Scheine.

Und „deinem schönen Bild," schien er zu sagen,
„Willst du auch nicht, Fürst ich der Ström' alleine,
Verklär' ich, Herrinn, diese sanften Wellen."

Des Meeres und der Flüsse Gottheiten werden aufgefordert, ihr Gaben zu spenden:

Durchspähet all' der weiten Erde Quellen **),
Durchforscht, o Nymphen, die geheimsten Minen,
Der Wogen Köstlichstes und, neben ihnen,
Den kleinsten Sand und salz'ge Uferstellen!

---

*) Aus dem Sonett: Colei, che sovra ogni altra amo ed onoro etc.

**) Cercate i fonti e le secrete vene etc.

Bringt Alles ihr, die, wie aus Schaum der Wellen
Einſt eure Göttin, ſo in Stimm' und Mienen
An hohem Strande herrlich jetzt erſchienen,
Schönſten Sirenen mindeſt gleich zu ſtellen.

Ja ſie iſt ſelbſt von göttlicher Art:

Wer aber ſoll mir Armen Hülfe reichen *)?
Schiffbrüchig, wie ich lieg' am Strand, mir weiſen
Das königliche Dach, die reichen Betten,

Thuſt du es nicht, zu der ſo oft ich flehte?
Doch ſoll ich Herrinn, Heilige dich preiſen?
Göttinn, Göttinn biſt du! ich ſeh' die Zeichen!

Darum wiegen die Freuden ſeiner Liebe jeden Schmerz derſelben auf:

Wie ſelig iſt's, die Wunden drin zu tragen **),
Durch kranke Augen Thränen zu vergieſſen,
Um Einen Todesſtreich endlos zu klagen!

Iſt Leben dies, will in mein Herz ich ſchließen
Gern Tauſende der Wunden voll Behagen.
Iſt's Tod, will freudig ich den Tod begrüßen.

Und ſeine Liebe kann nicht altern, wie auch ſein äuſſeres Leben dahin welke:

---

*) Aus dem Sonette: Giaceva esposto il peregrin Ulisse etc.

**) Aus dem Sonette: Se d'Amor questa son reti e legami etc.

Seh' winterlich ich einst mein Haar umziehen *)
Des Alters Schnee und kalte Reife thauen,
Und Lebensheitre, jetzt so licht zu schauen,
Mit Lebensblüthe schwinden und verblühen,

Werd' ich nicht karger mich, als jetzo, mühen,
Der Welt dein Lob, mein Lieben zu vertrauen;
Und nie erlöschen werden noch erkalten
Die treuen Flammen, die mich drin durchglühen.

Amor selbst ruft ihm aus den Augen der Herrinn zu, dem stolzen Heldensange zu entsagen und künftig einzig seine Liebe zu singen:

„Nicht Waffenklang mehr schall' aus deinem Munde **).
Mein hoher Ruhm sei einzig dein Vergnügen,
Mein Preis und dieser Frauen Götterehre!"

So muß ich singen itzt bei fremden Siegen
Nur meine Fesseln, meiner Knechtschaft Schwere,
In Blätter weben meines Jammers Kunde.

Und wie könnte der Dichter auch anders? Vermag er doch selbst wenn die Herrinn es fordert, die Flammen seines Innern nicht zu verhehlen!

Sie fordert Lieb' und will mich dennoch zwingen ***)
Zu einem unverbrüchlich strengen Schweigen;
Doch kennt sie nicht die Wehen, die mich beugen,
Wie kann sie Hülfe, wie nur Lindrung bringen?

*) Quando vedrò nel' verno il crine sparso etc.

**) Aus P. Sonette: Stavasi Amor quasi in suo regno assiso etc.

***) Vuol ,che l'ami covrei, ma duro freno etc.

Wie mag es, wenn es innen glüht, gelingen,
Daß meine Schmerzen sich nicht außen zeigen,
Daß meine Flammen nicht nach außen steigen
Strahlend, wie sie aus Ätna's Tiefen dringen?

Schweigen? — Ich kann und werd' es. Aber stillen
Der Wunden Blut, löschen der Flammen Helle, —
Sie fordr' es nicht; ich könnt' es nicht erfüllen.

Zu tiefe Wunden hat sie mir geschlagen,
Zu viel der Gluth gehäuft an kleiner Stelle;
Zeigt sich's, mag sie Natur und sich verklagen.

Was die Liebe so spricht, ist keine bloße Täuschung der Kunst, keine bloße mühevoll errungene Gewandtheit im Gebrauche einer poetisch gebildeten Sprache, von der es allerdings in einem noch höheren Grade, als von der unsrigen, heißen konnte, daß sie für den Dichter selbst dichte; nein, es ist — und nur die Befangenheit kann es verkennen — der Ausdruck innigster und wahrster Empfindung. Freilich redet diese nicht immer in voller Unmittelbarkeit zu uns, sondern geht oft erst durch die Mittelregion der Phantasie hindurch, ehe sie zur Erscheinung kommt, und strebt, das was der schwache Buchstabe doch nur unvollkommen bezeichnen könnte, durch Farben und Bilderschmuck zu ersetzen. Aber welches Auge wäre so blöde, um — wenn das Bild erlaubt ist — in dem bunten Regenbogen nicht die Tropfen zu erkennen, deren Wiederschein er ist, und hinter ihnen die Sonne' die in den Tropfen sich bricht und den lustigen Farbenbogen mahlt? Wahrhaft, wie seine Liebe, ist auch die Darstellung

derselben, und was dort in dem Göthe'schen Drama die Prinzessinn sagt:

Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Äpfeln gleich, ein neu Hesperien
Uns duftend bilden — erkennst du sie nicht alle
Für beide Früchte einer wahren Liebe?

findet seine volle Anwendung auf den bei weitem größten Theil der Liebesgedichte unsers Torquato. Wem die Reinheit dieser Leidenschaft der Umstand zweifelhaft machen könnte, daß sich in Tasso's Leben und Schriften unzweideutige Spuren einer zweiten und dritten Liebe vorfinden, der vergißt, daß es eben in dem Geiste der romantischen Zeit lag, dem ganzen Geschlechte zu dienen, Einer aber vor Allen als Herrinn zu huldigen *).

*) Und somit hätte man gar nicht nöthig, zu der immer mißlichen Vermuthung seine Zuflucht zu nehmen, als habe Tasso, so oft er eine andere Leonore gefeiert (z. B. Leonore von Sanvitale), eigentlich nur Leonore von Este gemeint und unter dem gleichen Namen einer Andern seine wahre Liebe verborgen (wie es etwa Opernguker giebt, die, obwohl scheinbar nach der Bühne gerichtet, doch eigentlich nach der Herzensdame in einer der Seitenlogen spähen). Ueberhaupt scheint die ganze, unsers Wissens zuerst von Manso ausgesprochene Vermuthung auf der grundlosen Annahme zu beruhen, daß das Verhältniß Tasso's zu Eleonoren von Este ganz dem gleich gewesen sein müsse, welches Petrarca zu Laura de Sade hatte, eine Annahme, die kaum der Widerlegung bedarf. Außerdem ließe aber auch jene Erklärungsweise, wenn sie Grund hätte, immer noch die

Mit dieſem ritterlich-romantiſchen Frauendienſte, der wohl etwas mehr war, als wozu Montesquieu ihn macht *), waren die Begriffe von Ehre, Tapferkeit und kühnem Wagniß für Liebe und Glauben unzertrennlich verbunden. Sehen wir auf unſern Torquato, ſo finden wir alles dieſes auch in ihm, dem Menſchen wie dem Dichter, beiſammen. Ehrbegier führt ihn an den glänzenden Hof von Ferrara und gebietet ihm, zu Paris die Gnadenbezeigungen eines Königs auszuſchlagen; ſchwärmeriſche Ehrbegier verwickelt ihn zu Ferrara in die unglücklichſten Händel, treibt ihn von da hinweg und als armſeligen Flüchtling von Hofe zu Hofe, und giebt ſeinem Tode, der ihn überraſcht, als ihn eben die höchſte Ehre, das Ziel ſeines Lebens, der Lorbeer beglücken ſoll, eine tiefe tragiſche Bedeutung. Eben ſo ſehen wir in ihm den treuen für Liebe und Glaube keine Gefahr ſcheuenden, tapferen Kämpfer, der nicht blos, wenn es ſeine Ehre und ſein

---

an Lucrezia von Urbino und andere Frauen gerichteten Liebeshuldigungen ohne Erklärung.

*) Montesquieu ſagt: „das allgemeine Streben, den Frauen zu gefallen, erzeugt die Galanterie, welche nicht die Liebe ſelbſt, ſondern die Zärtlichkeit, der Wankelmuth und die immerwährende Verſtellung der Liebe iſt. „Esprit des loix l. 28. ch. 22. Wahr iſt es indeß, daß dieſe Merkmale, wenn ſie auch den Begriff ritterlicher Galanterie nicht erſchöpfen, dennoch faſt immer bald mehr, bald weniger, ihr beigemiſcht ſein mochten, und, das Wort in einem andern höhern Sinn genommen, ließe ſich wohl ſagen, daß der Ritterdienſt weniger auf die Liebe ſelbſt, als auf ihr irdiſches Symbol, auf den endlichen Schatten derſelben gerichtet geweſen.

Leben galt, sich mit dem Schwerdte in der Hand selbst gegen eine überlegene Zahl von hinterlistigen Mördern zu schützen verstand *) und so zu dem bekannten volksthümlich-assonirenden Straßenliedchen:

Colla penna e colla spada
Nessun val quanto Torquato.

die Veranlassung gab, sondern der auch, eingedenk der schönsten aller Ritterpflichten, immer bereit war, für die Herrinn, der er Vasallentreue gelobt, jede Fährlichkeit furchtlos zu bestehen **).

Seh' ich ein Thränlein nur zum Schooß ihr gleiten ***),
Ist Bluten Steg und ein Triumph mein Ende!

ruft er aus der Ferne der zürnenden Geliebten zu, und zu einer andern Zeit:

Was tapferer Thebaner einst erlitten †)
Mühseliges, drein gern ich mich ergebe,
Kann Wahrheit, Glauben sich dadurch erwerben.

---

*) S. Serassi vita del Tasso, 230.

**) Ganz in diesem Sinne ruft Tasso bei Göthe in dem herrlichen Selbstgespräch (Aufz. 2. Auftr. 2) aus:

O daß die edelste der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe.

***) Aus d. Sonett: Sdegnò debil guerrier, compone andare etc.

†) Aus d. Sonett: Donna della mia fè segno si chiaro etc.

Wenn Leben nicht, enthülle Tod inmitten
Der Flammen meine Treue; leicht wird Sterben
Im Feuer ſein, drin ich jetzt ſchmachtend lebe.

Eben ſo galt ihm aber auch jeder andere gerechte Kampf als beneidenswerthe Pflicht des ächten Ritterthums, und die poetiſche Gerechtigkeit, mit der er in ſeinem Jeruſalem Lob und Tadel vertheilt, weit entfernt, zu dichteriſchen Zwecken blos erkünſtelt zu ſein, iſt die Stimme der Wahrheit, die Entſcheidung eines für alles Preiswürdige hoch begeiſterten Sinnes. Daher ergreift ihn ein edler Unwille, wenn er die ruhmvolle, tapfere That vergeſſen ſieht:

Der Aßen mit bewundrungswerthen Brücken *)
Band an Europa und ob ſalz'gen Wegen
Schaar führt' und Roß', und Schiff' auf Felſenſtegen,
Zum Meer hin öffnend eines Berges Rücken,

Neptunen wollt' er feſſeln und umſtricken,
Verhöhnen ihn mit Schmach und Geißelſchlägen,
Wie einſt in Banden ſich vermaß zu legen
Xerxes das Meer mit dräuend wilden Blicken.

Doch kaum daß er gedräut mit Joch und Kette
Nicht blos den Wellen, auch dem fernen Strande,
Erneut' er fliehend alter Zeit Exempel.

Du aber, der ihn ſchlug, an welcher Stätte
Ward dir ein Grab? in welchem freien Lande?
Wo ſteiget dir ein Siegmal oder Tempel?

*) Quel ,che l'Europa con mirabil ponte etc.

Darum entzückt ihn der Gedanke, daß sein Heldengedicht Nachfolger Gottfrieds erwecken und die christlichen Fürsten zu einem neuen Kreuzzuge begeistern könne *) und eben darum ist es ihm so schmerzlich, diese Hoffnung getäuscht zu sehen:

Waffen und Feldherrn sang ich, der in Treuen **)
Das heil'ge Land entriß der Heiden Banden,
Allwo einst Christus Schmerzenstod bestanden,
Leben der sünd'gen Menschheit zu verleihen.

So hell war jener Klang, daß sich vom Neuen
Staunend nach altem Ruhm die Unsern wandten;
Doch weder Reis'ge sich noch Rosse fanden,
Um Taurus fern und Euphrat zu bedräuen.

Sollte es nun noch nöthig sein, den frommen, gläubigen Sinn hervorzuheben, der der eigentliche Lebensodem seines Jerusalems ist? Ich berufe mich auf seine zahlreichen geistlichen Canzonen und Sonette, die bald als feierliche Lobgesänge das Ewige preisen, bald als Seufzer eines bangen Herzens zum himmlischen Vater emporsteigen, bald mit dem Stöhnen eines zerknirschten Gemüths um Gnade und Vergebung flehen.

Tasso hatte, wie Wenige, im Laufe eines unruhvollen, sturmbewegten Lebens die Wandelbarkeit der irdischen Dinge

*) S. Befreit. Jerusalem Ges. 1. St. 3.

**) L'arme e 'l Duce canti, che per pietate etc.

kennen gelernt; dürfen wir uns nun wundern, wenn er von dem nichtigen Treiben der Erde mit freudigem Vertrauen zum Himmel emporblickt, wo kein Wandel iſt? Die Welt hatte ihn verlaſſen oder er glaubte ſich von ihr verlaſſen: [illegible] es uns nun in Erſtaunen ſetzen, wenn wir ihn, gleich einem Schiffbrüchigen, das Symbol des Glaubens, als das letzte Rettungszeichen, mit Inbrunſt umſchlingen ſehen? Eine äußere Schwermuth hatte ſich ſeines Gemüths bemeiſtert und ahnete ihm nur kurze Zwiſchenräume des innern Friedens; wenn dieſe ſeinen Blick nicht blos nach außen verdunkelte, ſondern ihm auch von ſeinem Innern nur die Nacht- und Schattenſeite zeigte, wollen wir es ihm verargen, wenn er dann in den Geheimniſſen ſeiner Kirche die Beruhigung ſuchte, die ihm keine Macht der Erde, ſelbſt kein geiſtliches Glaubensgericht *) zu geben vermochte?

Daß ein Geiſt, in dem ſich das innigſte Gefühl mit der glühendſten Einbildungskraft, nur zu oft zum Nachtheile beſonnener Überlegung, paarte, unter dem Einfluſſe einer ſolcher nur ſelten unterbrochenen Stimmung, auf mannigfache Abwege gerathen mußte, iſt ſo natürlich, daß wir befugt wären, dergleichen anzunehmen, auch wenn ſeine Lebensbeſchreiber uns die Thatſachen vorenthalten hätten, die uns an ſolchen Verirrungen nicht mehr zweifeln laſſen. Wohin anders wären jene wunderbaren Heiligenerſcheinungen zu rechnen, die er auch in ruhigerer Stunde, nicht als eitle Gebilde fieberhafter Träume, ſondern als reine, klare Wirklich-

*) S. Serassi vita del Tasso, p. 265.

keit dahinnahm? Wohin die grübelnde Selbstversenkung in die bodenlosen Tiefen einer finstern Glaubenslehre, aus denen sein sonst kräftiger Geist nur mit Mühe sich wieder zum Lichte emporschwang?

Überhaupt nehmen wir in Tasso eine zwiefache religiöse Richtung wahr. Die eine sieht in den Erscheinungen der Sinnenwelt nur Andeutungen des Unendlichen, in den vergänglichen Formen nur das ewige in ihnen verborgene Leben, wie es allein dem frommen, in Andacht beschauenden Gemüthe offenbar werden kann; dies ist jene höhere Mystik, die sich aus Allem einen Tempel Gottes erbauet und die Grundlage aller wahrhaften poetischen Begeisterung ist. Die andere, ungestümer, möchte alle Schranken darniederreißen, die die Körper- von der Geisterwelt scheiden, und sich mit den Engeln und Heiligen des Himmels in unmittelbare Berührung setzen; die Truggestalten einer erhitzten Einbildungskraft und die Nebelbilder eines gesetzlos aufgeregten Gefühls werden ihr zu wirklichen Wesen, die wie auf einer Jacobsleiter herniedersteigen in das irdische Dasein, um dem zagenden Menschen Kunde des Trostes zu bringen aus einer andern Welt. Und wer möchte gerade unsern Dichter deshalb tadeln? wer möchte ihn nicht vielmehr beneiden um einen solchen Glauben? Die Menschen haben ihn feindselig verstoßen aus ihrer Gemeinschaft als einen Wahnsinnigen, Irren; da nahen sich tröstend die freundlichen Wesen, mit denen der Volksglaube die Räume des Himmels bevölkert, ja die Königinn des Himmels selbst steigt auf Wolken zu ihm hernieder und spendet dem von tödtlicher Krankheit Gefolterten Trost der Genesung:

Krank ſchmachtet' ich dahin; es hielt gefangen *)
Ein tiefer Todesſchlaf mein inn'res Leben:
Troſt fühlt' und Gluth ich wechſelnd mich durchbeben,
Und abgezehrt lag ich, mit bleichen Wangen.

Da ſah ich dich im Strahlenkranze prangen,
Sah ſchimmernd dich, von Himmelsglanz umgeben,
Maria, hülfreich zu mir niederſchweben,
Bevor die Seel' in Schmerzen untergangen.

Scholaſtica ſah ich zur Linken ſtrahlen,
Zur Rechten dir im frommen Kleide ſtehn
Sanct Benedikt, umringt von Glanz und Lichte.

Dies Herz denn ſei und was ich denk' und dichte,
Nun du mir ſchöner winkſt aus Himmelshöhen,
O Kön'ginn, dein, die du mir halfſt in Qualen.

Wenn ſich hier und anderwärts ſein Auge nach auſſen einer himmliſchen Erſcheinung zuwendet, ſo kehrt es ſich eben ſo oft nach innen, aber nur um gleich darauf, vor der eignen Schuld erzitternd, wiederum dahin zu blicken, von wo allein die rechte Hülfe kommen kann. So ruft er zu dem Vater des Himmels:

*) Egro io languiva e Palto sonno avvinta etc. Im Jahre 1585 nach einer lebensgefährlichen Krankheit im Kerker gedichtet.

Ach, eh' der Winter dieses Haar umwebrt *)
Mit weißem Schnee, eh' Nächte sonder Ende
Auf kurzen Tages Zwielicht sinken nieder,

Gieb daß ich mich nach deiner Straße wende,
Dem Vogel gleich, der breitet und erhebet
Aus sumpf'gem Schlamm zum Himmel sein Gefieder.

Tief beklagt er, daß er nicht früher das Rechte ergriffen.

Mein Irrthum war, daß ich so spät von hinnen **)
Zum Himmel sah. Was ich in Fried' und Freude
Vergaß, drängt Krieg und Sturm nun zu beginnen.

Er fördert seine Seele auf, die trügerische Weisheit der Erde zu vergessen und das Kreuz zu umfassen, das allein nicht trüge:

Seele, voll Schwäch' und Qualen ***),
Die du begreifst und schaust vielfält'ge Dinge,

---

*) Aus dem Sonett: Padre del cielo, or ch'atra nube etc. nach der Lesart:

Deh prie, ch'il verno queste chiome asperga
Di bianca neve, o di sì breve giorno
Copran tenebre eterne il debil lume;

Dammi, ch'io faccia al tuo cammin ritorno,
Come sublim augel, che spieghi ed erga
Da vil fango palustre al Ciel le piume.

**) Aus dem Sonett: La vita è duro agone, in cui se'l santo etc.

***) S. Canzone: Alma inferma e dolente etc.

So Erd' als Meer und ſchöne Himmelsringe,
Bald Drachen und bald Leuen,
Centauren, die in Flamm' und Gold ſich mahlen,
Und Stier und Bär und andre glühe Strahlen,
Von Bild zu Bilde zichſt, dich dran zu freuen, —
Lenke zu ſichrern Zeichen
In Himmels ſel'gen Reichen
Die Sinne, die dir Unglück prophezeien,
Heut, da aus jenen Sphären
Blinkt ſchmachtend Licht, ein Strahl getrübt von Zähren.

Mit der zum klarſten Bewußtſein gelangten Überzeugung von der unendlichen Erhabenheit des Göttlichen über alles todte Wiſſen der Erde ruft er an einer andern Stelle aus:

Wie mannigfalt'ge Höh'n von todtem Wiſſen *)
Von ſchwacher Kraft und eiteler Beſchäft'gung
Lieben die Thoren immerdar und Böſen!
O irrer Geiſt, zum Abgrund hingeriſſen,
Bald Menſch, bald Engeln nah, — zu ſchöner Kräft'gung
Iſt hier ein heilig Muſter die erleſen.
Beweine hier die Tage, ſo geweſen,
Da ſieche Kraft du übteſt,
Olymp und Oſſa liebteſt!
In frommen Thränen laß dein Herz geneſen!

Noch ſtehe hier ein Stabat mater unſers Dichters. Wie der alte lateiniſche Kirchengeſang, nach Tieck, zu einer Zeit entſtanden iſt, „als die Menſchen kein Genügen mehr

*) Aus der Canzone: Ecco fra le tempeste e i fieri venti etc.

fanden an dem, was ſie um ſich geſchehen ſahen, als die Hoffnung auf weltliche Kraft ihnen entwich und die Vernunft ihnen keinen Troſt mehr darbot", ſo möchte auch die erwähnte Nachbildung dem ſpätern Leben unſers Dichters angehören, wo ihm nach einem mühſelig durchkämpften Daſein nur noch eine Freude, die Freude bußfertiger Thränen anſtand.*). Ich theile die Überſetzung derſelben mit, wohl wiſſend, daß ſie nur ein ſchwacher Nachhall des klangreichen italieniſchen Geſanges iſt, auf den ich den der Sprache Kundigen verweiſe:

Es ſtand am Kreuz' und ſchaute **)
Die Mutter auf durch Thränen
Nach ihm, der droben hing, dem lieben Sohne.
Wohl quollen herbe Laute
Und ſchmerzenvolles Stöhnen,
Wie ſie die Seit' und blut'ge Dornenkrone
Und unter Schmach und Hohne
Des Theuren Blut betrachtet
Rinnend aus tiefer Höhle.
Und Schmerz durchbohrt die Seele,
Die ſich betrübt und weinet und verſchmachtet.

*) Eine Nachbildung des ſchönen alten Hymnus, die die fromme Kindlichkeit des unbekannten Dichters mit der ſüßen Wehmuth des ſpätern Tonſetzers gleich glücklich vereinigte, iſt nur einmal gelungen in dem ſeelenvollen Stabat mater unſers Tieck, aus welchem die Süßigkeiten reinſter Jesusliebe mit allem Zauber einer verborgenen Himmelsmuſik in kindlichen Lauten zu Ohr und Herzen tönen.

**) S. d. Canzone: Stava appresso la Croce etc.

O Mutter grauumfangen,
Mit feuchten, trüben Wangen!

In Weh und Kampf der Liebe
Ein ſchwankes Rohr zu achten,
Bedenket ſie des Sohnes bittre Plagen.
Weß Menſchen Augen bliebe
Trocken bei ihrem Schmachten
Und bei dem Tod, den Er für uns ertragen?
Wer könnte ſich entſchlagen
Der Thrän' in ſeinem Leiden,
Da wo Maria klaget
Und Jeſus ſtirbt und zaget
Und bittre Martern trägt vor ſeinem Scheiden?
Weil ihre Thräne fließet,
Wo Er ſein Blut vergießet.

Es ſieht, es ſieht die Mutter
Den Sohn in ſeinem Dulden,
Wie Blut und Schweiß ihn purpurn überthauen,
Es ſieht die fromme Mutter
Durch frechen Pöbels Schulden
Zerfleiſcht den Sohn, troſtlos in Todesgrauen,
Mit ſchwerumwölkten Brauen;
Vernimmt es, wie er reichet
Den Geiſt in Vaters Hände.
Es ſpalten ſich die Wände,
Die Erde zittert und die Sonn' erbleichet,
Und nächt'ge Finſterniſſe
Decken der Gräber Riſſe.

Mutter, o Born der Minne,
Wo aufhört alles Haſſen,
Die himmlab du thauſt ſo viel des Süßen!
Laß deinen Schmerz mich inne
In vollſter Stärk' erfaſſen
Und Thränen ſonder Maaß und Zahl vergießen;
In Liebe laß zerfließen
Mein Herz und ſich verzehren
In lichter Funken Schimmer,
Ihn einzig liebend immer,
Nach ihm allein all' meine Flammen kehren!
In meine Seele grabe
All' ſeiner Wunden Labe!

Gieb, daß den Kummer deſſen,
Der hier für mich beſtanden
Den Tod, daß ſeiner Streiche Laſt ich theile!
Laß nimmer mich vergeſſen
Sein, der aus Satans Banden
Empor geriſſen mich zu ew'gem Heile!
So lang ich nieden weile,
Laß wahrhaft ſein die Thränen,
Wahrhaftig meine Schmerzen,
Und mich mit reinem Herzen
Dir folgen und mit dir am Kreuze lehnen!
Laß mich in deinen Wehen,
Maria, bei dir ſtehen!

Der leuchtenden Jungfrauen
O leuchtendſtes Exempel,
Maria, wolle huldreich mein gedenken!

Von ſeiner Wunden Grauen
Präge den ſüßen Stempel
Der Fürſt mir auf, deß Winke Himmel lenken!
Die Schmerzen, die mich kränken,
Von Liebesrauſch durchglommen,
Und eigenes Verſcheiden
Mög' er in mir erleiden,
Von dir beſchützt, wann letzter Tag gekommen!
Zum Schirm ſei' mir und Schilde
Das Kreuz im Kampfgefilde!

Stirbt auch, o Lied, mein ſchwacher Leib; der Himmel
Wird einſt dem Geiſt beſcheeren
Palmen und ew'ge Ehren.

Ich füge dem bisher Geſagten noch einige allgemeinere Bemerkungen bei.

Von der romantiſchen Anſicht der Dinge iſt, was auch der treffliche nun vollendete Solger dagegen ſage, eine gewiſſe Wehmuth unzertrennlich. Der Menſch hat ſein Paradies verloren, und nur die Ausſicht auf ein fernes Land der Sühne und der Vergeltung vermag ihn zu tröſten. Ich darf mich in einen Gegenſtand nicht tiefer einlaſſen, der mich leicht verführen könnte, die Grenzen zu überſchreiten, die mir hier gezogen ſind. Genug, auch in Taſſo finden wir dieſe Wehmuth wieder, die, wie ein Nebel, den eine verborgene Sonne vergoldet, über die Mehrzahl ſeiner Gedichte ſich ausbreitet. Ungeachtet die bereits mitgetheilten Proben weitere Belege

faſt überflüſſig machen, ſtehe hier noch ein Bruchſtück aus einer herrlichen, aber leider unvollendet gebliebenen Canzone *):

Die hohe Eiche **) — — — —
— — — — —
Breit' um mich ihren Schatten!
Der wirthlich heil'ge Schatten, welcher ſpendet
Jedem in ſeiner Friſche Raſt und Pflege,
Nehm' in ſein Dunkel mich, daß mich die blinde
Grauſame Göttin nicht erſeh' und finde,
Die blind mich dennoch ſieht, ob Thalgehege,
Ob Bergeshöhn ich mir zur Flucht erſpähe,
Ob durch die Nacht ich gehe,
Und unerkannt auf einſam finſtrem Stege,
Die ſo viel Augen, ſcheint's, mich zu entdecken,
Als Pfeile hat, mit Wunden mich zu ſchrecken.
Ach! ſeit ich Luft und Leben
Zuerſt geathmet, ſeit mein Auge offen
Dem Licht, das mir nur heiter nie zu finden,
War ich zum Ziel gegeben
Der Grauſamen, und trug, von ihr getroffen,
Wunden, die kaum durch längſtes Leben ſchwinden.
Glorwürdige Sirene mag es künden;
Denn meine Wiege ſtand an ihrem Grabe ***).

*) O del grand' Apennino etc. Gedichtet 1578.

**) Der Herzog von Urbino, der eine Eiche in ſeinem Wappen führte und an deſſen Hofe ſich Taſſo damals aufhielt.

***) Nach der Sage befindet ſich das Grabmal einer Sirene in der Nähe von Sorrento, der Vaterſtadt unſers Dichters.

O daß beim erſten Streich ich Grabesſtätte
Dorten gefunden hätte!
Doch vom Geſchicke ward, ein kleiner Knabe,
Dem Mutterbuſen grauſam ich enthoben **).
Der Küſſ' ach! denk' ich ſeufzend noch im Herzen
Der thränenfeuchten, denke noch mit Schmerzen
Feur'ger Gebete, die im Wind zerſtoben.
Denn nie mehr ſollt' ich Aug' in Aug' ihr blicken,
Nie mehr mich an ſie drücken,
Von Mutterarmen eng und feſt umwoben;
Dem Vater, gleich Camillen und Askanen,
Folgt' ich, dem Irrenden, auf irren Bahnen.

Es kann ſich ereignen, daß, wie oft die tiefſte Trauer in ein ſeltſames Lachen ausbricht, auch jene Wehmuth zu einem Schmerz ſich ſteigere, dem der Übermuth des Scherzes näher liegt, als die Thräne. Auch von dieſem Lachen des Jammers — wenn der Ausdruck vergönnt iſt — findet ſich in Taſſo's Gedichten ein rührendes Beiſpiel.

Es geſchah einſt während der Gefangenſchaft des Dichters (im J. 1579), daß zwei Katzen des St. Annen Hospi-

*) Taſſo's Vater, mit dem Fürſten von Salerno, Ferrante Sanſeverino geächtet, kam 1554 nach Rom. Er wünſchte die Seinigen um ſich zu haben; aber ſeine zu Neapel zurückgebliebene Gattin erhielt von ihrer ſtolzen Familie die Erlaubniß nicht, das Schickſal ihres Gatten zu theilen. Torquato allein, damals 10 Jahr alt, wurde ihm zugeſendet. Er ſah die Mutter nie wieder. Das Sonett, worin er von ihr Abſchied nahm, iſt leider verloren gegangen.

tals, in welchem er eingekerkert war, ihre glänzenden Augen auf ihn richteten. Da ſchrieb er folgendes Sonett:

Wie, wenn der Sturm aufwühlt des Meeres Auen *)
Und Wogen rauſchend ſteigen, rauſchend ſinken,
Nach jenen Sternen, die am Pole blinken,
Durch finſtre Nacht die müden Lootſen ſchauen;

So ſeh' auch ich dahin in meinem Grauen,
Wo deine frommen Lichter, Kätzchen, winken,
Und wie zwei Sterne will es mich bedünken,
Als müßt' ich ihnen mich im Sturm vertrauen.

Ein zweites Kätzchen ſeh' ich, und nun wieder
Däucht mir, als ſäh' ich groß und kleine Bären.
Kätzchen, ihr meine Fackeln! liebe Kätzchen!

Behüte Gott vor Schlägen eure Tätzchen!
Mög' euch mit Fleiſch und Milch der Himmel nähren!
Nur leiht mir Licht zum Schreiben dieſer Lieder.

Nachdem ſo an Beiſpielen gezeigt worden, wie die weſentlichſten Beſtandtheile der romantiſchen Poeſie ſich auch in Taſſo's kleineren Gedichten, als Wiederſchein ſeines innern Lebens vorfinden, bliebe hier noch zu unterſuchen übrig, in wiefern dieſer Geiſt nicht minder in den von ihm gebrauchten Formen ſich kund thue, wenn nicht der Umſtand, daß dieſe

*) Come nell' Ocean, s'oscura e'nferta etc. Die Venediger Ausgabe ſämmtlicher Werke hat dies Sonett ohne Grund wie mich dünkt, unter die Gedichte von zweifelhafter Aechtheit verwieſen.

Formen, als ſtehende Muſter von Alters her gegeben und durch das Anſehen früherer Meiſter geheiligt, bedeutende Abweichungen und Umänderungen nicht zuließen, uns einer ſolchen Unterſuchung überhüben. Gleichwohl darf nicht verkannt werden, daß in dem Gebrauche dieſes Gegebenen ſich nur ſelten der freie, ſelbſtändige Geiſt verläugnet, der unſern Dichter überaus hoch ſtellt in einer Zeit, wo die Meiſten lediglich das bereits Vorhandene ſich anzueignen und die eignen Werke den glänzenden Muſterbildern einiger erhabenen Vorgänger anzuähnlichen trachteten.

Taſſo benutzte die petrarkiſchen Sonetten- und Canzonenweiſen, ohne ſich an ſie ausſchließlich zu halten. Mit einem tiefen Blicke in das Weſen jener Dichtarten *) nahm er dankbar auf, was ihm Andere, wie Dante und Lino da Piſtoja, Brauchbares darboten, ja vielleicht war eine von ihm, ſo viel ich mich erinnere, nur einmal gebrauchte Canzonenform ſeine eigene Erfindung **).

Und ſo ſei mir denn zum Schluſſe noch folgende allgemeine Bemerkung erlaubt:

---

*) Sehr gehaltreiche Unterſuchungen über Art und Bedeutung der verſchiedenen möglichen Formen des Sonetts finden ſich in dem zu wenig bekannten Dialoge: La Cavalletta ovvero della poesia toscana, einem Geſpräche, das allen denen nicht genug empfohlen werden kann, die da wähnen, es gäbe für den Sonettendichter außer den Petrarkiſchen Weiſen kein Heil.

**) Mit fortlaufendem refrain. S. die Canzone: Alma inferma o dolente etc. von der wir oben die erſte Strophe in der Ueberſetzung gegeben.

Bei der groſsen Anzahl der lyriſchen Gedichte Taſſo's, von denen ſo manches — nicht Gelegenheitsgedicht war; denn welches iſt das nicht? wohl aber — der Gelegenheit zu Liebe mehr gemacht, als frei-künſtleriſch gebildet ward und die meiſt wohl auch alle der ſpätern Überarbeitung entbehrten, darf es nicht Wunder nehmen, daß viele an Stoff oder Form oder in beiden minder befriedigend erſcheinen, oder daß andere, in denen ſich bekannte Gedanken und Versarten wiederholen, nur als Übungsarbeiten nach guten Muſtern ſich ausweiſen. Es verſteht ſich aber auch von ſelbſt, daß hier, wo lediglich von dem die Rede war, was der Dichter zu leiſten vermochte und in der That auch leiſtete, nur an das Trefflichſte gedacht werden konnte. Was aber von Taſſo's Gedichten auf dieſen Namen Anſpruch machen kann, iſt, welches auch die Form ſei, mit der es der Dichter bekleidet hat, ohne Widerrede durch und durch eigenthümlich, der freie Erguß eines reichen und ſchönen Gemüths. Hierzu kommt, daß kaum ein italieniſcher Dichter vor und nach ihm die geheimen Zauber der Sprache ſo zu benutzen verſtand, wie er, ſo daß das ſanfteſte und zarteſte, eben ſo wie das ſtärkſte Gefühl bei ihm ſicher iſt, den ihm angemeſſenſten Ausdruck zu finden. Wie ſanft gleiten ihm die Worte dahin, wenn er die Süßigkeiten der Liebe mahlt; wie weich ſchwimmen ſie, Thränen gleich, ans Herz, wann er ihre Schmerzen ſchildert; wie pomphaft-erhaben tönen ſie, wann es dem Ruhme der Helden und dem Lobe der Mächtigen auf Erden gilt, und wie hallen ſie endlich ſo majeſtätiſch und feierlich, wann er auf Flügeln der Andacht ſich zum Vater des Himmels emporſchwingt, oder die Heiligen in ſeiner Kirche in frommer Begeiſterung preiſet!

So ſei uns denn, du liebender, tapferer und frommer Sänger, auch in deinen kleinern, der Begeiſterung eines für alles Schöne, Gute und Groſſe erwärmten Herzens entquollenen Liedern willkommen! Wen dein Jeruſalem dir zum Freunde erwarb, wer mit menſchlicher Theilnahme den Gang deines trüben Lebens verfolgte, wem neben dem Dichter auch der Menſch noch etwas gilt, wer Sinn hat für das Schöne in ſchöner Geſtaltung, der wird über dem Wundergewächs deines größeren Gedichts die kleineren, faſt vergeſſenen Blumen deines Gartens, die Kinder deiner zarteſten Pflege nicht länger verkennen und ihnen die Liebe zuwenden, die Wenige in einem Maaße verdienten, wie du, als Lohn für viele ſeltene Gaben, als Erſatz für ein unruhvolles, ſchwerbelaſtetes Daſein!

Dresden.

Karl Förſter.

Die deutſchen Frauen im Mittelalter.

Die ehrerbietige Achtung und Verehrung, welche das Frauengeſchlecht während der blühendſten Zeit des Ritterthums genoß, die glänzende Verherrlichung, die ihm an den Höfen der Fürſten, wie im ſtilleren Kreiſe ritterlichen Burgen, bei Turniren und Feſten wie bei religiöſen Feiern, in anmuthigen Liedern gefühlvoller Singer und Dichter, und in der ſchwärmeriſchen Anbetung liebebegeiſterter Herzen zu Theil wurde, hat in unſern Tagen bei vielen die falſche Anſicht erweckt, als ob die Frauen der deutſchen Vorzeit, in romantiſche Schwärmerei aufgelöſt, ausſchließlich nur einer poetiſchen Gemüthswelt zu leben, Sinn und Muße gehabt hätten. Wer indeß die Lebensweiſe jener Zeiten genauer erforſcht, wie die Frauen in ihrer häuslichen Zurückgezogenheit im einſamen Gemach jede Stunde, ſo ihnen die Sorge des Hausweſens übrig ließ, in Andacht und Gebet oder mit kunſtreicher Arbeit am Webſtuhl, ſeltner mit Geſang oder Saitenſpiel, hingebracht, und wie ſie, auf jede reichere und vielſeitigere Geiſtesbildung verzichtend, blos den ſtilleren Pflichten der Gattenliebe und frommer Kinderzucht gelebt, dem könnte das Frauenleben jener Zeit, im Vergleich mit dem unſeren, arm und einförmig, ja vielleicht in einer Sprödigkeit erſcheinen, die gegen die anmuthigen Schilderungen neuerer Darſteller der Vorzeit herb genug abſtechen möchte. Und doch war das damalige Leben der Frauen ſo unendlich reich an Innerlichkeit. Nur konnte bei der ganzen Richtung des Zeitalters, die innere Tiefe des weiblichen Gefühls und Gemüthes ſich wohl nur ſelten in jener leichten

und anmuthigen äuſsern Form offenbaren, die in unſern Tagen ſo gern als höchſtes Ziel geſelligen Umgangs und vollendeter Durchbildung betrachtet wird. Dafür indeß entwickelten und entfalteten ſich tief im Innern tauſend ſchöne Keime, aus denen nachmals jene holden Frauentugenden hervorblühten, die eine dauernde Grundlage häuslicher und öffentlicher Zucht und Sitte bildeten, und ſelbſt jetzt noch, wo der ſchöne Frühling längſt dahin iſt, in den Liedern der Dichter und in der tiefen Sehnſucht des Geſchlechts fortleben.

Wenig wiſſen wir von der frühſten Jugendbildung und Erziehung der Mädchen und Jungfrauen. Wohl wurden ſie früh ſchon, nachdem ſie dem kindlichen Spiel mit den Tokken *) entwachſen waren, unter Anleitung der Mütter im Spinnen, Weben, Wirken, Gewänderſchneiden, und in jeglicher weiblichen Arbeit und Kunſt unterwieſen, doch ward es wohl nur wenigen ſo gut, in der Schule eines weiſen Pfaffen im Leſen und Schreiben, oder wohl gar in der ſüſsen Kunſt des Geſanges und Saitenſpiels **), oder im Dichten zierlicher Briefe und Lieder unterrichtet zu werden, wie die alte Sage von der jungen Blankflore und ihrem Geliebten erzählt:

An ir Döfelin ſin ſchriben
Von den Blumen, wie ſin ſprungen,
Von den Vogeln, wie ſin ſungen,
Von Minnen vil und anders nicht,
Daran was gar ir Gedicht ***).

*) Ottokar's Chronik. Kap. 174. **) Triſtan. V. 7585.

***) Flore und Blantſcheflure. V. 819.

Indeß konnte Lesen und Schreiben bei edlen Frauen und Jungfrauen auf keinen Fall etwas ganz ungewöhnliches sein, da ihnen so oft zärtliche Lieder und Briefe zugeschickt wurden, und nicht selten auch zierliche Antwortsschreiben von ihrer Hand erwähnt werden *). Bei reiferem Alter nahmen sie sehr bald an jedem häuslichen Geschäft der Mütter Theil. Das Weben, Bereiten und Anfertigen der Gewänder für ihren eigenen und der Männer Bedarf war ihnen ausschließlich zugeschieden, und mag von ihnen, wenn man den alten Erzählungen glauben darf, bis zu einem hohen Grade kunstreicher Vollendung ausgebildet worden sein. In edeln und hohen Häusern schnitt die Tochter des Hauses wenigstens die Gewänder zu, die sodann von den dienenden Jungfrauen und Mägden zubereitet und fertig gemacht wurden **). Selbst wenn bei Bewirthung fremder und lieber Gäste die Hausfrau im Speisezimmer an der Tafel erscheinen mußte, vertrat die Tochter unterdeß ihre Stelle im Hauswesen, und blieb im Nebengemach bei den Kindern sitzen, „da si von rechte saß" ***).

Bei so großer Zurückgezogenheit mußte freilich der Anblick schöner Jungfrauen für Männeraugen damals etwas weit selteneres sein als in unsern Tagen, und die Dichter der alten Zeit unterlassen daher auch nie bei Beschreibungen festlicher Turniere und Feierlichkeiten die Zahl und Schönheit der edlen Fräulein und Frauen zu preisen, deren Erscheinung das Fest verherrlichte. Außerdem sah man sie nur zuweilen

*) Lichtenstein, Frauendienst S. 14. 48.

) Nibel. L. V. 1411. 6. *) Nibel. L. V. 6702.

am Fenſter, oder im Münſter während der Meſſe, — wo die Frauen ein abgeſondertes Geſtühl hatten *), das ſie indeß vor neugierigen und verliebten Blicken junger Männer nicht ſchützte **) — ſeltener im Grünen beim ländlichen Reigentanz unter der Linde oder beim Luſtwandeln ***). Der Winter machte gewöhnlich jedesmal auch dem ein Ende. Dann verbargen ſich die holden Frauen ins warme Zimmer und ließen ſich nicht mehr im Freien ſehn; ſie bargen Bruſt, Nacken und Antlitz in weiches Pelzwerk, vertauſchten ihr leichtes halbdurchſichtiges Leinengewand gegen ſchwerere und dichtere Kleidung, und Hände und Arme waren verhüllt †). Daher denn auch die allgemeinen Klagen der Minneſänger über des Winters Ankunft, der nicht blos die Sommerane entfärbe und den Wald ſeines luſtigen Grün's beraube, ſondern auch ihnen den Anblick der holden Frauen entziehe. Mädchen und Jungfrauen wußten indeß auch wohl zur Winterzeit an Feiertagen oder an frohen Abenden in geräumigen Gemächern die Zeit unter ſich angenehm hinzubringen, bald mit Bikelſpiel, bald mit Tänzen, beſonders mit dem Kovenanz. Schade, daß die Beſchreibung ſolcher Wintertänze, die uns Nithart (II. 76 — 77) und Burkhart von Hohenvels (I. 83.) geben, für uns ſpäter Lebende ſo dunkel und unverſtändlich iſt. Doch kaum war der Frühling wiedergekehrt, ſo ſah man auch die

*) Nibel. L. 1212. **) Frauendienſt S. 134—135.

***) Ueber die Frühlings- und Reigentänze der Mädchen im Mittelalter iſt Alles aus den alten Dichtern vollſtändig geſammelt von Chr. A. Peſcheck in Büſching's Nachrichten II, S. 218.

†) Hadloub. Maneſſ. S. II, 195. ff.

Frauen alsbald im Würzgärtlein luſtwandeln, wo ſie Roſen, Blumen und duftende Kräuter brachen *), oder auch im Baumgarten, wo ſie manche ſchalkhafte Blicke mit jungen Männern wechſeln mochten:

Es iſt ougen wunne, hort,
So man ſchone frowen ſament
In den boumgarten ſiht gan;
Do hoert man ir ſenften wort,
Wan ſi ſich ſo wiblich ſchament,
So ir achtent junge man;
Man ſiht da an in ſo los geberde,
Das der manne ſin wirt froelich gar **).

Die jüngeren Mägdlein begannen unterdeß, wieder mit den Knaben im Freien beim Schall der Pfeifen, Geigen und Sumbern ***) und mit bekränzten Locken ihre Reihentänze, oder auch ihre Ballſpiele, wobei es weder an luſtiger Kurzweil, noch an Scherz und loſen Neckereien fehlte, wie man aus Nitharts (II. 79.) Schilderung eines ſolchen Frühlingsſpieles ſehen kann. Ängſtliche Mütter ſahen dies freilich ungern, ließen ihre Töchter weder gern zum Tanz, noch auch in den Baumgarten gehn, oder warnten ſie wenigſtens, dort weder den Reden junger Männer ihr Ohr zu leihen noch auch gar etwa mit ihnen Blumen leſen zu gehen, weil gar leicht aus ſolcherlei Umgang die Wiege nöthig werden könnte. Half dies nichts, ſo verſchloſſen ſie ihren Töchtern wohl im Schrein

*) Burkart v. Hohenvels I, 83.

) Hadlaub. II, 193. *) Sacki. II, 58.

die feſtlichen Tanzkleider, um ſie von jedem Ausgang abzuhalten *).

So ſehr indeß die jungen Mädchen und Fräulein damaliger Zeit vor Männeraugen gehütet und bewacht wurden, ſo wußte doch die Liebe auch dafür guten Rath, und junge Männer ſuchten entweder durch weibliche Verwandte Liebesbekanntſchaften anzuknüpfen **), oder die Geliebte in der Meſſe zu ſehen und während des Gottesdienſtes verliebte Blicke mit ihr zu wechſeln ***), oder ihr heimlich durch überſandte Briefe, Lieder und Botſchaften ihre Liebe kund zu thun †), die denn wohl erwiedert wurden; ja Hadloub wagte es ſogar, in ein Pilgergewand verkleidet, ſeiner Geliebten in der Morgendämmerung, da ſie eben aus der Frühmette kam, nachzuſchleichen und ihr vermittelſt eines Hakens einen Brief hinten ans Kleid anzuhängen ††).

Beſonders aber wurde die Vorliebe, womit Frauen und Jungfrauen zum Zeitvertreib kurzweilige Bücher oder anmuthige Lieder zu leſen pflegten, von jungen Männern und Rittern fleißig benutzt, um ihnen Geſchenke dieſer Art in die Hände zu ſpielen. Die Büchlein wurden dann äußerlich ſchön geſchmückt; und man ließ ſie wohl gar in grünen Sammt mit Gold binden, und mit Schlößchen in Geſtalt zweier kleiner Händchen, wie Ulrich von Lichtenſtein, da er

*) Mithart. II. 75. 80. 84—85.

**) Frauenb. 6—7.

***) Frauenb. 15. 134—135.

†) Frauenb. 7. 70—172.

††) Johann Hadloub. II. 185.

ſeiner Geliebten ein Bändchen Lieder von ſich überſandte *); welches dann die Empfängerin gelegentlich dadurch erwiederte, daß ſie ihm, da er zu Botzen krank lag, vier Büchlein überſchickte mit dem Andeuten: da ſollt ihr Eure Weile mit kürzen, denn es iſt gute Ritterſitte zu leſen, was ſchon zuvor biedre Männer um werthe Frauen gethan haben **).

Unſtreitig war ihnen aber doch nichts lieber, als die zur Feier ihrer eignen Reize auf ſie gedichteten Lieder, oder die Liebesgeſänge ihrer Verehrer und Geliebten. Die nahmen ſie, laſen ſie mit funkelnden Augen, minniglich lächelnd und froh ***). Auch laſen ſie gerne ſolche Lieder, wenn ſie auch nicht an ſie ſelbſt gerichtet waren †).

Die Geliebte Rudolfs von Rotenburg bat ihn einſt beim Scheiden, ihr die Lieder ſeiner Sehnſucht zu überſenden. Nun wußte er nicht, durch wen er ſchicklich ihren weißen Händen dieſelben übergeben werde. Doch er wollte lieber Tauſende ſchicken, ſeinen ſüßen Sang zu überbringen, um vielleicht einen Habedank zu erringen ††). Ulrich von Lichtenſtein ſpielte der Geliebten ſeine Lieder durch ſeine Niftel in die Hände. Einmal gab man ihr ein Büchlein mit Liebesgeſangen, als ein Abendgebetbuch. Die Süße nahm das Büchlein und wähnte, daß ein Gebet darin ſtünde; ſie ſchaute es an, hier und dort, und fand eine ſüße Rede darin

*) Frauend. S. 70.

**) Frauend. S. 54.

***) Frauend. S. 149.

†) Frauend. S. 207.

††) Rotenburg. I. 34.

geſchrieben *). Doch ſie ſchickte es zurück mit der hereingeſchriebenen Bemerkung:

Wer wünſcht, was er nicht ſoll,
Der hat ſich ſelbſt verſaget wohl **).

Eine ſolche Liederſendung war freilich die beſte Liebesverkünderin, und muſte deſto tieferen Eindruck machen, wenn der ſie überbringende Diener gar im Stande war, die Lieder lieblich vorzuſingen ***). Daß Männer, die freilich meiſt den Waffen gelebt hatten, nicht im Stande waren, ſo fertig zu leſen und zu ſchreiben, als die Frauen, davon ſind merkwürdige Belege im Frauendienſt, wo der Ritter etwas von ſeiner Geliebten Geſchriebenes zehn Tage ungeleſen laſſen muſte, ſo lieb er es auch hatte, bis ſein Schreiber kam †).

Für ein ganz beſonderes Zeichen der Frauengunſt galten im Mittelalter die goldnen Fingerlein (Ringe). Einen Ring von der Geliebten zu erhalten, war eine ſehnlich erwünſchte Freude, und die Gabe ſelbſt war ein köſtlichſtes Kleinod.

Lieber hete ich von ir lone
Niht, wan ein kleines vingerlin,
Danne das rich und ouch die krone
Mit der fürſten willen were min ††).

*) Frauend. S. 20. **) Frauend. S. 33.

***) Marner II. 101. Rotenb. I. 34. Frauend. S. 60. 65.

†) Frauend. S. 38. 100. 101. 113. 116.

††) Rud. v. Rotenb. I. 33.

Denn solche Geschenke wurden als Wahrzeichen der Liebe angesehen, zumal wenn die Frauen diese Ringe selbst getragen hatten. „Sie ist euch hold", heißt es in Ulrichs von Lichtenstein Frauendienst, „das hat sie Euch wohl erzeiget, daß sie von ihrer linken weißen Hand Euch das Fingerlein gesendet hat; das soll das Wahrzeichen ihrer Liebe sein" *). — In solchen Ringlein war etwa ein Rubin, so roth, wie ein süßer Frauenmund **)

Indeß mochte wohl sehr viel dazu gehören, von einem verständigen und ehrbaren Mädchen einen Ring zu bekommen:

Wenniger swüre wol, der nu hie bestat,
Er hete allen sinen willen mit den wiben.
Geloube er mir, das es so lihte niht zergat,
Wil er die, dâ sinne und ere hat! —
Weis Got, gutes wibes vingerlin
Das sol niht senfte nu z' erwerbene sin ***).

Mütter gaben bisweilen ihren Söhnen, und scheidende Männer ihren Frauen beim Abschied einen Ring zum Andenken †). Doch finden sich sonst eben nicht Beispiele, daß Männer an Frauen Ringe verschenkt hätten. Man sandte verehrten Frauen wohl eher gelegentlich ein kunstreiches goldenes Heftlein, Gürtel, Schapel, seidnes Röcklein oder

*) Frauend. S. 124. **) Frauend. S. 6. 114.

***) Reimar d. A. 1, 72.

†) Lohengrin S. 181. Flor und Blankfor. 2856.

Riſen (Schleier), als Zeichen der Liebe oder des Wohlwollens *); und dieſe ſchenkten dafür dem ſcheidenden Geliebten etwa ihr Nadelbein **) oder andere Kleinigkeiten ***) zur Erinnerung †).

Was Kleidung und Tracht der altdeutſchen Frauen betrifft, ſo mochte wohl ſchon damals die Pracht- und Putzliebe bisweilen alle Grenzen überſteigen. Zwar beſtand die gewöhnliche Frauenkleidung nur aus einem einfachen Rocke, der das drunter liegende Linnenhemde barg, und der durch den Gürtel und die Fürſpange vorn an der Bruſt zuſammengehalten, oberhalb aber durch einen umgeworfenen Mantel überdeckt wurde, während das Haupt blos mit einem Riſen (Schleier) und einem einfachen Schapel oder Seidengebände geſchmückt war ††); indeß um ſo manigfaltiger und koſtbarer waren die Kleider, worin ſie bei Feſtlichkeiten glänzten. „Als meine Ankunft den Frauen zu Wien geſagt war," erzählt Ulrich von Lichtenſtein in ſeinem Frauendienſt (S. 123).

*) Frauend. 100. 111. **) Johann Hadloub. II, 136.

***) Flor und Blanſſtorr. 2383.

†) Unter Männern und im ritterlichen Leben hatten die Ringe eine ganz andere Bedeutung, indem beim Tioſt und Turnei der Beſiegte gewöhnlich ſeinem Ueberwinder ein goldenes Ringerlein zu überreichen pflegte (Frauend. S. 121. 127. 131. 138.), — vielleicht eine halberloſchene Erinnerung an die rauhere Sitte der Vorzeit, wo der Ueberwundene ſich nur durch Gold und Gut aus harter Gefangenſchaft erlöſen konnte. (Vgl. Nibel. V. 1269)

††) Reinmar v. Zw. II, 126.

„da ward manches köſtliche Kleid angelegt, jegliche hatte den Neid, daß ſie ſich beſſer als die andern kleiden wollte; denn Frauen mögen jung oder alt ſein, ſo haben ſie gern viel Gewandes, will es auch manche nicht gern tragen, ſo freut ſie doch der Beſitz, daß ſie nur ſagen kann: wenn ich wollte, ich könnte mich wohl viel beſſer kleiden als dieſe und jene.“ Auch wird ſehr häufig erwähnt, wie die Frauen vor Feſttagen, Hochzeiten, oder vor der Ankunft fremder Gäſte, die köſtlichſten Gewänder aus Laden und Schreinen hervorſuchten, ihren Leib, Anveſicht und Haar, zierlich herausſchmückten, und ſelbſt der Schminke *) nicht verſchmähten, um ihre Farbe zu erhöhen. Trug doch ſelbſt die edle Frau, welcher Ulrich von Lichtenſtein huldigte, da ſie den Ritter in ihrer häuslichen Putztracht empfing, über dem Hemde eine ſcharlachene Suckenie (Rock) mit Hermelin gefuttet, oben darauf einen grünen Mantel, und drunter eine Kürſe, die einen mäßigbreiten Überfall hatte **). Ulrich ſelbſt aber, da er auf einer abentheuerlichen Fahrt als Königinn der Minne verkleidet zu Roß das Land durchzieht, trägt folgende koſtbare Frauentracht, die er ſich in Venedig hiezu hatte machen laſſen: einen weiß ſammetnen Mantel, drunter ein ſchöngefaltetes Röcklein von weißem Tuch, welches ein goldbeſchlagener Gürtel unter der Bruſt, und ein goldnes Heftlein über dem Buſen zuſammenhielt, drunter ein weißes Hemde mit Frauenermeln und ſeidenen Handſchuhen; oben auf dem Haupte aber einen perlenbeſäeten Pfauenhut, und drunter eine Haube, aus wel-

*) Nibel. L. B. 6625. ff. u. a. O.

**) Frauend. S. 162.

cher zwei lange braune künſtlichgeflochtene und mit Perlen umwundene Haarzöpfe bis an den Gürtel herabhingen *). — In fürſtlichen Häuſern trugen die Frauen koſtbares Pelzwerk und Stoffe, die in Welſchland, Kärlingen, Flandern, beſonders aber in Venedig eingekauft oder verfertigt waren **), oder gar arabiſche Seidengewänder und koſtbare Stoffe aus dem fernen Azagarch, Ferrans, Marrok, Zazamank, und anderen reichen Handelsſtädten des heidniſchen Morgenlandes ***). So trug die Tochter des Markgrafen Otto von Brandenburg am Tage ihrer Vermählung zu Wien mit dem Ungarfürſten Bela (im J. 1261.), einen Rock aus koſtbarem Stoffe von Tyrant (Tyrus?), worauf allerlei kleine Bienen aus arabiſchem Golde geſäet waren, ihre Bruſt deckte eine nicht minder koſtbare Fürſpange, ihre Hüften umfing ein reicher, mit goldenen Spangen verſehener Gürtel, oben darüber hatte ſie einen prächtigen Mantel geworfen, der zu Nachſik (?) gewirkt und in welchen kunſtreiche Gebilde aus Gold gewoben waren; er glänzte von manchem Edelſtein, war mit ſeerweißem Hermelin gefuttert, und eine Leiſte von Perlen lief an ihm hinab. Ihr weißer Nacken war in ſchwarzbraunen Zobel eingehüllt, und die blonden Ringellocken ihres Hauptes deckte ein Schapel, ſchöner und theurer als die Krone eines Königs von England †).

Ferner gehörte es zum Prunk der Frauen, in ihrem Gemach bunte Sittige in gläſernen Käfigen ††), oder auch

*) Frauenb. S. 84. 87. 90. 92. **) Ottokar. Kap. 1636. 1637.
***) Nibel. 2. B. 1462. 1469. 1770. 2319.
†) Ottokar v. Horneck. S. 80. ††) Kriſtan v. Hamle. 1, 46.

Staare zu hegen, welche die menſchliche Stimme nachzuäffen abgerichtet waren *). Manche mochten wohl ſelbſt ein Schooßhündlein zu ihrer Kurzweil ſich halten; wenigſtens macht die Geliebte Ulrichs von Lichtenſtein ihrem Ritter ein Geſchenk der Art **). Die Frauen ſelber ſaßen auf Stühlen, die mit köſtlichen Matrazen überhangen, oder lagen auf Ruhebettlein, die mit ſeidenen Decken, köſtlichen Polſtern und Kiſſen belegt waren ***). Daß die Betten und Lagerſtätten in reichen Häuſern nicht minder koſtbar, ſondern aus Seidendecken, Hermelin und Zobelfellen bereitet waren, lehrt ſchon die Beſchreibung von der Nachtſelde der Burgunden in Etzel's Pallaſte †), und des prächtigen Schlafgemaches der Geliebten Ulrichs von Lichtenſtein ††).

In Hinſicht der Sitten war damals manches anders als in unſern Tagen, Frauen und Jungfrauen ſcheuten ſich nicht, geehrte männliche Gäſte ſchon vor der Thür mit einem Kuſſe zu empfangen und ſie an der Hand ins Haus einzuführen †††), wodurch denn freilich die Männer ſich jedesmal hoch geehrt fühlten. Auch war es Sitte edler Frauen, zu entfernten Feſtlichkeiten zu Pferde zu reiſen. Sie ritten dann gewöhnlich in Mänteln, auf ſaumthierartigen Frauenſätteln *a*), auf

*) Heinrich v. Meiungc. I, 51. 52. 53.

**) Frauenb. S. 56.

***) Nibel. L. V. 1321. 2976. Frauenb. S. 160.

†) Nibel L. 7329. ††) Frauenb. 160.

†††) Nibel. L. 6673 — 6683. 3421. ff.

a) Nibel. L. 2295. 3205.

die sie vermittelst gewisser Hebeeisen auf und ab stiegen oder auch gehoben wurden*). In manchen andern Stücken dagegen scheinen sie den Frauen heutiger Zeit nicht unähnlich gewesen zu sein, und über ihre wandelbaren Launen z. B. klagt schon Ulrich von Lichtenstein im Frauendienst (S. 200.):

Wie Abrillen-Wetter fährt ihr Wille,
Daß nie Windsbraut so geschwinde ward,
Unterweilen süße in sanfter Stille,
Schnelle wieder an ihre Irrefahrt,
Darnach scheinet Maienschein,
Alsobald so will es wieder Winter sein; —
Also wittert mir die Frane mein.

Die Vor- und Taufnamen der Frauen waren damals mit wenigen Ausnahmen fast dieselben, die noch heute üblich sind. In einer auch sonst noch merkwürdigen Stelle des Kunrat von Kilchberg (I. 14.) werden sie sämmtlich aufgezählt:

Wol uf, Rose, Gepe, Hiltegart,
Geri, Gute, trut an die Vart,
Froeide, Anne, Ellin, Igelzart,
Nese, Engel, Uedelhilt, Beate, Gisel, Ute,
Diemut, Wille, Goetze, Irmellin,
Klare, Wune, Ite, Minne, Tilge sin,
Hetze, Metze, Salme, Katrin,
Kristin, Berthe, Liebe, Adelgunt, Vite, Ute,
Mise, Suffie, Else, Uedelsint,
Sydrat, Kunigunt, Pride,

*) Frauend. 17.

Heilwig, Hilte, Lugge, Edellint, Herburg, Kint,
Grete, Salvet, Elide, Hille, Jutze, Hemme, Fide.

Was endlich die Verheirathung der Jungfrauen jener Zeit betrifft, so geschahen die Bewerbungen entweder durch Boten *), oder auch mündlich bei den Eltern des Mädchens. Die Art, wie sie im letzteren Falle eingeleitet wurden, sieht man aus der schönen Erzählung im Nibelungenlied (V. 6709.) wie der junge Königssohn um die schöne Markgrafentochter anhält. Werbung und Verlobung erfolgten im glücklichen Falle immer gleich nacheinander.

Die Hochzeit selbst wurde dann später in Gegenwart aller Verwandten und anderer lieben Gäste gefeiert. Am Hochzeitmorgen gingen Braut und Bräutigam mit den Eltern, Verwandten und allen Anwesenden zur Kirche und wohnten der Messe bei. Dann zog man heim, die Verlobten wurden in den Saal geführt, und die Anwesenden schlossen um sie einen großen Ring; man fragte die Braut, ob sie den Bräutigam zum Ehemanne haben wolle, und, war das Jawort erfolgt, sprach der Priester oder Bischof die feierliche religiöse Weihe darüber. Die Zwischenstunden füllte man mit Tiostiren und Ritterspielen aus, wobei die Frauen aus den Fenstern zusahen. Gegen Abend erfolgte dann das gewöhnliche Hochzeitsmahl, nach dessen Endigung den Neuvermählten ins Brautgemach geleuchtet wurde **). Am Morgen nach der Hochzeitsnacht kamen früh Morgens die Eltern

*) Nibel. Aventiure. 20.

**) Vergl. Nibel. V. 2457 ff. 6740. Ottokar. Kap. 67. 68.

der Braut, brachten die Morgengabe *), und begaben ſich ſobald die Glocken riefen, abermals mit dem neuvermählten Paare und den Verwandten zur Kirche, um die Meſſe zu hören. Oft ging auch blos die junge Frau mit ihren Frauenzimmern hin. War dies vorüber, ſo ward auch dieſer Tag noch mit Ritterſpiel und fröhlicher Mahlzeit hingebracht **).

Bemerkenswerth iſt es noch, daß die Verehelichung der Frauen und ihre nochmaligen Verhältniſſe als Haus- und Ehefrauen keineswegs den poetiſchen Huldigungen, die ſie von auſſen her empfingen, den mindeſten Eintrag thaten. So blieb Ulrich von Lichtenſtein, obſchon er in glücklicher Ehe lebte, immer noch ſeiner vorigen Gebieterin, die er ſich einmal auserkohren, in treuer Minne zugethan ***), und dieſe obſchon gleichfalls vermählt, nahm nach wie vor ſeine dichteriſchen Huldigungen an, und wagte es ſogar ihn einſt in ihrem Gemache heimlich zu ſprechen, — verſteht ſich in aller Zucht und Ehrbarkeit †).

Die Gefahr, die hieraus für öffentliche oder häusliche Sittlichkeit zu befürchten war, konnte nicht bedeutend ſein in einem Zeitalter, wo die ſtrengen Anſichten und Begriffe von ritterlicher Ehre jede Verletzung der zarten Frauenachtung mit dem unauslöſchlichſten Schimpf brandmarkten, und wo die Heilighaltung und Verehrung weiblicher Tugend, nach der religiöſen Anſicht des Zeitalters, mit dem Chriſtenthum ſelber eng verwebt zu ſein ſchien.

Breslau.

D. J. G. Kunisch.

*) Lohengrin. S. 172.
**) Vergl. von Hornek S. 173 ff. 1434. ff. Lohengrin. S. 172.
***) Frauend. 143. †) Frauend. 160. 161.

Blätter
aus dem Tagebuche meiner Fußreiſe in Italien im Jahre 1817 bis 1818.

(Fortſetzung.)

Capri den 22. Februar.

Da ſind wir noch gegen unſern Willen und trotz unſrer Vorſicht mit den Schiffern, die uns dennoch angeführt haben, wie ich es vermuthete. Ich bin auch der vollen Überzeugung, daß es kein Mittel giebt, mit dieſem Volke einen ganz ſichern Weg zu gehen.

Nicht wenig hatten wir geeilt und waren mit ſchwerer Anſtrengung die Felſen von Capri und Anacapri auf- und abgeſtiegen, und endlich an der Marina angekommen, um der Abrede gemäß nach Salerno die Segel zu lichten, als die Schiffer uns erklärten, von Salerno ſei keine Rede, nach Caſtellamare würden ſie uns bringen. Wir waren gewaltig über dieſen frechen Bruch unſres geſtrigen Abkommens entrüſtet, als aber weder vernünftige Bedeutung noch Drohung half, gaben wir ſie auf, und weigerten natürlich auch die Bezahlung für dieſen Tag. Nun begann der Lärm. Einige der Schiffer hofften bei dem Commandanten der Inſel Unterſtützung zu finden, und ſtiegen wieder zur Stadt hinauf. Darüber gerieth die Verhandlung in Stocken und wir ſuchten andere Schiffer, aber theils wollte keiner den Cameraden in den Handel fallen, theils war Nachmittags keiner zu haben, auch überhaupt der Mangel derſelben, wie wir ſpäter erfuh-

ten, auf Capri groß. So vergingen einige Stunden, bis wir einsahen, daß in diesem klippenvollen Meer die Abfahrt nicht mehr zu wagen sei. Dagegen fanden wir für gut bei dem Commandanten persönlich unser Recht wahrzunehmen, weil die Schiffer den Prozeß leicht gegen uns Abwesende gewinnen konnten; es ward daher dieselbe Deputation, so ihn gestern complimentirt hatte, an ihn abgesendet. Wir fanden indessen unsere Gegner zu unserem Erstaunen sehr mißlaunig ob ihres ungünstigen Erfolges, und noch immer in den lebhaftesten Demonstrationen vor dem Commandanten und seiner Freundinn oder Herrinn begriffen. Diese schien alsbald auf unsere Seite zu treten, und da jener wenig Entscheidungskraft besaß, so hofften wir schon unsere Sache gewonnen, und die Schiffer zur Erfüllung ihres Contracts gezwungen zu sehen. Dies gelang uns aber nicht; auch fanden wir bald davon ab, da wir die Gefahr erwägten, in welche die Rache der Leute uns bringen konnte, und der Commandant ihre Einwendungen von Wind und Wetter belachte, und erwiederte, im Februar sei nie etwas auf diesem Meere zu fürchten. Die Entscheidung fiel dahin aus, daß die Schiffer ohne Geld und wir ohne Schiffer blieben, wogegen uns der Commandant verhieß, uns für den andern Morgen Schiffer genug wohin es sei zu schaffen, schlimmsten Falls wollte er das Briefschiff nach Neapel zu unserer Disposition stellen, damit es uns in Castellamare ans Land setze. Das war freilich nur ein Nothfall, denn uns lockte die Fahrt durch der Sirenen Klippen und an Amalfi vorüber viel zu sehr, um sie so leicht aufzugeben. Die Donna, welche eigentlich allein gestritten hatte, wendete sich nun aber an unsere Großmuth und hoffte, wir würden mit den armen Schiffern

doch nicht gar so hart verfahren. Wir mußten, übel oder nicht, einen Theil des bedungenen Geldes ihnen schenken, und somit war dieser Prozeß eigentlich zu keines Zufriedenheit geendet. Wir bedankten und entfernten uns, — im Flur bedeuteten uns die ausdrucksvollen Minen unseres Cicerone, der diesmal sehr warm unsere Parthei gehalten, und zufällig nebst mehreren Reise-Effecten eine Flasche Anis in der Hand trug — daß wir diese der Donna zur Erkenntlichkeit zurücklassen möchten, sie habe sehr darnach ausgesehen. Verwundert über solche Spenden, äußerten wir nun die Zweifel, daß dies genug sei — diese wurden uns aber schnell durch den freudigen Dank benommen, den wir erhielten. Verdient hatte sie den Lohn um uns gewiß, denn ihre Energie allein hatte die Autorität des Commandanten offenbar zu unserem Besten geltend zu machen gewußt.

So hat uns das Schicksal eine Nacht länger an diese zauberhafte Insel gefesselt, und wenn es uns morgen gnädig wieder zum festen Lande bringt, so können wir seine Gunst rühmen, wenigstens ich der ich den Nachmittag mit einigen Gefährten verwendete, noch manchen schönen Punkt derselben zu besuchen.

Sehr sonderbar ist das Eiland gestaltet. Nach der alten Sage soll es ehedem mit der Gebirgskette, welche sich heute bis zur Punta della Campanella erstreckt (sonst das Cap der Minerva oder auch der Athene genannt) zusammengehangen haben, dann aber durch irgend eine große Erdumwälzung losgerissen, und an seinen jetzigen Ort versetzt worden sein. Dieses streitet indessen mit der Natur der Insel selbst. Es ist kein Grund, anzunehmen daß dort irgend eine spätere Gewalt auf

ſie eingewürkt oder ihre Geſtalt verändert habe; Spuren von Erdbeben oder vulkaniſchen Urſprungs ſind nirgends. Ihre Felſen beſtehen aus einem Kalkſtein, dem ähnlich, welcher in den Apeninen überall zu Tage kommt; in dieſem und ſelbſt auf der Höhe findet man öfter Abdrücke und Verſteinerungen von Meergewächſen und Thieren, vorzüglich in den Höhlen; in der dell Arce zum Beiſpiel, welche freilich tiefer liegt, trift man einen eigenen Anſatz harziger Beſtandtheile. Dieſes alles würde eine jüngere Formation beweiſen und daß die Inſel lange unter Waſſer geweſen, wahrſcheinlich ehe das mittelländiſche Meer ſich den Weg von Gibraltar bahnte, und als es mithin auch einen höheren Stand hatte. Die Meinung derer ſcheint mir annehmbarer, welche dafür halten, daß Capri ſonſt mit dem Gebirgszuge der Landzunge von Maſſa verbunden geweſen, und daß dieſer Theil deſſelben vielleicht durch die Gewalt der Fluten durch- und weggeriſſen worden. Die ſchroffe zackige Klippengeſtaltung der Inſel von dieſer Seite ſpricht für die Möglichkeit eines ſolchen Ereigniſſes, und führt wahrhaft bildlich die alten Fabeln von den Rieſen-Geſchlechtern, welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu ſtürmen, den Augen vor. Zwei coloſſale Felſenterraſſen ſind ſichtbar widerſtrebend von Nordoſt nach Südoſt auf einander geſetzt, und wie die erſte, welche den Theil der Inſel bildet, der Capri ſelbſt genannt wird, gegen das Meer von allen Seiten mit grauſigen Klippen oft gegen tauſend Fuß ſenkrecht in die Flut hinabreicht, ſo kehrt die zweite, welche Anacapri heißt, deren höchſte mehr den 1800 Fuß über der Meeresfläche erhabene Spitze der Monte Solaro iſt, ihr rauhes Felſen Antlitz gegen die innere Seite der erſteren, die ſich allmählig bis zum Mittelpunkt der Inſel abdacht, wo die

Stadt Capri gelegen. Dieser ist wiederum durch einen Felsabsatz, der nur durch Treppen zu passiren, von dem Theil getrennt, welcher sich in der Mitte beider Felshäupter gegen Morgen mit dem Angesicht auf Neapel sehr sanft zum Landungsplatz hinabzieht. Weil aber die Spitze von Capri bedeutend höher ist als der mittlere Theil der Insel, — wo sie sich gleichsam selbst zu demüthigen scheint, um die ungeheuren Felsmassen des Monte Solaro noch majestätischer zu machen — so erlangt die Insel gleichsam die Form eines Sattels, dessen mittlere Tiefung der zugängliche und angebaute Theil derselben ist, worin auch die Stadt Capri liegt. Gegen Abend, also entgegengesetzt der kleinen Bucht, wo wir landeten, auf der anderen Seite dieses Sattels, ist die Insel weniger rauh, als ihre übrigen Klippenränder, aber von der Höhe führen dem noch senkrechte Abhänge an das Ufer, und nur an einer Stelle, am Fuß des Monte Solaro kann man mit Beschwerlichkeit zum Meer heruntersteigen, wo auf einer geringen Strecke eine dürftige Marina nur für Fischerkähne landungsfähig ist.

Wenn nun aber der Boden, welcher von der Höhe von Capri bis zur Stadt sich allmählig hinabzieht, so viel angebaut ist, als es der oft nackte Stein verstattet, so ist dagegen der ganze Monte Solaro, oder um bei meiner ersten Benennung zu bleiben, die Terasse von Anacapri, bis an die Häuser des Orts, welcher diesen Namen führt, nur ödes Fels; von da ziehen sich aber fruchtbare Gärten und Olivenwaldungen bis an die Klippenränder.

Die ganze Länge der Insel ist etwa ; Miglien, ungefähr eine starke Stunde; ihre größte Breite, — welche auf

Anacapri trifft, zwei Miglien, ihre geringſte — das iſt in der Mitte des Sattels — kaum eine Miglie. Die Entfernung vom Cap der Minerva rechnet man drei Miglien — vom Cap Miſene 13 — von Neapel 17.

Nach Strabo, mithin unter Auguſtus, hatte die Inſel nur einen Ort: aber er erwähnt, daß früher zwei kleine Städte dort geweſen. Dieſe ſind nun wieder da; davon iſt Capri die bedeutendſte, Anacapri aber nur von Fiſchern und Winzern bewohnt; man rechnet jetzt überhaupt 3500 Einwohner auf das ganze Eiland; die berühmte Wachteljagd pflegte der jetzige König ſonſt regelmäßig zu beſuchen; er liebte die Inſel und ſie dankt ihm mehrere gute Einrichtungen für Schulen, auch daß die Wege zugänglicher wurden; er ließ die Treppen, welche nach Capri und Anacapri führen, ſo verbeſſern wie ſie jetzt ſind.

Sehr iſt dieſer Boden in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Alterthums Spürern heimgeſucht und ausgeplündert worden. Aber nur wenige der gefundenen Schätze trifft man in den nachbarlichen Kunſthallen von Neapel und Rom wieder an; der größere Theil iſt in den allverſchlingenden Abgrund — das Ausland — vorzüglich die brittiſche Inſel — gerathen, worüber nachzuleſen: Isola di Capri, manoscritti inediti del Conte della Torre Rezzonico, del Professore Breislack e del Generale Pomereuil, pubblicati dall' Abbate Domenico Romanelli con sue note.

Die Quellen dieſer Schätze ſind allein die berühmten zwölf Villen des Tiber. Die Lage derſelben hat man aus

gefundenen Überresten im Zusammenhang mit dem was Tacitus und Sueton darüber sagen zu vermitteln gesucht. Wenn auch nicht zu läugnen, daß man über vieles noch im Ungewissen, so hat man doch die Spuren von Gebäuden als unwiderlegliche Zeugen, und bleibt auch ihre Bestimmung zweifelhaft, so ist es doch ihre Existenz nicht. Man glaubt darüber im Reinen zu sein, daß alle Villen auf dem Theil der Insel gestanden haben, der in Specie Capri heißt, mithin bei weitem auf dem Kleinsten; es ist auch wahrscheinlich, daß die damalige Unzugänglichkeit von Anacapri, dessen Besteigung heute noch beschwerlich, seine Benutzung zu gleichem Behuf verhindert hat.

Am frühen Morgen begannen wir unsere Wanderung zu Esel und zu Fuß. Wir wendeten uns zuerst nach S. Maria del Soccorso, einer Kapelle, welche auf den Trümmern des Tiberischen Palastes steht, oder vielmehr jener der 12 Villen, welche als die wichtigste dem Jupiter geheiligt angenommen wird. Wir ließen S. Michele links — wo gefundene Bruchstücke architectonischer Verzierungen, einige Wasserzüge und gepflasterte Wege, ebenfalls eine jener Villen vermuthen ließen; jetzt wohnt dort nur ein dürftiger Winzer, und die Überreste der Imperators Herrlichkeit sind mit Allem was der Boden dieser Insel sonst bewahrt in alle Welt gewandert; der Ort ist übrigens eine Klippe mit sanftem Abhang landeinwärts, von deren Höhe man den ganzen Golf von Neapel übersieht. Merkwürdiges ist hier jetzt weiter nichts, daher eilten wir vorüber und erreichten nach einer halben Stunde das Capo der Insel, so nun die oben erwähnte Kapelle trägt. Von der traurigen Pracht Tibers ist wenig

mehr zu erkennen, als einige grandiose Kryptoportiken, Sputen von Waſſerbehältern, Leitungen, und Treppen; auf den Wölbungen der erſten ſieht das Kirchlein weit hin ins Meer ſichtbar; von dieſem Punkt überblickt man die beiden Buchten von Neapel und Salerno und mithin auch die Küſten von Calabrien; bei hellem Wetter kann man ſelbſt den Vulcan von Stromboli entdecken, nichts begrenzt den Süden und Weſten als der Horizont, nach Norden aber hindert der Monte Solaro die Ausſicht, welcher dafür auf Anacapri entſchädigt. Die 3 Miglien von hier bis zur Punta della Campanella ſcheinen von dieſer Höhe nur ein kleiner Raum, und unerfreulich ſtellt ſich dem Auge der Anblick jenes nahen Gebürges dar. Wie kleine Nebelwolken, die auf dem Meere ſchweben, erſchienen mir die Sirenenklippen, Galli genannt, tief an dem Salernitiſchen Golf gelegen. Morgen fahren wir vielleicht nah zwiſchen ihnen durch, da wollen wir erproben, ob die verſuchenden Nymphen es noch auf uns anlegen. — Nur der weite Umblick von dieſer Stelle, nächſt der großen Erinnerung ſo auf ihr ruhet, feſſelt jetzt noch den Neugierigen, denn auch hier ward längſt alles Findbare gefunden und hinweggenommen, von dem einige ſchöne Säulen von Giallo antico, ein vorzüglicher Moſaik-Fußboden, und einige koſtbare Paſten zum Schmuck der Muttergottes ſich noch in der Kathedrale von Capri befinden. Wenig Schritte hatten wir bis zur Stelle wo der berühmte Pharus ſtand, welchen wenig Tage vor dem Tode Tibers ein Erdbeben zerſchmetterte und ins Meer ſtürzte. Es iſt eine grauſenhafte Stelle, denn gleich darneben iſt ein Ort, der noch il Salto heißt, wo dieſer tagſcheue Tyrann die Opfer ſeiner Grauſamkeit, oder ſeiner Lüſte vor ſeinen Augen und zu ſeinem Ergötzen ins

Meer werfen ließ, wie Sueton erzählt. Nahe von hier sahen wir zwei Felskegel, welche heut il tuoro grande e piccolo genannt werden. Jener Schriftsteller, an der Stelle wo er den Aufenthalt des Augustus in Capri erzählt*), spricht von einer Insel wo sein Liebling Masgaba begraben gewesen, welchen Ort er bei Tafel aus dem Triclinium habe sehen können. Weil nun aber in dieser Lage so nah an Capri keine Insel ist, so hat man allerlei Hypotheſen aufgestellt und endlich selbst in Zweifel gezogen, daß Capri der Ort gewesen, von wo aus die Insel gesehen worden, für welche im Gegentheil man Capri hielt; bis man durch eine Stelle des Statius, der bei Gelegenheit Capri's von Taurubulae rupes spricht, auf den heutigen Namen der beiden Tuoro aufmerksam geworden. Die Lage spricht sehr dafür — ob Statius sie gleich virides nennt, und ihre heutige kahle Gestalt dagegen streitet. Aber konnten diese Felsen damals nicht mit Oliven oder Reben bepflanzt sein? — Sehen wir nicht noch jetzt in der Nähe volkreicher Städte durch Erdbedeckung Klippen fruchtbar gemacht? Konnte nicht ein ähnliches in der landarmen Umgebung des vom Imperator bewohnten Capri statt finden? — Heute sind diese Kegel nicht einmal völlige Inseln, aber man sieht deutlich, wie der geringe Raum ihrer Entfernung von den Klippen des Capriſchen Hauptlandes durch Anschwemmung ausgefüllt worden ist. Wir suchten endlich aus den Trümmern den Umfang des Palastes abzunehmen, aber die vielen Nachforschungen haben die Spuren seiner Grenzen unkenntlich gemacht; jedoch schien es mir, daß seine Größe zu der Erhabenheit des Ortes in geringem Verhältniß gestanden, mindestens müßte man den Maaßstab von

*) Kap. 98.

Pompejaniſchen Gebäuden auch hier anwenden. Von dieſem bezaubernden Standpunkt mit Wehmuth ſcheidend, kamen wir nach einem Ort la Moneta genannt. Die Antiquare glauben darin den Beinahmen der Juno zu entdecken, und vermuthen deßhalb, daß hier die derſelben geheiligt geweſene Villa geſtanden, aber nicht die geringſte Spur von Trümmern rechtfertige jetzt dieſe Annahme.

Wir kehrten zur Stadt zurück; aber kurz vorher wandten wir uns ſüdwärts zur Seite und kamen zu den Cento Camerelle, ein beliebter Ausdruck der Italiener für altes Mauerwerk von einiger Ausdehnung, zumal wenn es mehrere Gemächer zeigt. Was hier ſichtbar iſt, ſind blos zu Subſtruktionen gewölbte Bogen, welche ſich in gerader Richtung einige hundert Schritte hinziehen. Auch hier wird eine Villa und allerdings mit Wahrſcheinlichkeit vorausgeſetzt.

Wir gingen weiter zur fünften, zur Grotte von Matromania, welche man der Cybele geweiht geweſen hält, weil dort ein Basrelief mit dem Opfer des Mithras gefunden worden, und es läßt ſich hören, daß der jetzige verderbene Nahme der Grotte aus Magnum matris antrum — oder Magnum Mithrae antrum entſtanden ſei. Der Zugang zu dieſer Höhle iſt jetzt, wegen eingeſtürzter Klippen an dem gefahrvollen äuſſeren Inſelrande ſehr beſchwerlich, auch nur wenige der Gefährten ſtiegen mit mir hinab; wir waren indeſſen belohnt. Die Grotte ſelbſt iſt groß und in erhabener Wölbung zum Theil vielleicht künſtlich eingehauen; ganz entzückend aber iſt der Blick aus ihrem Dunkel auf das weite hellleuchtende Meer und die Küſten vom Minerven-Cap bis tief in die Bucht von Salerno hinein; nahe gewaltige Felsſpitzen verdeckten die Ausſicht zum Theil; aber die Beſchränkung macht ſie reizen-

der, sie wird zu einem begränzten Bilde, in dem sich alles im schönsten Lichte zeigt; man glaubt aus der Nacht des Todes in das Morgenroth heller Tage zu blicken. Nicht auf alle Gefährten machte der Ort einen gleichen Eindruck; einigen war er zu schauerlich, — andere hatten an den Proben Tiberischer Herrlichkeit so wie gesehen genug, und eilten voran den Felsen von Anacapri zu erklimmen. Unsern Dichter sogar hatten wir verloren, und fanden ihn erst spät in unsrer Wohnung wieder, wo seine träumende Phantasie schönern Gebilden nachhangen, als die untergegangene Pracht von Capri. Wenn ich mir einen Begriff machen sollte in welcher Art die Grotte zu einem Tempel, Pallast oder einer Villa benutzt worden, so könnte ich es nicht. Raum fehlt von allen Seiten. Hat der Boden sich verändert — war der Abhang ehedem nicht so nah oder nicht so steil — lag die Villa auf der Höhe und die Grotte als ein geweihter Ort abgesondert — oder war allein in ihr ein Tempel —? — warum mußten auch in allen Wohnungen gewesen sein? Nichts läßt sich hierüber entscheiden, da Tacitus und Sueton in ihren Beschreibungen dieses Eilands gleich dürftig sind.

Mit den treu gebliebenen Gefährten suchten wir die sechste Villa auf, diese ist die auch schon verfallene Certosa. In den Trümmern einer späteren Ruine suchten wir vergebens die Spuren einer früheren, und wenn jene nicht durch ihre Anwendung im practischen Leben eine gewisse Nützlichkeit erlangt hätte, dürfte ihr ehemals heiliger Beruf auch sie schwerlich von dem gänzlichen Verschwinden retten. Der Commandant der Insel wohnt nehmlich jetzt darin und die Kirche nebst dem Refectorium ist zu Militair-Magazinen

ungeſchaffen. Die Sage hat ſich nur erhalten, daß ehedem auf dieſer Stelle viel überreſte alter Kunſt gefunden worden, woraus man natürlich die Exiſtenz einer der Villen gefolgert; dem Camerelle ſehr nahe, hatte ſie noch den Vorzug der ſchönern Lage, am äuſſerſten weſtlichen Klippenrande, im Mittelpunkt der Inſel, im tieferen Raum des Sattels. Das Gebäude der Certoſa iſt geräumig aber ohne beſonderen architectoniſchen Werth, oder wenn es einen früher beſeſſen, ſo iſt er in der Neuerungsſucht der Menſchen untergegangen. Jetzt iſt ſie durch die verſchiedenen Kämpfe, welche auf der Inſel vorfielen, in denen Murat ſie den Engländern zweimal zu entreißen ſuchte und endlich auch wirklich entriß, völlig zerſtört; vergebens ſucht man in den öden Hallen noch die Bilder, welche der Graf Rezzonico zuletzt geſehen, unter denen er eine Tafel, drei Heilige vorſtellend, von Andrea da Salerno dem Schüler Raphaels, auszeichnete. Auch in die ehemalige Priorwohnung, wegen der ſchönen Ausſicht auf das weite tyrrheniſche Meer bekannt, konnten wir nicht gelangen weil auch ſie nun zu einem Aufbewahrungsort diente.

Jetzt traten wir den groſſen Weg nach Anacapri an. Wir paſſirten wieder die Stadt — und aus ihrem kleinen Feſtungsthor getreten, giengen wir im Halbkreis am halben Abhange, gegen den Landungsplatz gekehrt bis zur Felstreppe, die wir auf einiger Höhe erreichten. Auf den beſchwerlichen Stufen fanden wir die meiſten unſrer Gefährten wieder. Aber nirgends wird die Mühe eines Treppenſteigens reichlicher belohnt: das glückliche Land von Neapel liegt wie ein ausgebreiteter Fächer vor dem überraſchten Auge, und ſenkrecht zu den Füßen in ſchwindelnder Tiefe die grauen überreſte der ſiebenten Villa

von den im Sonnenschein vielfarbig leuchtenden Wellen unablässig überwogt. Geringe Mauerwerke schienen es aus der Höhe — dennoch trotzten sie 1800 Jahre der Zerstörung des Elements, und geben einen ganz eigenen Anblick in der Vergesellschaftung mit den bemoosten Felsblöcken, über deren weichen Flaum sich ein smaragdgrüner Glanz durch den Kristall des Meeres zu bewegen scheint.

Die Treppe ist wirklich ein erstaunliches Werk, gleich einem Schwalbennest an den Felsen gefügt. Natürlich hat man sich die Sache möglichst leicht zu machen gesucht, und ist bei der Arbeit nur wenig in den lebendigen Stein gedrungen. Man ist in zickzackigen Windungen beinahe geradeaus gegangen, dafür ist zu bewundern, daß man im Stande gewesen, 536 Stufen (so groß wurde uns ihre Zahl angegeben) in regelmäßigen Absätzen von 8 — 12 zu theilen, welche eine ziemliche Bequemlichkeit für die Reise gewähren. Ein mehrere Fuß hohes Geländer sichert vor jeder Gefahr, so groß diese aus der Ferne auch scheinen mag. Weil dieses der einzige Zugang für Anacapri ist, so war das Unternehmen zur Erleichterung der Einwohner beinah unerläßlich — ja heute begreift man kaum, wie die Menschen so viele Jahrhunderte mit dem Felspfad haben ausreichen können, dessen Steile die Natur des Orts ergiebt; und selbst vermittelst dieser Treppe erklärt es sich nur durch die geringen Bedürfnisse der Italiener, wie jedes derselben heraufgeschafft werden kann; — ich zweifelte noch an der Möglichkeit, daß Esel hier passiren könnten, als eben ein ganzer Haufe beladen herabsteigend, uns entgegen kam; aber wahrlich mit solcher Sicherheit, daß ich keinen Fehltritt bemerkte; sogar waren Frauen und Kinder

auf einigen ſorglos ſitzen geblieben. Das wäre nun freilich meine Sache nicht, denn die Thiere jammerten mich, und betrachtete ich, wie ſchwer ſie zu tragen hatten und wie glatt der nackte Stein der Stufen war, ſo blieb es mir unbegreiflich, daß keiner fiel.

Oben empfing uns eine poſſierliche Befeſtigung; eine niedrige Mauer mit Schießſcharten, eine Art Hauptthor — eine Zugbrücke wie bei Capri — alles nur ſo breit, daß ein beladener Eſel paſſiren kann. Ein Wachthaus fehlte nicht — und ſogar eine Wache, die aber nicht ſehr vertheidigungsfähig ausſah. Wenn ich auch nicht zweifle, daß dieſer Paß viel leichter zu decken iſt als der berühmte von Thermopylä, ſo ſchienen uns dieſe Anſtalten doch mehr Kinderſpiel als Ernſt zu ſein. Bald hinter dieſem Eingang wurden wir ungemein durch die große Ausſicht nach dem freien mitternächtlichem Horizont überraſcht. Die Inſeln Iſchia, Procida, der Pauſilip, das Cap von Miſene, die ganzen Phlegräiſchen Felder — und weit darüber hinaus Gaeta, ja in fernſter Dämmerung das Vorgebirge der Circe mit den verſchiedenen Inſeln umher, entfaltete ſich nach und nach vor unſern Augen. Darauf nahm Anacapri ſelbſt uns auf; es ſcheint ein ſchlechtes Dorf; nichts feſſelte uns hier, auch die Kirche nicht, die neueren Urſprungs iſt. Wir gingen weiter, und verlieſen uns zwiſchen die ſchönen Oliven Gärten, die von den Häuſern ſich bis zu den Küſten ausdehnen, und mit ihren zwar bleichen doch immergrünen Schatten dieſen Theil der Inſel bedecken, gleichſam als habe die Natur ſie für die Nacktheit des andern entſchädigen wollen. Wir kehrten bald wieder um; denn die Zeit mahnte zur Abfahrt; ich blickte mit Sehnſucht zur Höhe des

Monte Solaro und dem Telegraphen der dort errichtet iſt; wie gern wäre ich hinaufgeſtiegen, um die umfaſſende Ausſicht von dort zu genieſſen; wie gern hätte ich zugleich die geringen Überreſte eines feſten Schloßes aus dem Mittelalter beſucht, welche auf halber Höhe liegen! Ich maaß Zeit und Beharrlichkeit genau mit einander ab — doch es ſiegte die Bedeutung der Gefährten, daß wir fünf Stunden bis Salerno bedürften, und auch die abſchreckende Öde dieſer Gebirgsmaſſe — ich gab — wie ſo manches Schöne — endlich dieſe Wanderung auf.

Wir eilten an die Marina. Als wir auf geradem Wege angekommen, mußten wir lange die Gefährten erwarten, welche nach Capri zurück deputirt worden, um die Bezahlung abzumachen. Wie nun die edle Zeit ſo unbenutzt verſtrich; bereute ich wohl den Sonnenberg (Monte Solaro) nicht beſtiegen zu haben — ja ich hätte es beinahe noch unternommen, aber die 536 Stufen ſchreckten mich — und es blieb ein ungeſtillter Wunſch. Mich dafür zu entſchädigen eilte ich die Lage der drei Villen zu überſehen, welche man in dieſen Buſen der Inſel verlegt.

Von einer, die auf einem Ort, der Campo Petri (Episcopi) genannt iſt, gezeigt wird, iſt keine ſichtbare Spur mehr. Die Stelle iſt nahe jenen Überreſten, welche wir von der Treppe von Anacapri in den Fluten ſahen; ſie heißen heute Palazzo della Marina — und dürften vermuthen laſſen, daß ſie zu einer Villa des Neptuns gehört haben, wenn dieſe nicht auf einem andern Ort angenommen würde.

Die andere iſt wenig vom Ufer entfernt in einem beſchränkten Felskeſſel nahe der Kirche von S. Coſtanza. Hier iſt

viel gefunden worden, unter andern 4 herrliche Säulen von Giallo antico, 20 Fuß hoch — welche für die Kapelle im Pallaſt von Caſerta verwendet worden ſind; viel iſt auch in der obenerwähnten Kirche von S. Coſtanza verbaut worden, welche leider verſchloſſen war, und wo nur einmal des Jahres Gottesdienſt gehalten wird. Man ſchließt aus der Menge Mauerwerk, ſo in ihrer Nähe gefunden, und aus ihrer Bauart, (das äußere ſpricht nicht dafür, aber leicht könnte ſich dies verändert haben) daß ſie eigentlich die erſte Cathedrale von Capri geweſen, und hier die alte Stadt dieſes Nahmens geſtanden, die Strabo erwähnt. Allerdings iſt dieſer Ort wegen der Nähe des Meeres bequemer und zugänglicher als jener der jetzigen Stadt; und konnten die Einwohner ſelber nicht im Mittelalter in der Zeit der vielfältigen Befehdungen die Tiefe verlaſſen haben, um größere Sicherheit auf der Höhe zu finden —? es giebt davon mehr Beiſpiele in Italien.

Die dritte der in dieſem Theil der Inſel gelegen geweſenen Villen, iſt durch ein Landhaus neuerer Zeit verdrängt worden; durch 4 Grotten iſt der Platz kenntlich, welche jetzt eine dürftige Quelle ſpenden; eine derſelben ſoll 220 Palmen Länge haben. Über ihre früheren Beſtimmungen iſt man ſehr uneinig; weil man ſie zum Theil mit einer Erdmaſſe angefüllt gefunden, welche zu Vaſen verarbeitet wurde, ſo vermuthet man, Tiber habe hier eine Fabrik davon gehabt; dieſe Erde ſoll von ungemeiner Feinheit und mit viel Metalltheilen vermiſcht, übrigens aber von weiß und blauer Farbe ſein. Leider erlaubte unſere Zeit nicht mehr ſie näher in Augenſchein zu nehmen. Capri erfordert überhaupt zu einer gründlichen

Unterſuchung mehr Muße als die wenigen Stunden, welche ein Reiſender, zumal wenn er nicht allein iſt, auf ſie zu verwenden im Stande iſt. Jenes Landhaus verräth gleichfalls alte Pracht, nur verfällt es jetzt wieder —; gleich der Certoſa iſt ſeine Blüthenzeit vorüber, nur ein bedeutender Orangengarten umher überdauert ſie. Wir vereinigten uns zuletzt an dem traurigen Baſſin, welches jene ſchwache Grottenquelle nur ſpärlich füllt, aber doch die Waſſerbedürfniſſe der Fiſcher und Strandbewohner befriedigt, und gedachten einer Zeit, wo junge Nymphen dieſe Kriſtalle mit friſchem Leben bewegten und mit liebendem Gekoſe von ihnen umfangen wurden.

Nachdem unſer Bleiben für heute entſchieden war, ſtiegen wir wieder die bei weitem zierlicheren Treppen, als jene von Anacapri, zur Stadt hinan. Wir entdeckten mit Vergnügen daß unſere Nahrungsvorräthe noch zur Sättigung für dieſen Abend ausreichten. Jeder wählte ſich nun eine Unterhaltung, ich aber begab mich ſofort auf die weſtliche Seite der Inſel, um die noch nicht geſehenen beiden Villen zu finden.

Caſtiglione heißt der Ort wo man annimmt daß die Villa des Neptun geſtanden habe. Die Veranlaſſung dazu hat die Entdeckung eines Nymphäums und mehrerer Gemächer gegeben, in denen noch Bildwerke von Meergöttern in Gyps zu erkennen geweſen, überhaupt ſind auf dieſer Stelle bedeutende Kunſtwerke gefunden worden, wohin der prachtvolle Moſaik-Fußboden zu rechnen, von welchem ich bei Gelegenheit der Favorite geſprochen, von einer Länge von 24 und einer Breite von 18 Palmen; die Zeichnung in lauter

mathematiſchen Figuren, ſchreibt man dem Aſtrologen Thraſyllus zu, welchen Tiber von Rhodos mit ſich geführt, und während ſeines Aufenthalts in Capri bei ſich behalten. Jetzt iſt aber nichts mehr zu ſehen, allein die Lage verdient einen Beſuch. Auf der mittleren Tiefung der Inſel in gleicher Höhe mit der Stadt, erhebt ſich ein kegelförmiger Hügel, am äußerſten Rande der Klippe; er trägt eine Befeſtigung, welche gleichſam die Inſel und Stadt als Kaſtell beſchützt. Mir ſchien daß älteres Gemäuer zu dieſem Zweck benutzt worden, daher es wohl möglich ſein kann, daß im Mittelalter hier ſchon ein Kaſtell geweſen, woraus nach ſeiner Zerſtörung auch der verſtümmelte Nahme Caſtiglione entſtanden. Die Ausſicht von hier hat etwas ganz eigenes. Grad hinab zu Füßen liegt der zweite kleine Landungsplatz in deſſen Nähe die groſſen Wachtelſjagden gehalten werden; ihm zur Seite erheben ſich aus der Flut mehrere ſeltſam geformte Felſen, welche recht bedeutſam ins offene Meer hinein jedem Nahenden mit Gefahr und Schrecken zu drohen ſcheinen, ihnen gegenüber iſt die ſchon erwähnte Grotte dell Arco. Ringsum überſieht man den Theil der Inſel der Capri heißt und welchen Tiber bewohnte, bis zur Kapelle del Soccorſo hinauf — und zur neapolitaniſchen Marina hinab; am Fuß des Hügels ſehr maleriſch liegt die Certoſa — und noch gewaltig darüber hinragend der Monte Solaro. Auch in die Weite ſchweift das Auge, umfaßt weſtlich das Meer bis an die Grenze des Horizonts — und rückwärts zwiſchen den gezackten Klippenränden hindurch ſieht man zugleich die Küſten von Calabrien und Sorrento; wenn des Blickes Sehnſucht das ferne Sizilien ſucht, ſo braucht man das Haupt nur zu wenden, um einen Kahn nach dem nahen Neapel vom Ufer ſtoßen zu ſehen.

Jeden Pfad den ich heute gegangen, konnte ich von hier wie dererkennen und verfolgen, und im Geiſt durchwanderte ich die Inſel ein zweites Mal.

Über die Certoſa in einiger Entfernung ragt eine Klippe in Luft und Meer hinaus, und ſcheint eine Verbrüderung mit den vorerwähnten Felsinſeln zu ſuchen. Hier ſoll auch eine Villa gelegen haben, für mich die zwölfte; aber es iſt durch kein ſichtbares Zeichen mehr zu erweiſen. So verſicherte wenigſtens unſer Cicerone, weshalb ich den Weg nicht ſelbſt machte. Tacitus beſchreibt, wie Tiber gepflegt, die Sternkundigen, welche er befragt, zu erproben: er habe nämlich das obere Gemach des Hauſes gewählt, welches ganz über das Meer hinaus gebaut geweſen. Ein treuer Freigelaſſener, unkundig der Schrift, aber von groſſer Körperkraft, habe müſſen auf einer ſchwierigen und abſchüſſigen Bahn demjenigen vorgehen, welcher erprobt werden ſollte, und wenn ſich dieſer irgend eines Betruges verdächtig machte, ſelbigen rückkehrend ins Meer werfen, damit kein Angeber des Geheimniſſes vorhanden ſei. Von Thraſyllus Vorherſagungen ſoll Tiber ſehr erſchüttert geweſen ſein, worauf er ihn um ſein eigen Schickſal befragt, da ſei jener aber, die Stellungen der Sterne durchmeſſend, erbebt und habe endlich zitternd vor Erſtaunen und Angſt ausgerufen: ihm ſtehe eine grauſe — und faſt die letzte Gefahr bevor. Worauf ihn Tiber umarmt und ihm Glück gewünſcht und geſagt: er ſehe die Gefahr voraus und werde unverſehrt bleiben; ſeine Verkündigungen hielt ſeitdem Tiber für Orakel, und ihn für ſeinen vertrauteſten Freund; vielleicht haben auf jener Klippe, die nun Tragara genannt wird, mehrere ſolcher Proben ſtatt gefunden.

Tacitus erzählt auch die Prophezeihung, welche Tiber dem Galba, der noch Conſul war, in einem Geſpräch auf Capri gab, nämlich: daß er, wenn auch in ſpäten Jahren, doch auf kurze Zeit die Obermacht erlangen werde. Sie ſoll eine Folge der Lehren geweſen ſein, welche er in der Chaldaeer Kunſt von Thraſyllus empfangen hatte.

Auf demſelben Wege zurückkehrend, denn Felsabhänge geſtatten keine andere Wahl, weilte ich mit Vergnügen an dem Klippenabſatz der Stadt und überſah die Vignen und Orangengärten, welche dieſen Buſen der Inſel bis zur Marina hinab mit ihren Reizen ſchmücken.

Dresden.

Friedrich Graf von Kalckreuth.

(Und fortgeſetzt.)

Elegie auf den Tod eines Geiſtlichen.

Keine Glocken heut erklangen
Zu des Feſtes Vorbereitung,
Geſtern hielt uns noch umfangen
Kirchenenge, Himmelsweitung.
Seelen irren ohne Hirten
Vor des Kirchleins Gnadenthüre,
Keiner ſammelt die Verwirrten,
Daß er ſie zum Ziele führe! —
Denn das Licht hat uns verlaſſen,
Das uns jeden Sonntag ſonnte,
Daß die Kirche kaum erfaſſen
Alle offnen Augen konnte,
Die er füllte mit dem Strahle
Aus dem ernſten ew'gen Worte,
Stille herrſchte bei dem Mahle
Bis zu ihrer äuſſern Pforte. —
Keiner hört des Pred'gers Stimme,
Die feſtgläubig zu uns ſchallte,
Daß aus ird'ſcher Luſt und Grimme
Unſer Herz in Liebe wallte,
Daß Jahrhunderte verſchwanden,
Daß wir Nähe heil'ger Zeiten

Hier in ſeiner Lehre fanden,
Die ein ernſtgeprüftes Deuten
Von dem heil'gen Bibelworte,
Von des Herren Todesleiden,
Als ob keine Todespforte
Ihn vom Herrn noch thäte ſcheiden;
Als ob er der Zeugen einer,
Deren Stirn in Strahlen brannte,
Wiederkehrend als ein Reiner,
Als ein himmliſcher Geſandte! —
Größer ſchien er uns zu werden
Auf des Altars heil'ger Schwelle,
Kräft'ger, als er ſonſt auf Erden,
Dort nur ſchien des Frommen Stelle;
Dort, wo ihm das Wort gegeben,
Daß die Welt ihn nicht zerſtreute,
Daß er Sünden konnt' vergeben
Jedem, den die Sünde reute.
Tod, du biſt der heimlich Arge,
Der ſein ſterblich Theil hinſtreckte,
Von dem Altar ſtumm zum Sarge,
Daß kein Orgelruf ihn weckte,
Der ihn ſonſt in Krankheitsſchwäche
Mehrmals Sonntags rief und ſtärkte,
Daß des Geiſtes Feuerbäche
Ihn durchdrangen! — Keiner merkte

Seines Scheidens nahe Mahnung,
Allen wollt' er Troſt verleihen
Bei des Todes naher Ahnung,
Sie mit letztem Segen weihen. —
Segen jenen alten Zeiten,
Die den alten Mann geboren!
Neue Zeit, wer ſoll dich leiten
Auf den Weg, den du verloren,
Wer ſoll leuchten, wer ſoll zeugen,
Von dem Gott im Menſchenleben,
Der durch Lehre uns wird eigen
Und in Thaten uns gegeben? —
Treuer Pred'ger, lang vergeſſen
Und von Armen nur gehöret,
Hatten dich ſo lang beſeſſen,
Waren nicht von dir bekehret,
Bis die Noth uns all' erſchüttert
Und die letzte Zeit gekommen,
Wo der Eine zornerbittert
Und der Andre angſtbeklommen,
Beide Troſt und Segen fanden
In dem Kirchlein, das verlaſſen:
Iſt wohl noch ein Menſch vorhanden,
Der den Geiſt ſo könnte faſſen?
Der nicht haſſen kann, nur lieben,
Der nur lehren kann, nicht zanken.

Der die Lehre ſelbſt muß üben
Als den lieblichſten Gedanken?
Ziehet aus, des Kirchleins Freunde,
Suchet und ihr werdet finden,
Denn mit Gott iſt die Gemeinde,
Und er wird ſich ihr verkünden,
Die mit freundlich ſtillen Blicken
Freunde ladet zu den Chören,
Wo Geſang noch im Entzücken
Frommer Einheit anzuhören.
Ja er wird die Seinen führen
Zu der Wohnung des Gerechten,
Der mit ſeinem Worte rühren
Und durchdringen wird die Echten. —
Sucht nicht blos in hohen Mauern,
Sucht in kleinen Gotteshäuſern,
Unterm Strohdach armer Bauern,
Keinen Beſſern, keinen Weiſern
Werdet ihr auf Erden finden;
Aber mancher, der gegangen
Gleichen Weg, kann euch verkünden
Was er fern der Welt empfangen.
Denkt, daß unſern beſten Führer
Auch ein kleines Dorf erzogen,
Wo der himmliſche Regierer
Ihn in Prüfung hat gewogen.

Einſamkeit des ſtillen Lebens
Bei der Arbeit ernſtem Kreiſe,
Mahnt zum Himmel nicht vergebens,
Und der Fromme wird da weiſe.
Und ſo ward auch er geprüfet
In der Arbeit ſeiner Hände,
Als ihr ſtill in Gott noch ſchliefet,
Er bewies, daß ſie nicht ſchände.
Muß im Krieg das Buch verlaſſen,
Muß als Knecht dem Vater dienen,
Und den ſchweren Pflug anfaſſen,
Bis die Friedensſaat kommt grünen.
So dem früh geprüften Herzen
Öffneten ſich heil'ge Schriften,
Zündeten ſich heil'ge Kerzen
Bei der Wacht auf grünen Triften,
Daß er geiſt'ger Arbeit Treue
Stets gewendet zu den Armen,
Und den Ruhm gelehrter Weihe
Gern geopfert dem Erbarmen.
Doch erkannten die Gelehrten,
Daß ſie ihm nichts lehrend ſandten,
Und es fühlten die Geehrten,
Daß ſie ihn nicht ehrend nannten
Mit des Doktors Ehren-Namen,
Ihm ertheilt zum Glaubensfeſte.

Er der Sä'mann warf den Saamen
Er war Baum, ſie ſind die Äſte,
Und in ſeinem ſchlichten Worte
Trieb das Höchſte, lag das Wahre,
Und ſo ward ſein Mund die Pforte,
Daß wir ſahn ins Dunkel-Klare,
Wo der lichte Farben-Bogen
An des Glaubensbornes Strahlen
Wie dem Noah ward gezogen
Nach der Sündfluth Zweifelqualen.
Wie viel Durſtige ſich drängten
In das Kirchlein, ihn zu hören,
Alle tranken des geſchenkten
Friſchen Springbrunns tauſend Röhren.
Jedem kam's von andrer Seite,
Doch in jeglichem Verſtande
Öffnete ſich eine Weite,
Eine Ausſicht nach dem Lande,
Ach, wohin er nun geſchieden,
Unſer Fürchten, unſer Trachten;
Denn wir träumen nur hienieden,
Er gehört zu den Erwachten.

Berlin.

L. Achim von Arnim.

Seefahrers Abſchied.

Die du fliegſt in hohen Lüften,
Kleine Schwalbe, komm herab,
Weil ich dir ein Wort im Stillen
Unten zu vertrauen hab':
Sollſt mir eine Feder ſchenken
Aus den ſchwarzen Flügeln dein,
Will an meine Liebe ſchreiben:
Herz, es muß geſchieden ſein!

Morgen fahr' ich auf dem Meere,
Wind und Woge weiß wohin,
Und es fragen mich die Freunde,
Was ich doch ſo traurig bin.
Aber Wind und Woge ſprechen
Viel von Unbeſtändigkeit,
Und der Sklave ſingt zum Ruder:
Mächtig, mächtig iſt die Zeit!

Gott, und ſoll ich untergehen,
Sei es in dem tiefen Meer,
Nur nicht in der Liebſten Herzen,
Wo ich gern geborgen wär'.
In dem ſtillen klaren Spiegel
Male ſich mein treues Bild,
Wann um mich in Ungewittern
Die empörte Woge ſchwillt.

Liebe, ſieh, wie Well' auf Welle
Ringt nach dem erſehnten Strand;
Aber manche wird verſchlungen,
Eh' ſie küßt das grüne Land.
Wenn du an dem Ufer wandelſt,
Hüpft die Flut nach deinem Fuß:
Wogen hab' ich nur und Winde,
Dir zu ſchicken meinen Gruß.

Wann die fernen Höhen dämmern,
Jauchzet Alles nach dem Land:
Nur zwei müde Augen bleiben
Still dem Meere zugewandt.
Wann die Segel wieder glänzen,
Wann die Flaggen heimwärts wehn,
Laßt mich auf dem Maſte ſitzen:
Liebe kann durch Wolken ſehn!

M.

Die goldnen Zöpfe.

Faſtnachtslied.

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Mägdlein mit dem goldnen Haar!
Oder iſt es wohl von Seiden,
Oder iſt's von beidem gar?
Nenn' ich's goldgeſponnne Seide?
Nenn' ich's ſeidenfeines Gold?
Und welch zartes Elfenhändchen
Hat die Flechten dir gerollt?

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen! —
Und an jedem hängt ein Herz,
Hier ein junges, da ein altes,
Hier mit Luſt und da mit Schmerz.
Und das meine, ach das meine —
Iſt kein einzig Zöpfchen leer?
Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Dichterherzen ſind nicht ſchwer.

Und die goldnen Zöpfe fliegen
Um den Nacken, um den Leib,
Und das Fliegen und das Schmiegen
Iſt der Herzen Zeitvertreib.

Einer hat ſich faſt verirret
Um die Schulter ganz allein:
Mägdlein, ſtreich' ihn nicht zurücke,
Freiheit ſteht dem Haar ſo fein.

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Mägdlein mit dem goldnen Haar!
Herz an Herz ein ſtilles Plätzchen,
Eins iſt Eins und Zwei ein Paar.
Löſe deine goldnen Flechten,
Alle Herzen fallen aus,
Und nur eines und nur meines,
Mägdlein, nimmſt du mit nach Haus!

M.

Ritterluſt.

Frei nach dem Troubadour Bertrand de Born.

Mir gefällt die Frühlingszeit,
Wenn das Laub, die Blumen kommen,
Mir gefällt, wenn weit und breit
Sang der Vögel wird vernommen,
Luſtgeſchwellt;
Mir gefällt auf Wieſenau'n
Manches bunte Zelt zu ſchaun;
Mir gefällt,
Wenn von Rittern, blank, auf Pferden,
Thal und Feld lebendig werden.

Mir gefällt, wenn Roſſeslauf
Furcht und Schrecken treibt zu Paaren;
Mir gefällt wenn ſich darauf
Schimpf erhebt in reis'gen Schaaren;
Mir gefällt,
Seh' ich feſten Thurm bedrängt,
Mauern berſtend und geſprengt,
Held an Held
Stehn am Waſſer vor den Wällen,
So die ſcharfen Pfähl' umſtellen.

Mir gefällt vom Bannerherrn,
Wenn er iſt der erſt' am Feinde,
Feſt ſein Roß, die Furcht ihm fern,
Da wird der Vaſall'n und Freunde

Muth gehellt;
Wenn der volle Kampf begann,
Steht in Freuden jeder Mann
Ihm gefellt;
Denn der Reck' iſt nichts geachtet,
Eh' er Stoß um Stoß ertrachtet.

Iſt ſich Feind und Feind zur Hand,
Wie bald liegen manche Strecke
Los' und ſtückweis, Schildesrand,
Lanzen, Klingen, Waffenröcke!
Durch die Welt
Läuft manch' Roß, von todt und wund;
Thut ſich ſo das Treffen kund,
Sei geſtellt
Kühner Sinn auf Blut und Leben:
Beſſer todt, als ſich ergeben!

Mir geht alles in den Kauf,
Eſſen, Trinken, und das Bette,
Ruft's von beiden Seiten: drauf!
Und dann wieder: rette! rette!
Ringsum gällt
Herrenloſer Roße Wuth,
Groß' und Klein' in ihrem Blut
Decken 's Feld,
Und aus Herzen, die erſchlagen,
Seh' ich Lanzenſchäfte ragen.

Dresden.

O. H. Graf von Loeben.

Malers Abendlied.

Ich weiß eine Linde grün und dichte,
Gern ruh' ich dort im Schatten aus:
Die Sonne spielt im Abendlichte
Durch ihre Äste breit und kraus.

Ein stilles Kirchlein steht daneben
Aus einer lang verlor'nen Zeit,
Gewalting bricht ihr heil'ges Leben
Durch vieler Jahre Dunkelheit.

Die bunten Fenster spitz und eng,
Die hohen Bogen ernst und schlank:
Und hallt mein Tritt durch ihre Gänge,
Wird auch mein Herz von Sehnsucht krank.

Es schaut auf mich die Makelreine
Im Bilde aus dem tiefen Chor,
Sie neigt aus goldnem Gnadenscheine
Ihr Mutterangesicht hervor.

Wie ist mein Herz so trüb gewesen,
Im Dienste dieser Welt erstarrt!
Für ewig ist es nun genesen
Und rein in ihrer Gegenwart.

Schnell hat der Blick der Gnadenreichen,
Was irdiſch war in mir verzehrt;
Was mag auf Erden ſich vergleichen
Mit dem, was ihre Huld gewährt?

Gern weiſ' ich ab, was mir will bieten
Die Welt an Ehren und Gewalt:
Ich darf des Himmels Blumen hüten
In dieſem ſtillen Aufenthalt.

Unendlich viel iſt mir gegeben,
Mehr als uns je die Welt verleiht:
Ich fühl's, mit meinem tiefſten Leben
Gehör' ich einer andern Zeit.

Ich kann den Sinn der Bilder finden,
Ich kann mit ſeligem Vertraun
Mich in den Bildern ſelbſt ergründen
Und in die tiefſte Tiefe ſchaun.

Wie hier der Heilige dem Armen
Herniederreicht ſein eignes Kleid,
So hat ein göttliches Erbarmen
An mir geübt Barmherzigkeit.

Von Weh durchbebt und tiefem Sehnen
Berühr' ich ſeines Mantels Saum:
Die Seele löſt ſich ganz in Thränen
Vom langen dunkeln Lebenstraum.

So wie der Linde Blätter fallen,
So fällt der Erde Luſt und Schmerz:
Mich zieht, dem Ew'gen nachzuwallen,
Der Vorzeit Stimme himmelwärts.

Schon iſt die Sonn' im Meer geborgen:
Nimm, Mutter, vor der langen Nacht
Mich auf, wo mir ein ew'ger Morgen
Aus deinen treuen Augen lacht!

Sigismund.

Waldlied.

Wie oft bin ich zu meiner Freude
Geritten durch den grünen Wald,
Wie oft hab' ich zu meinem Leide
Gewacht in dunklen Nächten kalt.
In dunkler Nacht, vor ihrem Hauſe,
Am Himmel zeigte ſich kein Stern,
Und ſtille blieb's in ihrem Hauſe,
Sie blieb mit meiner Freude fern.

Mir wär' ein Stern wohl aufgegangen,
Ein ſel'ger Stern, der liebſte mir,
Hätt' ſie mit heiß verſchlafnen Wangen
Mir aufgethan zu Nacht die Thür:

Mein Licht iſt früh ſchon untergangen,
Mir iſt der Liebesſtern nicht hold:
Was trägt nach ihrer Gunſt Verlangen
Mein Herz, das nie ſie finden ſollt'?

Ich hab ihr manches Lied geſungen,
Ich habe lang um ſie gefreit,
Das letzte hab' ich nun geſungen;
Sucht ſie nach mir, dann bin ich weit,
Dann bin ich weit, und andre wachen;
Mit mir hat ſie's nicht wohl gemeint;
Dann kann ſie hübſch am Morgen lachen,
Wenn ſie auch ſpät am Abend weint.

Bei dir nehm' ich die Wohnung wieder,
Mein Luſtrevier, du grüner Wald!
Bei dir ſinkt all' mein Trauern nieder,
O Wald, der Freien Aufenthalt!
So nimm mich auf und laß geſunden
Mein Herz, und mach es ſtark und neu,
Mit Morgenthau waſch' meine Wunden,
O Wald, dir bleib ich treu, und frei!

Sigismund.

Die Schöpfung.

Im Anfang war das Wasser; seinem Schooße
Jedweder Keim des Lebens anvertraut.
Wohl schlummerte beim Bräutigam die Braut,
Sich beide unbewußt nur als Leblose.
Da hatte noch der farbenreichen Rose
Anmuth'ge Gestalt Niemand geschaut,
Auch gab es weder Baum, noch Gras, noch Kraut.
Im Werden lag das Kleine, wie das Große.
Und über dem Gewässer schwebte kräftig
Der hohe Geist des Lebens, der bis jetzt
Im Reiche der Natur sich zeigt geschäftig,
Und bildete mit Lust, was uns ergötzt
Und als nun endlich seine Hände ruhten:
Da stieg die Erde blühend aus den Fluten.

Der jüngste Tag.

Einst wenn der kleine Tropfen Zeit verronnen,
Wird Erd' und Himmel wie ein alter Schleier
Zusammenbrennen in gewalt'gem Feuer,
Ein Ende nehmen alles, was begonnen.
Verlosch nun so die letzte aller Sonnen,
Dann spricht der Herr: „Es werd' alsbald ein neuer
Himmel, und eine neue Erde, freier,
Als wie zuvor, und blühender an Wonnen."
Und fertig stehn sie, wie vom Zauberschlage
Aus nichts zur langen Ewigkeit berufen,
Wie sie kein Menschengeist sich mochte denken.
Da wird uns Antwort auf jedwede Frage,
Wir schauen an der Gottheit Thronesstufen,
Und mögen nichts, als uns in Schaun versenken.

Bonn. A. Gebauer.

Verbesserungen zum dritten Heft.

S. 277. Z. 7 v. u. nach Erweiterung ist hinzuzufügen: zurück. S. 279 Z. 7 v. u. st. 52 l. 21. S. 280. Z. 10 st. behutsam l. bedeutsam. S. 281. Z. 2 st. Versreimbau l. Vers- und Reimbau. S. 263. Z. 10 st. leichtlich l. nicht leichtlich.

Inhalt.

Seite

1. Die Schweſtern auf Corcyra. An Ihro Königliche Hoheit, die regierende Frau Herzogin von Anhalt-Deßau, von Amalie v. Hellwig, geb. v. Imhof 285
2. Ueber Torquato Taſſo, als lyriſchen Dichter, von C. Förſter 287
3. Die deutſchen Frauen im Mittelalter, von D. J. G. Kuniſch 328
4. Blätter aus dem Tagebuche meiner Fußreiſe in Italien im Jahre 1817 bis 1818, von Friedrich Grafen v. Kalckreuth 344
5. Elegie auf den Tod eines Geiſtlichen, von L. Achim v. Arnim 364
6. Seefahrers Abſchied, von M. 370
7. Die goldnen Zöpfe. Faſtnachtslied, von M. 372
8. Ritterluſt. Frei nach dem Troubadour Bertrand de Born, von O. H. Graf v. Loeben 374
9. Malers Abendlied, von Sigismund 376
10. Waldlied, von demſelben 378
11. Die Schöpfung, von A. Gebauer 380
12. Der jüngſte Tag, von demſelben 380

ASKANIA

Zeitschrift

für

Leben, Litteratur und Kunst.

5s Heft. Mai 1820.

Herausgeber: Wilhelm Müller.

Deßau,
Unternehmer und Verleger C. G. Ackermann.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei.

liter.
580.

Der Namen Askania will nur den Ort ihrer Erscheinung bezeichnen und durchaus kein Provinzialblatt ankündigen. Die Grenzen ihres Inhalts bezeichnet der zweite Titel; die sicherste Bürgschaft ihres Werthes geben die Namen derer, die bis jetzt Beiträge theils geliefert, theils zugesichert haben. Dan. Amad. Atterbom in Stockholm. Achim v. Arnim. Heinrich Beck. Georg Graf v. Blankensee. Joh. Gust. Büsching. A. L. Blum. Ludw. Bischoff. Hermina v. Chezy, geborne Freyin v. Klenke. Karl Förster. Friedrich Baron de la Motte Fouqué. August Gebauer. Wilhelm Grimm. Franz Horn. Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. Wilhelm Hensel. Franz Rudolph Herrmann. Joseph Hörlin. Friedrich Jacob. Friedrich Graf von Kalkreuth. K. W. Kolbe. Friedrich Kuhn. J. G. Kunisch. L. H. Graf v. Loeben. C. Fürst. v. d. Malsburg. F. J. Mone. Friedrich Raßmann. Heinrich Ritter. Ludwig Sigismund Rudt. Julius Max Schottky. Henriette Schubart. W. v. Schütz. G. J. Harald Stenzel. August Zeune.

Von der Askania erscheint monatlich jedesmal am 15ten ein Heft von 6–7 Bogen; da, wo es nöthig ist, mit Kupferbeilagen begleitet. Sechs Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Haupttitel und Inhalt geliefert wird.

Der Preis des Jahrgangs, aus 12 Stücken bestehend, die nicht getrennt werden, ist 8 Rthlr. sächs. oder 14 Fl. 24 Xr. rheinl. Vorausbezahlung (in weit entfernten Gegenden etwas mehr), wofür es durch alle solide Buchhandlungen, so wie durch die löbl. Postämter zu erhalten ist.

Die Hauptspeditionen für die letzten haben übernommen:

Das Königl. Preuß. Wohllöbl. Postamt in Dessau.

Die Königl. Sächs. Wohllöbl. Zeitungs-Expedition in Leipzig.

Chr. Sig. Ackermann.

Askania,

Zeitschrift für Leben, Litteratur und Kunst.

5s Heft. Mai 1820.

Probescenen

aus:

Carl der Kühne.

Trauerspiel

von

Wilhelm von Schütz.

Personen.

Kaiser Friedrich.
Ludwig der eilfte, König von Frankreich.
Alphons, König von Portugal.
Graf Carl von Charolois, nachher Herzog von Burgund unter dem Namen Carl der Kühne.
Erzherzog Maximilian, Sohn Kaiser Friedrichs.
Erzherzog Sigismund, Herr von Tyrol und Pfirt.
Nicolaus von Anjou.
René, dessen Neffe, Sohn des Grafen Vaudemont, nachher Herzog von Lothringen.
Graf von St. Paul, Connetable von Frankreich.
Alexander, Bischof zu Forli.
Anton von Burgund, genannt der Bastard, Halbbruder Carl des Kühnen.
Graf Romsy, Marschall von Burgund.
Cleren,
Wilhelm de la Beaume, } burgundische Räthe.

Himbercourt,
Hagenbach,
Reuchamp,
Rübemprün, } burgundische Ritter.

Campo Basso,
Chalert, } burgundische Anführer.

La Tremouille, Machthote des König Ludwig.
Graf von Schlick, Machthote und Rath des Kaiser Friedrich.
Otto von Thierstein, Rath und Ritter des Erzherzog Siegismund.
Ciffron de la Vachiere, lothringischer Ritter.
Graf Somersat, Anführer der englischen Truppen.
Cohne, englischer Hauptmann.

Hadrian von Babenberg,
Nicolaus von Diessenbach,
Hallwyl,
Wabern,
Brandolf von Stein, } schweizerische Ritter.

Kißler, Schultheiß
Franklin, Seckelmeister } zu Bern.

Reding,
Scharmachthal,
Tanner,
Hans im Hof,
Tschudi Haßfurther,
Waldmann, } schweizerische Schultheiße und Anführer.

Der Herr von Blomont.
Der Bürgermeister von Gent.
Der Leutepriester von Luzern.
Herzogin Margaretha, Gemahlin Carl des Kühnen.
Maria, seine Tochter.
Verschiedene Nebenpersonen.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Das Hauptquartier der burgundiſchen Armee vor Lüttich).

Graf Charolois, Anton von Burgund, Graf Rouſſy, Ritter Himbercourt, Wilhelm de la Beaume und Ritter nebſt Gefolge.

Graf Charolois.

Iſt das der Mild' und Selbſtbeſiegung Frucht?
Den Zorn in meiner Bruſt hatt' ich gebändigt,
Und Mars entſetzt, damit die Schonung herrſche;
Dieß Zwiſchenreich der Huld verſäumte Lüttich,
Nun brech' ihm auf ſein Thor der Stier des Krieges.

Anton von Burgund.

Entzieh' ihn nicht, bis du die Antwort hörteſt.

(Ritter Hagenbach tritt auf.)

Graf Charolois.

Hier kommt der Ritter, den ich abgeſandt.
Nun Hagenbach? —

Ritter Hagenbach.

Erhabner Graf, ich bringe,
Wie oft geſchieht, auf mild Erbieten Trotz.

Graf Charolois.

So raſt' auch keinen Augenblick mehr, Sturm,
Aus allen deinen Schlünden brich hervor.
Kommt Helden Burgunds, Rouſſy, Himbercourt,
Empfanget Eures Auftrags Schmuck. Dieß Lüttich,
Ein Roß, geſtachelt durch zu üpp'ge Nahrung,
Die Euer Herzog, mein erhabner Vater

Philipp der gut' ihm reichte, ſprengt den Zügel,
Und will nicht länger Reiters Lenkung duldend,
In ungezähmter Freiheit durch die Triſt
Hinſchweifen, eig'ne Nahrung ſich zu ſuchen,
Ja träumt in ſeiner Wälle feſter Bruſtwehr
Sich ſelbſt zum Ritter, und durch Frankreichs König,
Der aus den Handſchuh zog, den Kiel zu ſpitzen,
Daß künftig Schlauheit herrſche ſtatt der Mannheit,
Geſtärkt zum Kampf mit mir und ſeinen Großen,
Steht's pochend nun auf Macht, Reichthum und Ludwig
In ſeiner Mauern Schild. Den Stahl, Ihr Helden,
Eilt ihm in tauſend Splitter zu zerſchlagen,
Daß Frankreich nicht mir Feind' im Lande panzre.

(Rouſſy, Himbercourt und mehrere Ritter ab.)

Anton von Burgund.

Auf ſie zurück, um Philipp's Will'n zurück.
Denn meine Bruderliebe, die nicht Baſtard,
Vielmehr der Halbheit unſers Bruderthums
Ergänzung leiht, ſieht Schmerz um Lüttichs Trümmer
Des weiſen Vaters krankend Aug' umfloren.

Graf von Charolois.

Mein Sieg ſoll ja der Lebensbalſam werden
Der ihm zurück die flieh'nden Geiſter ruft.
O dieſer Bürger Trotz kann ich nicht dulden!
Was ſprachen ſie?

Ritter Hagenbach.

Wir kennen, ſchrie der Redner,
Zu gut den Grafen Charolois. Wir ſchließen
Mit ihm kein Bündniß, weil er unſer Feind;
Sein raſtlos Sinnen iſt nur, umzuwandeln

In Ritterpracht und Stahl den halben Erdkreis,
Mit ihm die andre Hälfte zu vernichten.

Graf von Charolois.

Nicht umzuwandeln, nein, nur zu erhalten.
Krämer und Weber ſoll'n die Welt nicht herrſchen,
Und, Zwerge nur zu zeugen fähig, ſie
Mit Käfern und Ameiſen nicht bevölkern.
Doch war dieß Alles?

Ritter Hagenbach.

Ferner ſagten ſie,
Philipp der gut' iſt unſer Herr; er grub
Den Born, aus dem uns Recht und Freiheit quillt;
Mit ihm in Ein'gung wollen gern wir treten.
Das etwa war der Inhalt ihrer Worte.

Graf von Charolois.

Und mein Erwiedern dröhnt jetzt in den Lüften! —

(Cleron mit Gefolge tritt auf in Trauerkleidern.)

Nein ſchweigt ihr Büchſen, haltet an den Athem,
Denn es eine trübe Trauerpoſt,
Die her von Brügg' im ſchwarzen Kleide wallt.

Cleron.

Euch Herzog Carl, nicht mehr Graf Charolois —

Graf von Charolois.

Verſtumme, trauernde Geſandſchaft Du
Des finſtern Todes, hemme Laut und Schritt.
Denn ſchon las ich dein herbes Creditiv.
Er iſt nicht mehr, Ihr Hohen von Burgund,
Philipp der Gute nicht mehr, der dieß Reich
Mit ewig feſten Marken hat gepanzert,
Im Nord den Ocean, der die Erd' umgürtet,

Im Süden ein Gebirg und Volk, das mehr
Wie die endloſe See, ein ſchützend Bollwerk.
Philipp von deß' Hand blüh'nder Segen quoll,
Philipp, deß' Reich das Gold der Welt anzog,
Philipp, auf deſſen prächt'gen Herzogshut
Die Kön'ge, ja der Kaiſer Ehren häuften,
Zeugt uns die erſten Thränen nun. O Schmerz,
Daß hier Empörung und Neid auf den Thronen
Uns zwingt die trauerdurſt'ge Bruſt zu zähmen,
Daß, ſtatt im ſchwarzen Kleid am Sarg zu weilen,
Wir lauten Waffenklang anſchlagen müſſen,
Damit die Welt uns find' ihm gleichen Helden.
Du, de la Beaume, meld' unſern Gruß und Schmerz
Den Kön'gen Frankreichs, Englands, wie dem Kaiſer,
Zugleich den Herrn in Welſchland und Caſtilien;
Denn wir ſelbſt müſſ'n im Panzerhemd hier wachen.

Wilhelm de la Beaume.

Nach Frankreich braucht kein Trauerbrief zu wandeln;
Bringt deſſen Lilien doch der hohe Ritter
Und edle Herr, die Euer Lager grüßen.

(Der Concentable Graf von St. Paul, und la Tremouille treten auf.)

la Tremouille.

Ludwig, beweinend des geprieſ'nen Herzogs,
Des guten Philipp Tod, wünſcht goldnen Friedens
Tag' Euch in dieſem ſchönen Herzogthum.

Graf von Charolois.

Und Ihr?

Graf von St. Paul.

Mein Auftrag iſt von rauherm Klang.
Weil ich als Lüttichs Anwald vor Euch trete.

Graf von Charolois.

Rebellischer St. Paul, ehrgeiz'ger Connetable,
Feldherr von Frankreich und sein schlimmster Gegner,
Feindselig jedem Herr'n, für den du kämpfst,
Erst wiegelst Bruder, Vetter und Vasallen
Du deinem König auf; nun sie versöhnt,
Die Flamm' erlosch, mit der dein Ehrgeiz drohte,
Und Philipps Augen kaum geschlossen, eilst du
Zu starrerm Trotz dieß Lüttich noch zu stacheln.
Ja, du nur hast dieß Ludwig zugeflüstert.
Denn deine Art ist's, zu entzwei'n die Herrscher
Weil über dir du keinen dulden willst.

Graf von St. Paul.

Mein Mund spricht Frankreichs Sinn, nicht eig'nen aus,
Und kann empfangnen Vorwurf wieder geben.
Ihr seid's, der König Ludwigs Gegner stärkte,
Der aufgewiegelt ihm den eignen Bruder
Im Herzog von Guyenn' auf Frankreichs Boden,
Zu Krieg entflammend seine Lehn, Bretagne
Und Normandie.

Graf von Charolois.

Du fochtest wohl nicht mit?

Graf von St. Paul.

Ja, ich focht mit, doch aus gerechtem Anlaß.
Bin ich nicht Frankreichs mächtigster Vasall?
Und kränkte Ludwig nicht der Ritter Rechte?
Ihr selbst ja kamt in feuriger Entrüstung
Und schwurt, nie soll' es Frankreichs List gelingen
Zu fäll'n des Heldenthumes stolze Zeder,

Um dafür niedriges Gestrüpp zu pflanzen,
Das sich verschneiden läßt von feiger Klugheit.
Wart Ihr's denn nicht, der ihn Tyrannen schalt.
Doch herrischer wie er, ja unersättlich
Nicht Bürger blos und Freie, nein das ganze
Ritterthum will zu seinen Füßen sehn?
Doch ich durchschaute den Graf Charolois,
Deß Kinn der Mannheit Schmuck noch nicht beleih'n,
Als ich schon da ein grauer Krieger stand,
Ein Held, deß Schwerdt, heilig wie die Monstranz.
Zu Andacht zwang des Abendlandes Ritter,
Bis ich mich los riß von dem falschen Bayard.

Graf von Charolois.

St. Paul, halt an, soll nicht dein grauer Bart
Wie er mich einst zur Ehrfurcht vor dir beugte,
Zu rächerischem Zorn den Geist aufrichten,
Und sage kurz mir Ludwigs Zumuthung.

Graf von St. Paul.

Entsatz von Lüttich, oder Kriegsverheerung
Den Leh'n Guyenn's, Bretagn' und Normandie.

Graf von Charolois.

Hörst du die flammende Bedrängniß wohl,
Die mein Geschütz in Lüttichs Bauch itzt schleudert?
Verlier ich's, schont Ihr jene Länder nicht:
Doch sieg' ich, so laßt Ihr sie wohl in Ruhe.
Carl hat nur eine Wehr, daß er ist Carl,
Drum bitte deinen Herr'n mich zu verschonen
Mit Bietungen, die einem Mäckler ziemen,
Und denen du nicht taugst zum Mittelsmann.

la Tremouille.

Wir ſah'n genug, entlaſſen uns zu achten,
Zu treulichſter Berichtserſtattung eilend.

(ab mit Et. Paul.)

Anton von Burgund.

So tritt der Larventanz der Freundſchaft ab.
Laß ſeinen Platz nun biedern Sinn des Bruders
Einnehmen, dem die herzoeliche Sonne
Das Auge füllt mit Hoffnung und Beſorgniß,
Sieht es, wie ſie den Froſt der Zeit beſcheint.
Denn Winterkälte traf Europas Flur,
Und dürft'ger Wuchs der ehmals üpp'gen Pflanzen
Verkündet Tod. Doch alle Glut der Mannheit,
Das im Planetenkreis erloſch'ne Feuer,
Drängt ſich zuſammen auf Burgunds Gebiet,
Und manch Herz hofft, ſein Carl wird neu beleben
Den Stand der Welt, matt, bleich und athemlos.
Warum auch nicht? Bedarfſt du eins doch nur!
Mäß'gung der glüh'nden Kraft, daß nicht verbrenne
Die froſterlahmte ſtarrende Natur
Vom Uebermaaße deines Heldenfeuers.
Ein Heldenang' iſt das Geſtirn am Himmel,
Nach dem umſonſt der Sehnſucht Blick wird ſuchen,
Wenn du nicht mehr im Wolkenkreiſe wandelſt.
Durchſtürme nicht zu raſch die Bahn der Thaten,
Verwaiſ' uns nicht durch heiße Selſtverwundung,
Betrüg' uns nicht um deines Muthes Früchte.

Graf von Charolois.

Wenn du mich auch aus meiner Bahn nicht lenkſt,

Sollst du in ihr an meiner Hand doch wandeln
Und Mäß'gung oft ins heiße Blut mir gießen.

(Nicolaus von Anjou und Campo Baßo treten auf.)

Da kömmt mein Clytus! — Sei willkommen, Anjou!
Doch welche Mienen legt dein Antlitz an
Sich selbst zu schmäh'n? Dir ziemt ein glänzend Aug'.
Fort mit dem Kummer um Siziliens Thron.
Du bist sein König noch, und nie soll wuchern
Der Raub an deinen hohen Stamm den Räubern.

Campo Baßo. (für sich)

Nach Anjou's Lann', und nicht noch Dinant fragt er,
Ihn mehr wie die besiegte Stadt beachtend.
Kann deß' sich einer seiner Ritter rühmen?

Nicolaus von Anjou.

Ich bring' Euch Herzog Eur' bezähmtes Dinant
In Demuth dar als meiner Treue Pfand.

Carl.

Du bist der erste, der mit Sieg mich grüßt.
Reich durch die That hätt' jeder andre sich
Im Sattel stolz gehoben, und sein Roß
Zu Sprüng'n und Wiehren mit dem Sporn gereizt.
Doch du, ein Fürst, legst mir den Sieg zu Füßen
Wie Pilger Heil'gen Weihgeschenke bringen.

Nicolaus von Anjou.

So ziemt's dem Pilger, den nicht Glut der Andacht,
Vertreibung aus dem Erb' auf Wandrung sendet,
Und den zerfall'ne Herrlichkeit, die ihn
Auf öde Pfade stieß aus ihrer Burg,
Zwar lehrte, nie den Pfad vom Ziel ablenken,
Doch Hoffnung auf des Ziels Gewinn begraben.

O längſt beſchränkt' ich auf Lothringen mich,
Erfreut, kann ich dieß Stammland mir erhalten.

Carl.

Iſt ſolch Entſagen deines Muths Geheimniß?

Nicolaus von Anjou.

Ja dies, wenn ich mich rühmen darf des Muths.
Ein ritterlich geſchmückter Dämon trieb mir
Die Ahnen aus dem Schloß. Könnt' ich mich panzern
Mit allem Stahl im Bauch der Erden auch,
Jenes umgürtend mit 'nem Wald von Lanzen,
Zerſtören würd' ich's nur, nicht mir erobern.
Drum wetzt kein Schwerdt für Anjou und Sizilien,
Doch laßt ihn fechten unter Euern Bannern
Nach alter Art. Mit dieſer Bitte Gruß
Beug' ich mich großer Herrſcher Burgunds Euch.

Carl.

Du ſtolzer Held! du herzogliche Seele!
Schmähſt alſo mein Belohnen deiner Thaten?
Hab' ich denn keinen würd'gen Preis für dich?
Entdecke Nicolaus mir dein Herz!
Hat' nie die ſchöne Erbin von Burgund,
Der Kön'ge Wunſch, die ſtralende Marie,
Der künft'ge Speicher meiner goldnen Erndte,
Verlangen dir in Aug' und Bruſt gehaucht,
Und nie wo Lanzen blinkten, dich befeuert?

Nicolaus von Anjou.

Mein Herzog, auch in ihrer Hoheit Garten
Streifte mein Sinn nie, um ſich Lohn zu pflücken
Für dieſes dunklen Lebens karge Thaten,
Deß' tief erſehntes Ziel ein Heldentod.

Mein jüngerer Neffe René, Vaudmonts Sohn,
Ist eine frischre Blume; spendet der
Die höhre Gunst, und mir laßt nur Lothringen.

(geht ab.)

Carl.

Dieß ist genug. Bei Gott ich könnt auch sprechen:
War' ich nicht Carl, der Anjou mögt' ich sein!

(Himbercourt tritt mit den Geiseln Lüttichs auf.)

Nun Himbercourt, was bringst du uns von Lüttich?

Himbercourt.

Das übermüth'ge Roß ist matt geritten.
Hier sind die Schlüssel jener Eisenthore.

Carl.

Gieb sie an Hagenbach, und schnell bereit' uns
Den Einzug. Schone nicht die Mauern; ihre
Schutzwehr brech' ich der pflichtvergeßnen Stadt.
Fünf von den Geißeln, und der Bürgermeister
Empfah'n den Todesstreich vor meiner Ankunft.
Brandschatzung darfst du nach Belieben fordern.

(Himbercourt ab. Bürgermeister und Bemächtigte von Gent treten auf.)

Ritter Hagenbach.

Erhabner Herr, dieß sind Bemächtigte
Vom Rath zu Gent. Bestäubt vom Kopf zur Sohle,
Weil sie nach Pilgerart sind hergewallt,
Demuth bekundend durch den Gang zu Fuß,
Tragen sie selbst die Banner auf den Lanzen,
Und reichen die Verbriefungen zurück,
Beinachend die Bestät'gung Eurer Huld.

Der Bürgermeiſter von Gent.

Wir beugen hoher Herzog Euch die Knie,
Sind nicht Rebell'n, woll'n Eure Macht nicht ſchmälern,
Und übergeben Eurem Ritterſinn
Denn unſ're Recht' und Banner hier in Hoffnung,
In Lehn zurück von Euch ſie zu erhalten.
Erkennt uns an, und ſeid uns Oberhaupt.

Carl.

So ſenkt die Speer' und legt die Banner nieder.

(die Banner und Privilegien werden übergeben, Carl zerreißt die Privilegien.)

Die Privilegien jedoch zerreiß' ich,
Und ſchreibe ſelbſt Euch Recht' auf, die Euch frommen.
Geht heim jetzt, dieß den Bürgern anzukünd'gen.

(die Abgeſandten gehn ab. Graf Schlick mit Begleitung tritt auf.)

Ich ſeh' der Kaiſer auch ſchickt uns Geſandte.
Gebt uns das Schreiben Eures hohen Herrn.

(nachdem er geleſen)

Wir danken Kaiſerlicher Majeſtät
Den Gruß, den uns Vertrau'n und Freundſchaft ſenden,
Doch finden wir dieß Blatt den Eingang nur
Zu dem, was Eurem Mund ſcheint anvertraut.

Graf von Schlick.

Herzog, wie Euch, ſo droht der Chriſtenheit
Gefahr die ſchlaue Herrſchgier jenes Ludwig,
Der raſtlos lauernd webt an ein Geflecht,
Das unſrer Vorzeit hohen Herkules
Mit giftiger Entkräftung ſoll umſtricken.
Wie ſolchem Feind nun zu begegnen ſei,
Ob durch Verein zu Widerſtand, zu Angriff,

Giebt Euch des Reiches Oberhaupt anheim,
Zum Bund geneigt für jede Art der Sichrung,
Und der Weltsegen, den ihm zeigt solch Ziel,
Verherrlicht sich, wenn noch sein Vaterblick
Auch Eure hochbegabte Tochter, samt
Dem Inbegriff erblüh'nder Hoffnungen,
Samt Maximilian, seinem edlen Sohn
Hinein in dieses Bild der Zukunft stellt.

Carl.

Wir woll'n den Antrag prüfen und erwiedern,
Sagt dieß nach unserm Gruße Euerm Kaiser.

(Graf Schick und alles Gefolge ab.)

O dieser Worte bunten Glanz durchschau' ich!
Auch er will Burgunds künft'gen Purpur weben
In eines andern Fürstenhauses Mantel.
Dieß schwill'nde Herzogthum, der neue Reim,
Aus dem das Abendland in hellerm Schimmer
Ersteigen soll gleich einem goldnen Garten
Durch Burgunds Kind, und Anjou's tief gekränkten
Sproß fortgepflanzt, seh'n sie wie karge Sammler
Mit Wuchrer Augen an, und woll'n verschlingen
Dieß schöne Erbtheil, wollen gleich dem Landmann,
Der mehrt des Ackers Kraft durch fremde Pferchung,
Sich so den angestammten Staat bereichern,
Und prassen von der Herrlichkeit Burgunds.
Ihr Knicker! Nun soll Euch der Zauberglanz,
Der Euch verblendet, in Bezaubrung locken.

(Herzogin Margaretha und Marie treten auf.)

Erhabne Margaretha seid willkommen!

Margaretha.

Ich eilte, meinen Herzog zu begrüßen.

Carl.

Ich ſinne meine Herzogin zu ehren.

Margaretha.

Dein ſiegreich Schwerdt nimmt dir des Sinnens Müh!

Carl.

Mein hohe Gattin, es vermehrt ſie jetzt.
Denn ſeid des allgeprieſ'nen Philipps Wirken,
Europens Herrn ein ſcharf geprägter Stempel,
Der Tod zerbrochen, richten ſie die Blicke
Hin nach dem Sohn, und wollen den verſuchen,
Ob er des Vaters feſte Kraft erneue.
Drum fordern Thaten die geſpannten Augen,
Und Überlegung die verworrnen Pfade.
Mari' ſelbſt, ſeit ſie ward aus Burgunds Enklin
Deß' Tochter, mehrt die Wünſche, die ſich waffnen
Mit unſrer Macht nur woll'n durch Schein der Liebe.
Komm trautes Kind. Dem jungen Maximilian,
Deß' Rittertugenden dieß Blatt beſungen,
Und mit deß' Schmuck ſich Deutſchlands Hoffnung putzt,
Sollſt Hoffnung du auf deine Gunſt erregen
Durch einen Brief, der ihren Wachsthum nährt.

Maria.

Ich ſelbſt mein Vater, ſoll dem nie geſeh'nen
Ritter der Lieb' Erröthen bring'n entgegen? —
Der Neigung Sprache führ' ich ſchlecht, und jene,
Die Staatsverträg' anbietet, nicht geſchickter.

Carl.

Erzittre nicht du holder Preis der Liebe.

Mein, köſtlicher Demant an Anjou's Finger,
Beſorge nicht, daß ich dich je entferne
Von ſolchem blüh'nden Ziele goldner Hoffnung.
Jetzt ſollſt du nur ſelbſtſüchtges Freien ſtrafen,
Doch nie Anjou geweihte Gunſt erſchüttern.
Er erbt allein mit dir mein Heldenthum,
Dem Dau'r web' Eurer Ehe Spindelwebe.
Setz' dich, mein Mund ſoll deine Feder tränken,
Und was du ſchreibſt, trübt Anjou's Hoffnung nicht.

Marie.

Durch mich empfing ſein Trübſinn keine Röthe,
Doch ich erröth' indem ich auf Geheiß
Mit Pergamen und Griffel mich verkaufe. (ſetzt ſich.)

Carl. (dictirend.)

Ich folge meines Vaters Will'n mit Freuden,
Indem ich dieſen Ring dem Ritter ſende,
Auf den Europas Hoffnung lächelnd blickt,
Und dem ich kund thun ſoll, daß Burgunds Herzog
Ihn würdig hält, zu werben um — Marie. —
Nun ſiegle deinen Ring ein in dieß Blatt.

Marie.

Und ſoll 's zum Herzog?

Carl.

Ja. Dein Alter pflanzt noch
Mit Blumen ohne Wurzel Liebesgärten.

Marie.

Hier iſt die Schrift, die, ſchrieb ich auch nur nach,
Mein Herz beklemmt.

Margaretha.

Ich, die Stiefmutter, will

Die Schweſter ſpielend, dieſe Angſt verſcheuchen,
Scheidend von ihm jetzt, den Europa drängt. (ab mit Marie.)

Carl.

Stieg über meines Lebens Wald nun auf
Der Herrſchaft Sonn', und riß des Dunkels Schleier,
Das ihn bisher im Kreis der Fürſten deckte?
Trüb' brach nicht an mein Tag, der Morgen funkelt
In meiner Plane Rieſentannen hell,
Und jene Wolken, die am Firmament
Noch droh'n, bezwingt die in mir glüh'nde Sonne.
Bald bald jedoch muß flamm'n mein heller Mittag,
Soll alle Stern' in meiner Nacht bedrohten
Bahn ich mit ew'gen Lichtes Glanz durchglüh'n,
Und die Verdunkler meiner Zukunft ſtrafen,
Den liſt'gen Schößling aus dem Hauſe Valois,
Der meinen Stamm, wie Anjou's will entwurzeln,
Den Ludwig, der den gold'nen Ritterhelm
In ſchlauer Feigheit Teppich ſinnt zu hüllen.
Doch Welt, du wirſt mein Regiment anſtaunen!
Denn Heldenkraft, die aus Europas Lenden
Entwich, erſteigt in Carl als neuer Phönix
Aus Aſche tauſendjähr'ger Herrlichkeit,
Sein Ziel der Türk' einſt noch, dem nicht mehr gnügt
In Conſtantins gewalt'ger Stadt zu thronen,
Der ſchon in Kaiſers Wildbahn wagt zu pürſchen.

(Erzherzog Siegmund und Wilhelm de la Beaume treten auf.)

Wilhelm de la Beaume.

Öſtreichs Erzherzog Siegmund, hoher Carl,
Geht Euch mit Bitt' an um Gehör durch mich.

Carl.

Laß uns mit ihm, und fördre dieſen Brief. (Wilhelm de la Braume ab.)
Welch Antrieb führet Euch, Siegmund, her bis Lüttich?

Erzherzog Siegmund.

Nicht jener, durch den Euer Hauptquartier
Botſchafter jetzt aus ganz Europa füllen.
Ich bringe mich nur ſelbſt, nicht die Verſtellung,
Den Neid und die geheimen Wünſche die
Gehüllt in Ehrfurcht gleich Trabanten lauern.
Ich will von Euch nicht Länder, will nicht Waffen,
Will nicht die blüh'nde Erbin Eures Reichs,
Statt alles deß' nur eine mäß'ge Summe,
Nur ausgeprägtes Gold aus Euerm Schatz.

Carl.

Ein neuer Ritterzug ſeltſamer Art.
Und was ſinnt mit dem Silber Ihr zu kaufen?

Erzherzog Siegmund.

Solch Fragen Burgunds ſoll mich nur beſchämen!
Denn meine Fehd' in Bern ward ja weltkundig.
Wer weiß nicht, daß ein Friedensgeld ſie austrug?
Es droht zu ſchlagen der Bezahlung Stunde.

Carl.

Wie? Ihr ein Ritter, dem, ſo ſpricht die Sage,
Schirm wider Bern des Vaterlandes Adel bot,
Wollt Euch mit rothem Gold den Hirten nah'n,
Und ihnen nicht die Stahlgelenke zeigen?

Erzherzog Siegmund.

Nie brech' ich Friede mehr und Treu dem Lande,
Das ich als zweite theure Heimath liebe.
Und mancher Euer Gau'n ſtößt an Burgund.

Wenn ich am Abend von dem Schloß zu Insbruck
In's rothe Eisgebirg' hinschau', so reit' ich
Entlängst den lieben Rhein oft in Gedanken,
Bis ich mich find' am grünen Bodensee,
Vor mir am Ufer ausgebreitet Constanz,
Wo mich langlock'ge Jüngling' einst wie Mädchen
Das Haar gekränzt, begrüßt, und manch hold Kind
Sich freundlich lächelnd bis an's Roß mir drängte.
Helft, daß ich bleib' auch treu so treuem Volk.

Carl.

Zu leicht vergaßt Ihr die erlittne Kränkung.
Ich biet' Euch mächt'gen Beistand an zur Rache.

Erzherzog Siegismund.

Zu redlich bin ich Euch, ihn zu benutzen.
Denn, heldenmüth'ger Carl, traut meinen Worten.
So kennen lernt' ich jenes Schweizervolk,
Daß kaum den Feind ich stacheln mag zum Krieg
Mit der gewalt'gen Hirtenschaar der Alpen.

Carl.

Daß Ihr im Kampf erlagt, lehrt Euch den Rath.

Erzherzog Siegmund.

Nein, daß ein Hektor jeder Schweizer ist,
Vielmehr ein Herkules, ja ein Gygant,
Ein Ries' an Leib und Muth, sein Sinn so ehern,
Daß wir zu Zwergen gegen ihn verschrumpfen.
Glaubt, wenn in Trümmer bricht die ganze Welt,
Bleibt fest der Schweizer stehn in seinen Bergen.

Carl.

Ein Caucasus! Termopylä sein Pfyrt. —
Wir sind uns Nachbarn. Pfyrt, die Waldvogtei

Erzherzog Siegmund.

Drum hindert nachbarlich der schönen Länder,
Des Herzens theures Eigenthums Verpfändung
An Ludwig.

Carl.

Was? dergleichen sannt Ihr schon?

Erzherzog Siegmund.

Ich müßte weinen, würd' er Herr der Gauen,
Und nie besucht ich dann die Habsburg mehr,
Die hohe Burg, Held Rudolfs Eisenheim,
Aus der er niederwarf Philipp den Schönen.
Nur Graf noch war er, als er schon dort sprach:
Mit vierzig tausend Deutschen hier in diesem
Land biet' ich Frankreich Trotz, ja wohl Europa;
Und bald sucht' auch sein Haupt die Kaiserkrone.

Carl.

Um Alles! wer hat diesen mir gesandt?
Ihm konnt' ein guter Geist das Roß nur zähmen.
Des großen Rudolf Wiege mein Besitz,
Und jenes Riesenvolk mir zu Cohorten! —

Erzherzog Siegmund.

Was sinnt Ihr Herzog? Zeitigt den Beschluß.

Carl.

Die Feste Rudolfs — Mögt Ihr Pfort mir lassen?

Erzherzog Siegmund.

Pfort? Nein. Mir ist mein Insbruck werther kaum.
Ich ward im Schweizerlande selbst zum Schweizer.

Carl

Laßt Eure Noth und meinen Wunsch sich ein'gen.

Ein Pfandvertrag von wen'ger Jahre Dauer
Trennt Euch nicht lang von der geliebten Landſchaft.

Erzherzog Siegmund.

Mich ſelbſt, ſoll ich dem Antrag ja erwiedern,
Befrag' ich nicht. Thierſtein, mein Rath, entſcheide,
Und er wird den Beſchluß Euch überbringen. (geht ab.)

Carl.

Bezaubert hat er mich, und in Gedanken,
Durch ihn in innrer Bruſt erweckt, verſink' ich.
Sterndeutriſch ſaß ich lang in tiefſter Nacht,
Fand doppelſinnig die ſider'ſchen Zeichen,
Zagt' und erbangte. Heiß von Muth doch furchtſam,
Bis endlich auf das lichte Bildniß funkelt,
Das mich mit tiefem tiefem Durſt erfüllt,
Sein letzt Ziel zeigend dem bewegten Geiſt.
War's dieß, was mich, wenn ich vom Jura ſah
Im Abendlicht den eisgepanzerten
Ritter auf hoher Alp', in Sehnſucht ſchmelz,
Die fern dem blinkenden Roland verſchmachtend,
Dem Herzen Kühlung ſucht' an ſeinem Schilde?
Zu ihm will ich hinauf! Feigherz'ger Burgund,
Nahmſt du dir ſelbſt untreu Liſt in die Hand,
Die nur nach Stahl mit allen Sehnen lechzt?
Ludwig und Friedrich mußt du dir ja zähmen.
O Schmach ſie erſt umwerben und umſchmeicheln;
Aus fordr' ich ſie gegürtet mit den Alpen.

Wilhelm de la Beaume. (eintretend)

Geruht zu hören, was Euch Frankreichs König
Heimlich hier in vertrauten Zeilen ſagt.
Weil Ihr St. Paul verwarft, will er nun ſelbſt

Die ew'ge Eintracht feſt mit Euch beſiegeln.
Ihr trefft ihn in Perſon an zu Peronne,
Der Perl', die Ihr aus ſeiner Kron' ihm bracht

Carl.

Schreib ihm, ich komme nicht.

Wilhelm de la Beaume.

Der Brief ſagt mehr.
Auf Frankreichs Boden, hart an Eurer Grenze,
Steht ſchon, nach Angab' ihm zum Schirm, ſein Heer.
Doch, ſagt Ihr Schutz ihm zu, will er's entlaſſend
Komm'n in die jetzt burgundſche Stadt allein.

Carl.

Ha Ludwig, du, der Schlange ſollte heißen,
Bekämpfſt du immer mich nach Schlangenart?
Wie ſo dies Thier beſtrickt den Mächtigſten,
Daß er meiſt liegt umnetzt vom gift'gen Garn,
Eh ſich noch konnten Arm und Schwerdt verbrüdern,
Lähmſt du auch jetzt mich wieder. Bund mit dir
Will ich ja nicht! ich griff nach anderm Handſchuh,
Und weil du ſannſt der Seele kühnern Flug
Zu hemmen, ſoll dich nun Vernichtung ſtrafen. (beide ab.)

Zweite Scene.

(Zu Peronne. Zimmer.)

St. Paul und la Tremouille treten auf.

la Tremouille.

Graf, wie gefällt Euch die Zuſammenkunft?

St. Paul.

Eh thürmt' ich Felsen zwischen Carl und Ludwig,
Sprengte die Brücke, die sie führt zusammen,
Und dehnt' itzt die Saone aus zur See,
Als ich in Eintracht mögte sehn die Zwei,
Carl, der der Welt Veraltung will verjüngen,
Doch sie in Staub zertritt aus stolzem Zorn,
Und Ludwig, der uns All' sinnt zu entmannen,
Daß herrsche sein Kraft hassend schwacher Geist.

la Tremouille.

Von Carl fürcht' ich, er kömmt in voller Rüstung.

St. Paul.

Nicht ständ' ich hier, wenn mir die Hoffnung fehlte,
Und Zwist nicht dieß Tyrannenpaar zerfleischte.

König Ludwig (eintretend.)

Was schreibt Euch auf die Stirn Unmuth, der mir
Wohl des wortkargen Mundes Schweigen deutet?

la Tremouille.

Die Nachricht, Burgund zieh' mit Truppen an.

König Ludwig.

War er je listig? Seiner kühnen Plane
Fackel vergönnt er nur zu weites Leuchten,
Und daß er mich Schirmlosen räuberisch
In seiner Stadt ergreife, fürcht' ich nicht.

la Tremouille.

Dennoch mein Rath, auch Eure Macht zu sammeln.

König Ludwig.

Krieg wo er frommt, und hier frommt er mir nicht!
Denn hoffentlich seid Ihr doch Frankreichs Freunde,
Seit Bündniß, mit dem Bruder von Guyenne

Heut abgeſchloſſen, jenen Krieg bezwang,
Den Burgund nährte, St. Paul unterſtützte.

St. Paul.

Welch mächt'ger Zug dort auf dem Weg nach Cambray?

König Ludwig.

Beim heil'gen Dionyſius! Burgunds Ritter.
Ich glaube Muhamet, der bald zweihundert
Städt', und zwölf Königreich' erobert hat,
Vermag ſo prächt'gen Zug jetzt nur zu führen;
Denn in der Chriſtenheit kann es kein zweiter.

Carl. (eintretend.)

König von Frankreich, unſern Gruß. Ihr kamt
In Burgunds Stadt vor ihm unangemeldet,
Und mögt die ſchlechte Herberg' drum entſchuld'gen.

König Ludwig.

Ihr geht zu weit in Eurer Courtoiſie,
Die mich verſtummen macht bei ſolchem Glanz,
Und trefft hier einen ſchlichten König nur.

Carl.

Laßt ſchnell zu meiner Ankunft Zweck uns ſchreiten,
Und ruft, wenn Ihr denn ſinnt auf feſten Frieden,
Den Bruder her, dem Ihr die Lehn verſagt,
Und dem ich drum mein ſiegreich Schwerdt verheißen.

König Ludwig.

Verſöhnt hat dieſmal das entzwei'nde Geld,
Und trotzende Vaſallenſchaft beſchwichtigt.
Der Bruder trat uns gegen Jahrgelds Zahlung
Die Lehn ab, nun ſind wir im Reich nur Herrſcher.

Carl.

Und was von uns zu Conflans ward verbricft?
Den Bund, den nie zu brechen Ihr gelobtet? —

Ritter Hagenbach. (eintretend.

Vergebt, doch Noth gebeut, daß dring'n ich müßte
In die geheimſte Unterhandlung ein.
Verrath und Frevel haben ſich verſchwiſtert
Um aufzuwiegeln und in Blut zu tauchen,
Nachdem Ihr kaum von Lüttich aufgebrochen,
Die Stadt, die ſich recht nährt vom Bruch der Treue.
Es waren Abgeſandte dieſes Königs,
Die jenes Jerichos, trotz der gebrochnen
Mau'r zur Empörung wieder aufdrometet,
Indeß' Euch eitler Vorwand hergelockt.
Bittern Verluſt, furchtbar grauſame Gräuel
Hätt' ich zu ſagen, Himbercourt's Verwundung
Stellend dem blutigen Bericht voran,
Den ich verſchiebe. Hätte Burgunds Schutzgeiſt,
Der nicht Verhöhnung ſeines Lieblings duldet,
Mir nicht geheimen Weg gebahnt, Ihr ſtändet
Getäuſcht hier bis geſichert Euer Gegner.

Carl.

Auf reißt nach Euch ſich meines Ingrimms Kralle,
Ludwig, nicht König, Sklave feigen Meineids,
Und will Euch züchtigen, Euch in Scherben ſchlagend.
Seid Ihr geſalbt? Nein. Sterbt von meinem Schwerdt.
Eiſen erlöſ' die Welt von dieſem Heuchler.

Ritter Hagenbach.

Er iſt, durchlaucht'ger Herr, in Eurer Macht.

Laßt nach gedämpftem Zorn kalt Blut verüben
Die Rache, die ihn strafend Euch bereichert.

Carl.

Hartschiere sollen rings die Stadt besetzen.
Des Schlosses Brücken werden aufgezogen,
Und Wache macht dieß Zimmer zum Gefängniß.

König Ludwig.

Beim Himmel, Herzog, Euer Jähzorn schreckt mich,
Und schafft mir Sorg' um Euch mehr wie um Ludwig.
Auf unverbürgte Zeitung das 'nem König? —
Von Lüttichs Frevel jede Kund' entbehrend,
Steh' ich zum Zeichen strenger Mißbill'gung
Der dort verübten That bereit mit Büchsen
Zu geißeln die verklagte Stadt. — Ihr schweigt?
Wer alles mit dem Schwerdte will ertrotzen,
Dem springt doch einst der hart geschlagne Stahl.
Weh ihm der eine Waff', und sich nur kennt,
Das ruh'ge Aug' auf jede Kraft nicht richtend,
Noch willig weicht zu hartem Widerstand.

Carl.

Sprich du zu ihm, denn mich verzehrt der Zorn.

Ritter Hagenbach.

Nicht Glut entgegnet, Fassung diesem Lauscher.

Carl.

Er macht mich roth und bleich bald, kalt und heiß.
Die Stimme, wenn ich reden will, vergeht mir.
Ludwig, wollt Ihr den Bund von Conflans halten?

König Ludwig.

Geehrter Vetter, sagt, ob ich ihn brach.

Carl.

Und wollt Ihr den Verrath von Lättich rächen?

König Ludwig.

Zu welcher Frist es Euer Sinn begehrt,
Mit einem Heer, so ſtark und ſchwach Ihr wollt,
Bekämpf' ich mit Euch die Rebell'n und gebe
Bretagn' und Normandie zu Lehn zurück,
Wenn das mit Euch mir feſten Bund erkauft.

Carl.

Wie er aus feiger Furcht nun alles zuſagt!
Ja er ſelbſt züchtige die treuloſen Städte. —
Beſchwört Ihr die Zuſag' am Cruzifix
Des großen Carl?

König Ludwig.

Sofort kommt zur Kapelle,
Woſelbſt Ihr heil'gen Eid empfangen werdet. (Alle ab.)

Dritte Scene.

(Verſammlung der Eidgenoſſen.)

Graf Otto von Thierſtein, Peter Kißler, Hadrian von Bubenberg, Nicolaus von Dieſſenbach, Ritter Hallwyl, Wabern, Reding, Fränklin.

Otto von Thierſtein.

(auf mehrere Beutel mit Geld zeigend.)

So trennt Euch dieß Metall von Siegmund nun.
Bereut es nie. Er gab das Geld gerührt,
Euch mit dem Abſchied noch die Warnung ſendend,
Daß Ihr Euch mit den Junkherrn, die Ihr kränket

Im ungerechten Zwiſt, verſöhnen mögt.
Ich geh' und wiederhol' Euch dieſen Rath. (geht ab. Pauſe.)

Fränklin.

Läßt ſeine Mahnung Schweigen nur zurück?

Peter Kißler.

Sie weckt kein Zwingherrn Recht mehr aus dem Schlaf.

Fränklin.

Schon einſt von frecher Unkenntniß begraben,
Rief's doch an's Licht zurück der Väter Weisheit.

Hadrian von Bubenberg.

Dank dir, deß du das Recht ehrſt, Seckelmeiſter.
Wir Ritter wolln uns ritterlich bezeigen,
Was uns gebührt nicht fordern, es erwarten
Vom gleich gerechten Sinn der Eidgenoſſen.

Peter Kißler.

Doch wir erwarten nicht, vielmehr wir fordern,
Daß ſich die Ritter ſtolz nicht überheben
Durch Kleiderpracht, verpönt ſeit ich amtire.
Ihr Männer, nochmals muß ich ſie verklagen,
Drei Königstag ward mein Gebot verletzt.
Der Tracht Auszeichnung woll'n ſie fortbehaupten.

Hadrian von Bubenberg.

Das wollen wir, du Mann des bleichen Neides,
Denn Standesunterſchied iſt Gottes Schickung,
Und unantaſtbar ewig ſind die Rechte
Der Ritterſchaft, ſo lange niedre Thaten
Sie nicht entweih'n.

Nicolaus von Dießenbach.

Kißler, Ihr ſeid zu rauh.

Peter Kißler.

Die Junker ſind zu ſtolz.

Hallwyl.

Männer, gedenkt,
Was wir für Euch und Eure Rechte thaten.

Fränklin.

Ich ſah die Zeit, wo jene edle Herrn
Das Haar ſich hätten eh'r aus ihren Bärten
Ausraufen laſſen, als ein Recht uns kürzen.

Hadrian von Bubenberg.

Aus dir, du würd'ger Greis, ſpricht edler Sinn,
Und wohin geht des Schultheiß Abſicht weiß ich.
Doch heil'ger ſind wie ihm uns Recht und Heimat.
Bei Gott, nicht ſollen ſpäte Enkel ſagen,
Daß wir der Schweiz von Euch erhöhter Freiheit
Den Stahl je zeigten. Fern iſt Zwietracht uns.
Doch muß ich hier im Sinn des Adels ſprechen.
Bürger, wir ehren Euch mehr wie uns ſelbſt
Und ſcheiden wir jetzt, ſo wills Standespflicht.
In Bürgertracht kann hier kein Ritter ſitzen.
Gattin und Töchter laſſen wir zurück,
Die Euch durch Adelsſchmuck nicht kränken werden.
Unbill iſt Eu'r Geſetz. Doch es beſteht.
Zweimal bracht Ihr ein altes heil'ges Recht,
Und Unrecht ſelbſt, weil Ihr's Geſetz getauft,
Mög' uns zu Fehd' und Widerſtand nicht reitzen.
Wir fügen ihm, ſo lang es gilt, uns ſämmtlich.
Doch daß Ihr's prüft, und es der Rath aufhebe,
Das, Urlaub von Euch nehmend, hoffen wir.
Ich geh mich Burgunds Rittern zu geſellen. (geht ab.)

Nikolaus von Dießenbach.

Ich zieh' an Ludwigs Hof. (geht ab.)

Wabern.

Und ich zum Kaiser. (geht ab.)

Hallwyl.

Lebt wohl Ihr Männer, laßt Euch nicht bethören.

(geht ab mit mehreren Rittern.)

Fränklin.

Ihr seht sie gehn. Das sind der Kränkung Folgen.

Reding.

Schweitz, Uri, Zug, Luzern und Unterwalden,
Für die ich spreche, können dieß nicht bill'gen.

Fränklin.

Mein Rath, Ihr schreibt den Herr'n, wir hofften von
Der Denkung ihres Adels, daß bis Ostern,
Weil des Gesetzes Ändrung dann erst statthaft,
Zu lieb gemeinem Wesen sie sich mögten
Der Kleidersatzung fügen. Das versöhnt sie.

Ritter Hagenbach. (eintretend.)

Es sendet Carl von Burgund mich hierher,
Euch anzusagen, weil den Friedenssold,
So Ihr von Siegmund nahmt, er vorgestreckt,
Pfort, sammt Vogtei'n und Städten ward sein Pfandgut.
Die Schrift hier setzt mich ein zum Vogt. Ich gehe
Nach Laufenburg, die Wappen von Burgund
Aufrichtend, Huld'gung für ihn anzunehmen.
Des Auftrags Eil verbeut mir längres Rasten. (geht ab. Pause.)

Fränklin.

Was macht der Eidgenossen Rath so stumm?
Schon Ritter Hagenbach in Pfort erschreckt Euch?

Der Vogt ſchon des gewaltigen Burgund?
Auf keiner Bank ein Wort? Auch Kißler ſchweigt?
Er mag uns nun ein tapfrer Schultheiß werden,
Wie hier den Rittern, Carl die Zähne fletſchen,
Und, naht Burgund den Alpen, ihn verſcheuchen,
So kühn, wie er die Herrn trieb von den Sitzen.

Peter Kißler.

Dir giebt dein Bart zu ſolchem Spott kein Recht.

Fränklin.

Gerechter Gott! Du meinſt alſo, ich ſpotte?
Spott hat verlernt der neunzigjährge Kürſchner.
O trügt Euch nicht. Denkt droh'nder Noth, Ihr Männer.
Was ſind wir Hirten gegen Frankreichs König?
Und fragt nur Dießenbach, fragt Bubenberg,
Wie Tag und Nacht der ſinnt und Pläne ſchmiedet,
Um Krieg zu meiden mit dem wilden Mann,
Der, ſelbſt wenn er die ganze Chriſtenheit
Erobert hätte, ruh'gen Schlaf nicht fände.
Was furcht des Kaiſer Friedrich Stirn? Burgund,
Dem Thron und Kaiſerſtuhl nur dürft'ge Beute.
Nun wohnt er mitten unter uns in Gauen,
Durch Siegmunds Mild' einſt gute Nachbarſchaft.
Bald ſchickt er Artill'rie, Hartſchier' und Reiter,
Bald überſchmettert die Dromete Burgunds
Den Uriſtier, die Kuh von Unterwalden.
Wenn Ihr jetzt ſelbſt noch tagt in Euern Sachen,
So ſchickt Euch trotzig dann, ein Vogt befehle,
Und unſre tapfern Krieg bewährten Ritter
Habt Ihr erzürnt. Hilft nicht der Himmel ſelbſt
Uns dieſesmal, werd' ich den frohen Muth

Wohl ſelbſt begraben bald, von dem ich dachte,
Er würde friedſam mir die Augen ſchließen.

Peter Kißler.

Dir ſchließ ich heut den Mund, und dieſe Sitzung.

Fränklin.

Ich ſchweig' und geh'. Wer mögt' auch Zwiſt hier ſtiften!

(Die Verſammlung geht auseinander.)

Vierte Scene.

(Zu Lüttich. Zimmer.)

Carl von Burgund, Anton von Burgund, König Ludwig und Rouſſy treten auf.

Carl.

Ha wie beſtäubt von Lüttichs Pulverdampf,
Und Kriegsdrang ruft in neuen Schlachtendonner!

König Ludwig.

Die Thürm' und Kirchen, ſo der Stücke Glut
Zum Trotz dem eiſ'gen Panzer, den der kalte
Froſt ihnen anthat, hier in Staub zermalmte,
Baut kaum ein blühend halb Jahrhundert wieder
Den dießmal matt geſchlagnen Bürgern auf.

Carl.

Welch' überlegen, wo den Schild zu putzen,
Weil Mars Schwerdt wieder blinkt, die Muße fehlt!
Rouſſy, wir ſenden dich ſogleich nach Neuß.

Rouſſy.

Dem winzigen Caſtel im Kölnerlande?

Carl.

Dein Schwerdt entehrt ſo dürft'ger Auftrag nicht.
Dießmal flicht ſchneller Sieg den Kranz. Drum eile.

Anton von Burgund.

Was that dir Neuß? Kann dich ein Neuß entflammen?

Carl.

Der Pabſt blies meinen Zorn und Krieg dort an.
Kölns Biſthum war erledigt kaum, als ich's
Verhieß dem Vetter des verblichnen Herrn.
Trotz dem will's Rom verleihn 'nem wilden Heſſen.
Nun weil's nicht weicht, beſetzt mein Schwerdt die Pfründe.

Anton von Burgund.

Carl, nur nicht dieſen Kampf.

Carl.

Rouſſy nach Neuß!
Ganz Cölln eroberſt du in dieſer Veſtung.

Rouſſy.

Kommt hoher Anton; kurz wird dieſer Feldzug.

Anton von Burgund.

Ja ich geh' mit, weil mich Beſorgniß treibt. (ab mit Rouſſy.)

König Ludwig.

So grüß' auch ich bald wieder mein Paris.
Verſargt iſt unſers Zwiſt's Anlaß ja nun.
Euch trotzt kein Lüttich mehr, und mir kein Bender,
Den einſt mein Gegner, jäher Tod umfaßte.

Carl. (für ſich.)

Ich mögt' ihn fragen, wer begrub den Herzog?

König Ludwig.

Auch blüht für Frankreichs Thron ein Dauphin endlich,
Vielleicht noch künftig Freier Euer Erbin.

Schon itzt ließ sich ein dauernd Bündniß knüpfen.
Das kleinste Steinchen, meiner Kron' entwandt,
Ist Kirchenraub den jede List rückkauft.
Drum bleibt Burgund, ich Frankreich; so verschont
Uns drohender Zusammenbruch der Staaten;
Und wenn die Red' ist, Herzog, von Vertrau'n,
Denkt an Peronn' und denkt an mein Verfahren
Als Ihr in meiner Wälle Garn verirrt.

Carl.

Will Ludwig edler sein wie Carl, o dann
Lügt die Natur, die mich erschuf zum Helden.
Wär' dieser Arm, dieß Herz, und diese Glut
Der Feigheit günstig, doch der Schwätzer edel,
So müßt' ich mich in ew'ge Schmach ja hüllen
Vor diesem Dämon, der mich stets vergiftet.

König Ludwig.

Ihr schweigt? Ihr überlegt? Nun ich will häufen
Der Treu' Zeugnisse. Carl, ich warn' Euch jetzt.
Graf Cola Campo Baßo von Molise,
Der mit der Anjou Stamm kam aus Neapel,
Sucht Eure Näh'. Drum, wenn Euch Mißtrau'n drängt.
Entladet es auf ihn, der, als er buhlte
Um Eure Gunst, sich mir zum Dienst erbot.

Carl.

Wenn nur die Welt nicht diesen Ludwig trüge!
O hätt' ich mir die Schlang' erst abgestreift!
Den Argwohn, diesen Wurm für Muth und Kraft.
Will in die glüh'nde Brust wie kalten Laich
Er mir, damit ich nur erlahme, geifern.

König Ludwig.

Noch immer ſtumm? So lebt denn Herzog wohl!
Ich ſcheid' Euch, nur gezwungen Euer Gegner. (geht ab.)

Carl.

Ha die gepreßte Lunge fleugt nun wieder
Ein Vogel gegen Luft, die Sterne tränkten,
Und ſchöpft aus ihr im reichſten Übermaaß
Zu größern Kämpfen Muth nach dieſem Säumen.
(Campo Baſo tritt ein.)
Wie? War's nicht der, den Ludwig warnend nannte?
Wie bleich ſein Antlitz und ſein Aug' wie düſter!
Wer Campo Baſo gab dir heut ein Ausſehn
Als wenn du wärſt dem ſchwarzen Styx entſtiegen?

Campo Baſo.

Komm' ich doch auch vom düſtern Styx, mein Herzog.
Denn ich begrub mein Leben, meinen Anjou,
Es fraß ihn gift'ger Seuche Zahn bei Nancy.

Carl.

Iſt Anjou todt? So werde zur Megäre,
Sonn', und geißl' aus dem Himmel die Geſtirne,
Damit chaotſche Nacht was war zertrümmre,
Und der Zukunft Bärmutter trocken werde!
O Anjou todt! Carls Stamm und Thaten todt.
O Anjou todt! Nun Ehr' und Adel todt.
O Anjou todt! Nun Recht und Treue todt.
Nancy ſein Grab! — Du ſchickſalsſchwangre Stätte!

Campo Baſo.

Herzog!

Carl.

O hört nicht Ohren, ſeht nicht Augen!

Strömʼ all mein heißes Blut ins Herz zurück,
Da zünde dir den Scheiterhaufen an,
Und brennʼ auf eigner Flamme Heerd zu Asche.

Campo Baßo.

Herzog!

Carl.

Woher die tapfre Mannes-Stimme?

Campo Baßo.

Vom Campo Baßo.

Carl.

Ruf mich nochmals so!
Ich fühlt', ich hört 'nen Mann. Starb Anjou denn?
Mich schmerzt dein bleich Gesicht, dein trübes Auge.
Und Campo Baßo, hier hier zieh dich Ludwig
Verrath's an mich, du fester treuer Mann.
Doch grade drum wirst du mein engst Vertrauter.
Beim Himmel riefst du hier dein Herzog nicht,
Mich peitschten noch die Furien die du scheuchtest.
Jetzt schwach zwar noch, stemm' ich aufs Schwerdt mich wieder.
Verkenne mich nicht Mann, weil ich erlag.
So siehst du mich kein zweitesmal. Ich lösche
Den Schimpf, bin Carl, der Thaten weint statt Thränen.
Nur Weiber heulen, Männer rüsten sich;
Ja töne wieder Melodie der Waffen!
Mir kehrt der Sinn zurück. Verwaiſ't Lothringen,
Soll dich, weil René, Anjous letzter Sprößling,
Noch zart und hülflos, auch ein Valois rauben? —
Was macht der Knab? Hofft er auf unsern Beistand?

Campo Baßo.

René? Zum Sporn sollt Ihr und Ludwig ihm verhelfen.

Er liegt vor Nancy ſchon, und nennt ſein Recht
Den einzgen Bundsfreund den er braucht und beſten.

Carl.

Was? Jenes Knäblein, kaum der Wieg' entkrochen,
Will Eiſen jetzt zermalmen? Nun ich lache.
Man wird Lothring'n, und weil ſein Widerſtand
Mir iſt was ein Novemberfroſt dem Bären,
Nehm' ich's im Durchzug mit als Beute mit.

Campo Baßo.

Durchzug? Wohin?

Carl.

Nach Baſel.

Campo Baßo.

Wie? Zum Kaiſer,
Deß' Hof dort liegt? Und was geſchieht mit Neuß?

Carl.

Du ahnſt? Nein, treuer Mann, dir berg' ich nichts.
Mit Neuß acht' es nur Scherz. Die Alpen ſind's
Die ich erklimm' — und vorher noch vielleicht —
Nun nur Geduld, die Welt ſoll bald erſtaunen!

Campo Baßo. (für ſich.)

Zur Schweiz? Und Neuß bekämpft? bleibt nüchtern, Herzog!

Anmerkung. Die Alkania hat ſich in ihrem Vorworte verpflichtet, das zerſtückte Litteraturweſen Deutſchlands nicht noch mehr zu zerſtücken, und deswegen das muſterkartenähnliche Mißbräuchen von Fragmenten und Proben bisher zu vermeiden geſucht. Hoffentlich wird der Leſer ihr die Aufnahme eines vollſtändigen Aktes eines Trauerſpiels nicht als Abweichung von ihren Grundſätzen anrechnen, beſonders da dieſer Akt, als dramatiſche Entfaltung des ganzen Weltverhältniſſes in der Acte Karls des Kühnen als für ſich beſtehend und in ſich geſchloſſen angeſehen werden kann.

Johannes in der Wüste, von Hämmelink.

Die Boisseréesche Sammlung stand dem Verfasser täglich eine lange Zeit offen, so daß auch er, wie es von vielen Freunden der Kunst geschehen ist, ihre Schätze bewundern konnte. Indeß ist es der menschlichen Natur nicht gegeben, etwas beständig, und wär' es auch das Höchste, anzustaunen, man will sich alsbald die Sache, so weit es geht, aneignen; das aber geht nicht im Großen, es weist sich bald als nöthig aus, daß wir das allereinzelnste anschauen und durchdringen. Auf diese Art entstanden unter der Hand einzelne Blätter, die ihm jetzt in der Ferne die theuern Bilder ersetzen müssen, an denen noch immer sein Herz hängt. Der Gedanke, daß Mittheilung davon Freunden jener Herrlichkeit nicht unangenehm sein möchte, hat dem Verfasser beikommendes Blatt entlockt. Sieht man doch die Zeichnung mit Bleistift nach einem Meisterwerk, sofern sie nur treu ist, mit Vergnügen, warum nicht auch die Darstellung derselben in Worten? Was aber das Bild selbst betrifft, so ist es ein Seitenstück zu den heiligen drei Königen, wovon der oft gerühmte St. Christoph die andere Seite bildet.

Frisch und heiter liegt die Himmelsbläue über der Landschaft, von einzeln durchziehenden Wölkchen mehr erhoben als getrübt. Es scheint als habe sich eben ein Gewitter zertheilt. So zeigt sich auch die Wiese im Vordergrund. Ein milder Regenschauer, wie ihn der Frühling mit sich bringt,

hat die Gräſer und Blumen angehaucht, die kaum gebeugt, nun vollſaftig ihre Blätter, ihre Kelche entfaltend, langſam in die friſchdurchwärmte Luft erheben. Schon geröthet hängt die Erdbeere an grünem Stengel, das Veilchen ſieht mitten aus dem Graſe, dicht neben ihm breitblättrige Kräuter, zu denen ſich andre geſellen, mit hohem Stiel und langen und kurzen Blättern, bald gezackt, bald fein geädert; alles im bunteſten Gemiſch. Zumal längs dem Bronnen, der links aus vielfach durchbrochenen Felſen in drei Strahlen hervorquellend, über den Kies, in blauen Blaſen, um die Wieſe hinrieſelt und ſprudelt, verbreiten ſich ſo anmuthig hochgrüne Waſſerpflanzen, darunter die blauen Glocken, das rothe Gräschen, gelbe Blüthen; ſo einladend dringt das Frühlingsgrün in die Augen, daß, wenn ich nicht etwas von der Pracht zu zerſtören fürchtete, ich nichts wünſchte, als mitten drein gelagert, all den Duft einmal einziehen zu dürfen. Um ſo mehr verwundert man ſich, indeß man hin und her ſieht, nirgends eine Spur zu finden, wie die hohe Mannsgeſtalt auf die Wieſe gekommen ſei. Kein Gräschen hat ſie zertreten, keine Blume zerknickt. Faſt möchte man Ahnungen von etwas Ungewöhnlichem Raum geben. Aber das Auge läßt keine Zeit. Unwillkührlich reißt es alle Gedanken und Gefühle fort. Man will nur ſchauen. Und wie nun einmal das Gebilde vorſteht, ſo freut man ſich ſeines Daſeins, und fragt nicht weiter nach dem Woher und Wohin.

Die Geſtalt kehrt ſich, etwas nach der Seite gewandt, dem Beſchauer zu. Ein violetter Mantel fällt in breiten Falten über den linken Arm bis aufs Knie hinab, und wird vom rechten Arm nachläſſig zuſammen gehalten. Unter dem

Mantel ein braunes härenes Gewand. Nur als rechter Halbärmel und an der rechten Bruſt ſichtbar, zieht es ſich verdeckt hin, und kommt, am linken Schenkel bis zur Wade hinabfallend, zum Vorſchein. Bein und Fuß ſtehen nackt. Eben ſo tritt der rechte Schenkel entblößt aus dem Gewand hervor, und ſetzt, von Geſundheit blühend, den Fuß auf den grünen Boden. Aber indem ich das Ganze ſcharf und ſchärfer anſehe, woher die Kraft nehmen, mein Auge von der Herrlichkeit abzuziehen, und, was ich anſtaune, Worten zu vertrauen? Und doch drängt es mich auszuſprechen, was ich fühle, was ich ſehe.

Langgelockt fällt, ins Schwarze ſpielend, das Haupthaar bis auf den Nacken. Die ſchmale aber hohe Stirn verräth die Weisheit und Größe deſſen, der ſie trägt. Nur zwei Locken, gerade drüber hingeſtrichen, verleihen dem ſtrengen Ausdruck Milde. Zugleich ergießt ſich über die Wangen in unbeſchreiblicher Zartheit Röthe, wie ſie eben kräftiger Genuß der Natur gewährt; indeß in jugendlicher Fülle das hellere Barthaar um den Mund aufſproßt, und vom Kinn rechts und links herabwallt. Über die Augenwölbung ziehen ſich in ſtarker Beugung die Braunen, den großen braunen Augen eine würdige Zier. Ich ſehe und ſehe immer wieder und glaube ein Geheimniß entdecken zu müſſen, wo Alles deutlich vor mir ſteht. Verräth es vielleicht der holdſelig ſcharfe Blick, oder ſchmiegt es ſich an die geradherabgezogene Naſe, oder verſchweigt es der ſüße Mund, deſſen aufquellende Lippen ſich eben zu öffnen ſcheinen, als wollten ſie kund thun was die Seele ſchmachtet zu vernehmen. O daß es mir gegeben wäre, ſo wie meine Augen unaufhaltſam den

feinſten Zügen, dem Spiele der Augenlieder und des Halſes wunderbar belebter Form ſich anſchmiegen, dieß Alles mit den Gedanken zu durchdringen und in der glänzenden Oberfläche, wie ſie die künſtleriſche Weisheit hingezaubert hat, das innerlich thätige Weſen zu erkennen, und zu unterſcheiden. Dann blieb mein Blick nicht blos erſtaunt am Durchſchimmern der Adern durch das geſunde Fleiſch, oder an der wellenmäſſig ineinanderfließenden Beugung der Muskeln, noch an der blühenden Lebendigkeit der Farben hängen, ſie vermögten auch zu faſſen, wohin Stellung und Bewegung ſtrebt, den ernſten Wink der rechten Hand, die den Zeigefinger ausgeſtreckt nach dem Lamm deutet, das über rothgebundenem Buch auf dem linken Arm gelagert, lockig und weiß mit freundlicher Ruhe ſich nach der herrlichen Natur umſieht. Ja ich fühlte nicht allein, es würde mir auch das Verſtändniß kund, wie im Einklang mit der ringsumergoſſenen Pracht die magere Fülle der Glieder, während ſie die Blüthe aller männlichen Bildung zur Schau bringt, mit allem Bedürfniß nach dem was ſie umgiebt, abgefunden und nur in ſich ein Streben nach innerer Befriedigung zu herbergen ſcheint.

Nun erſt da die Geſtalt abgeſchloſſen vor mir ſteht, betrachtet das Auge wieder ruhig die Umgebung. Neben Johannes die Lilie, ihre verſchloſſenen und entfalteten Blüthenglocken dem Schnee an Weiße vergleichbar; weiter zur Seite auf ſchwankem Zweig den Eisvogel, buntes Gefieders, mit dem Schnabel begierig dem Bronnen zugewandt. Auch dieſen muntern Quell beſchaue ich mir aufs neue mit Freude, den glänzenden Wellen entlang am Sand die vielfarbigen Steinchen, ausgeſtreut vor den grauen Felsſchichten, die

übereinander gelagert auch hier und da Moos und Gesträuch tragen. Von spielenden Eidechsen, geringelter Schlange, kriechender Schnecke belebt, führt ein Lehmweg dicht an der Wiese rechts zu einer Höhle aus dunklen Steinmassen von der Natur ausgewölbt. Gegenüber im schönsten Lichte schichtet sich eine Anhöhe auf, von der Seite nackt, schroff und verwittert. Oben in dürren Gezweigen sitzen und flattern Raben. Zwischen dem moosbewachsenen Geschiebe geht ein Weg mitten durch, den grünen Buchenwald schneidend, zum Weiher hinab.

Wie sicher begrenzen diese Steinhügel die Gegend hüben und drüben! Inmitten die fettgrünen Matten. Zunächst an der Höhle dem Weg entlang ein frischer gewölbter Rasen, abwärts vom schilfbewachsenen Weiher ausgehend eine Wiese um die Anhöhe weit gedehnt.

Nun man sich so recht eingewohnt hat in dieser blühenden Wüste, mit welchem Verlangen erfaßt das Auge die weite Aussicht zwischen den Hügeln hindurch, wie froh wiegt es sich auf dem blauen Gewässer, an dem die Mauer der duftig fernen Stadt hinzieht. Der hohe Dom, die vielen Thürme, die netten Häuser, so einladend all! Dorthinten weiter breiten sich blaß und bläßere Auen, Wälder, Hügel, bis die Höhen hintereinander geschichtet mit dem klaren Dufte sich verweben.

Berlin.

C. L. Blum.

Sage vom Dom zu Köln.

Ogier (Hug) von Dänemark war vom Kaiſer Karl geächtet, weil er ihm viel Leides gethan. Alle ſeine Verwandten mußten dem Kaiſer ſchwören, im Betretungsfall ihn zu fangen und auszuliefern. Sein eigener Oheim der Erzbiſchof Turpin (Tulpin) fand ihn unter einem Baume ſchlafen. Er mußte ihn feſt halten, und Ogier ergab ſich ihm mit dem Beding, daß er nicht an Karln übergeben würde. Turpin ſchloß ihn zu Rheims in den Thurm, und ſorgte freundlich für ihn. Aber Ogiers Waffen und ſein Roß Broyfort mußten an Kaiſer Karln ausgeliefert werden. Das Roß litt keinen andern Reiter als ſeinen Herrn, Karl und ſeine Helden konnten es nicht bezwingen. Nun erzählt das Lied von Valdewins Tod (Pfälz. Hdſ. N. 363. Bl. 241. a.) alſo:

Das roß hatt ein ſolche art,
Es aß me denn ſüben andere pferd,
Die gröſten, die man vant im land *).

*) Das Roß muß die Sitte ſeines Herrn haben, auch Ogier ißt und trinkt mehr, als ein gewöhnlicher Mann. Alle Tage aß er für vier Mann Brot (Bl. 240 a, b.), den vierten Teil von einem Ochſen, oder den halben von einem fetten Schwein, oder einen ganzen Widder, von Faſanen war nicht die Rede, denn die Entcke waren zu klein, und trank täglich eine Ohm Wein. Dieß vielfreſſende Weſen haben auch Thor (Thrymskuida. Nr. 24.), Herkules, Schiwa und Loki.

Dennoch ſo was kein ſo ſtark wygand.
Den es vf ynne wolt laßen ryden,
Darumb ted es Karle in den zyden
Verſenden in den wald von Ardane;
Wenn Karle was ynne ſo gram, als ich wane,
Das er es nit mochte geſehen.
Die von Cöllen ſolten iemeden
Sant Peters kirch tun machen,
Sie hatten gebrechen in waren ſachen
Von pferden, die da ſolten tragen ſteyn.
Sie ſchickten nach dem guten freen
Geyn Ardane in die wuſten.
Man dorffte darzu tun kein pyn,
Es ließ ſich vil gern zwingen.
Got vnſer herre wolt es gehengen,
Das eß ſolte helffen an der kirchen werk.
Es was von leden alſo ſtark,
Das es me arbeit ted an zu ſien,
Denne ander pferd funfftzehen.
Alſo leyt das roß gros armut,
Dwyle ſin herrn der gut
Lag in gefengniß ſwere.
Zum leſten geſel es dar naer,
Das vollbracht wart ir werk.

Wortſinn. Wygand, Kriegsmann. — In den zyden, bedeutlos. — Gram, feindlich. — Iemeden, immitteſt, während der Zeit. — In waer. ſach., in Wahrheit. — Freen, Pferd. — Pyn, Pein, man brauchte keine Gewalt. — Gehengen, verhängen. — Leden, von Liederbau. — Sien, ſehen. — Dwyle, indeſſen. — Geſel es u., accidit, it etc. he naherten ſich dem Ende des Werkes.

Da santen sie das roß von leden stark
Widder vmb gen Ardane in die wüsten.

Nachher kam Ogier wieder zu Gnaden, weil nur er den starken Haidenkönig Broyer bezwingen konnte, der mit großer Macht Paris umlagert hatte. Aber man fand kein Roß, das Ogiern tragen konnte, und er hatte große Noth um seinen verlorenen Broyfort. Da erzählt die Sage weiter (Bl. 267. a. b.):

Karle der kunig von hertzen fry
Hatt by yme einen cappellan,
Der die wahrheit wol hatt verstan,
Das das schön roß Broyfort
Zu Cölln hatt georbort
Zu arbeiten an sant Peters kirchen,
Vnd wie sie den freen starke
Widder vmb schickten in die wilteniß.
Des was der cappellan wol gewiß,
Das das roß noch in der wilteniß ging,
Gegangen kam er zum kunig,
Und seyte yme in warer zale,
Das man das roß wol da möchte holen.

Die Sprache dieses Gedichtes ist sehr häufig mit Niederteutsch und Französisch vermischt. Der Dichter, der es zu Liebe einer Frau aus dem Wälschen übersetzte, scheint ein Flammänder gewesen. Die Handschrift ist vom Jahr 1479.

Wortsinn. Von hertz. [illegible] ein gewöhnlich Beiwort. — Georbort, genützt? geholfen? — Zale, Erzählung.

Wie eine ſolche Sage ſich aus Ogiers Liedern bilden oder mit ihm vereinen konnte, iſt wohl begreiflich, denn Ogier iſt im Rolandiſchen Sagenkreis deutlich derſelbe Mann wie Wolfdieterich im Heldenbuch, und der Vater des letzteren Hugdieterich hat ohnehin mit Ogiern einerlei Namen. So ſind auch die Lieder von Wolfdieterichen und Ogiern die wunderlichſten in beiden Sagenkreiſen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich an ihre Sage allerlei Erinnerungen aus der alten Zeit angeknüpft. Ulyſſes war vielleicht für die Griechen dieſelbe Perſon und die Lieder obiger Helden mahnen gar oft an die Odyſſee.

Warum aber dieſe Sage zween große Verſtöße enthält, das iſt mir weniger erklärlich. Nämlich einen Zeitverſtoß, da ja Kaiſer Karl und Ogiers Sage viel älter ſind, als der Dombau zu Köln, und einem Landsmanne wie unſerm Dichter dieſes Zeitverhältniß doch nicht ſo ganz entfallen konnte. Zweitens: einen Sachverſtoß, der von einem Inländer nicht weniger befremdet. Der Dichter ſagt, man habe nach Vollendung des Werkes das Roß wieder laufen laſſen, und doch iſt der Kölner Dom nicht ausgebaut *). Noch größer wird

*) Hier iſt unſtreitig nicht das neue, jetzt bewunderte Domgebäude gemeint, ſondern der alte Dom, den der Erzbiſchof Hildebold begann und Willibert 873 vollendete, ein Werk, das für die damalige Zeit auch bedeutend ſein muß, da er ſchon zum Vorbilde anderer Kirchen diente, die nach ihm errichtet wurden. Ueberhaupt iſt ja hier in der Stelle des Gedichts nicht vom Dome, ſondern von der St. Peterskirche die Rede, welche Herr Dr. Mone mit dem Dom verwechſelt. Die Vorhalle der Peterskirche ſoll aber ein römiſcher Bau und wahrſcheinlich der Reſt eines heidniſchen Tempels ſein (Jorillo Geſchichte der deutſchen

die Verworrenheit durch folgenden Widerſpruch. Ogier flieht aus Paris mit dem Vorſatz, den Heiden zu dienen, damit er durch ſie den Kaiſer Karl bekriegen könne. Er ritt alſo zum Heidenkönig Blanckardin nach Sachſen, der ein Sarazen war. Dabei wird auch der ſarazeniſchen Stadt Köln erwähnt, und ausdrücklich geſagt, die ganze Umgegend habe den Mahomed angebetet *). Jedoch läßt ſich dieſer Widerſpruch löſen. Bei Ogiers langem Leben konnten ja wohl die Heiden Köln verloren und die Chriſten ihre Kirche da gebaut haben. Sodann ſind unter Sarazenen hier, wie häufig blos Heiden zu verſtehen, und ihre Erwähnung iſt eine halbverlorne Erinnerung an Karls Sachſenkriege.

Kunſt I. 191.), in welchen dieſe erſte chriſtliche Kirche hineingebaut ward. Der Bedeutſamkeit der Sage wollen wir alſo nichts nehmen, ſondern ihr nur eine andere Richtung geben.

*) Bl. 153. b.

In das lant von Sahſen ſolten (Ogier und ſein Schiltknecht Reynier) varen,
In dienen dem kunige Blanckardin,
Wmb das er was ein Sarrazin.

Bl. 154. a.

Gen Kölen kamen ſie of den Ryn,
Die ſtat was inen unbekant,
Wenn ſie dennoch in heydeniſcher hant
Stunt; die Criſten hatten keynen gewalt.
Von Blanckardin man ſie hielt.
Und furbaß viber den Ryn al dure
Do warent heyden zu der vre (damals),
Sie bietten alle an Machemette.

All diese Widersprüche heben die Bedeutung der Sage nicht auf, denn diese steht nicht allein, sondern wird nur in Verbindung mit ähnlichen Sagen erkannt. Hier hilft das Roß eines sagenberühmten Helden am Gotteshaus, anderwärts findet ein Thier die heilige Stätte, worauf es gebaut werden soll. Nicht nur bei uns, auch bei Ägyptern und Griechen ähnliche Sagen. Ziegen fanden den delphischen Schlund, so vieles Andern nicht zu gedenken. Vom Kloster Maulbrunn in Schwaben geht die Sage, daß die Mönche, unschlüssig über die Wahlstätte des Klosters einem Maulthier das Geld zur Erbauung aufluden und ihm folgten. Der Maulesel fiel müde an einer Quelle nieder, wo das Kloster aufgebaut wurde und von diesem Vorfall den Namen Maulbronn erhielt. Eine ähnliche Sage geht vom Kloster Allerheiligen auf dem Schwarzwald, und die Überlieferungen des Volkes wissen von dergleichen göttlichen Winken noch Vieles. Broyforts Hülfe am Dom zu Köln ist aber sehr merkwürdig, weil dadurch jener Dombau mit der altteutschen Sage zusammen kommt. So zuverlässig als Ogier und die übrigen Sagenhelden heidnische Götter waren, ebenso unbezweifelt sind die Sagen von ihren Wunderrossen verlorene Erinnerungen an die altteutschen geweiheten Pferde, von denen Tacitus berichtet. Alle Rosse berühmter Helden haben ihre Namen und besondere Kräfte und Eigenschaften. In der Edda spricht Gudrun mit dem heimgekehrten Roß Sigurdurs wie Hektor mit dem seinigen. Dergleichen Fälle enthält das Lied von Baldewins Tod mehre *), und es geht daraus deutlich

---

*) Zweit. Lied v. Gudrun. Nr. 5. -- Als der ritterliche Held Wilhelm Fyrenbracs vom Rosse fiel, da erbebte der Gaide Maragons

hervor, daß man noch bis ans Ende des Mittelalters glaubte, das Pferd nehme Antheil am Schickſal ſeines Herrn, es verſtehe ſeine Freude und ſein Leid, und es trenne ſich nur im Tode von ihm, daher es auch in alter Zeit mit ihm verbrannt wurde. Das Volksbuch von den Heymonskindern weiß ebenfalls noch mit großer Rührung zu erzählen, wie Reynholt ſein geliebtes Roß mit einem Mühlſtein verſenkt und das edle Pferd immer heraufſchwimmt und ſeinen Herrn um Erbarmen anblickt.

So ſchwebte um den Dom zu Köln die bedeutungsvolle Sage, daß ein heiliges Roß zu ſeinem Daſein geholfen, und ſo ſcheint es, daß bei den alten Teutſchen über den Urſprung ihrer heiligen Örter ähnliche Sagen gingen, wie bei Ägyptern und Griechen; ein merkwürdiger Umſtand, werth einer tieferen Nachforſchung.

Heidelberg. November 1818.

D. Mone.

---

das Roß Ferraud zu bekommen, aber das Pferd litt keinen andern Herren und war ſein Tod. No. 362. Bl. 250. 51. Ogiers Klage um ſein getödtetes Roß Provfort. Bl. 299 307.

Verſuch über die neueſte italieniſche Litteratur.

Nach Hobhouse Historical Illustrations of the fourth Canto of Childe Harold.

Mit Anmerkungen des Herausgebers.

Die Italiener rühmen ſich, daß ihre Litteratur mit ungleichem, aber doch ununterbrochenem Glanze vom dreizehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag geblühet habe.

Schon der Fortſchritt der Zeit würde genügend geweſen ſein, um dieſe und jene Veränderungen hervorzubringen und wieder zu verlöſchen, aber die häufigen inneren Staatsumwälzungen, die wiederholten Einfälle, die Waffen und die Künſte der Fremden, die einander in ſchneller Folge drängten, und neue Geſetze, Sitten und Meinungen mit ſich brachten, haben in der italieniſchen Litteratur einen um ſo größeren Wechſel verurſacht. So iſt es den Kritikern möglich geweſen, endlich zehn verſchiedene Epochen zu bezeichnen, in denen die italieniſche Litteratur gewiſſe charakteriſtiſche Züge, oder um kürzer zu ſprechen, eine Phyſiognomie angenommen hat, die ſie von jeder vorhergegangenen und nachfolgenden Periode unterſcheidet. Die Dauer, welche einer jeden von dieſen Epochen angewieſen iſt, wird im Durchſchnitt auf ein halbes Jahrhundert geſetzt. Dieß iſt alſo die längſte Zeit, die ein individueller Geſchmack, eine ſchriftſtelleriſche Mode hat behaupten können.

Die obige Bemerkung ist nicht ohne Absicht einer kurzen Darstellung, die wir von dem gegenwärtigen Zustande der italienischen Literatur geben wollen, vorausgeschickt worden. Wir müssen darnach den Charakter der Epoche herausheben, die nicht allein die jetzt lebenden Schriftsteller, sondern auch mehrere andere umfaßt, die einen mächtigen Einfluß auf den Geschmack und Ton geübt haben, der sich bisher als herrschend erhalten hat *). Es ist zu erwarten, daß die neuesten italienischen Schriftsteller mit einer um so hervorstechenderen Eigenthümlichkeit von ihren Vorgängern abweichen, da ihre Laufbahn in die größte Umwälzung einfällt, die den politischen und moralischen Zustand Europas jemals betroffen hat. Die Begebenheiten, welche die mächtigsten Monarchien und den Geist der Menschen so gewaltig erschüttert haben, konnten nicht ohne Einfluß auf die Grundsätze und den Werth derjenigen Schriftsteller bleiben, die wir, als Repräsentanten ihrer Periode, zum Gegenstande unserer Betrachtungen machen wollen. Diese sind Dichter, als die sichersten Bewahrer der Sprache, des Geschmacks und der Sitte ihrer Zeit. In Italien aber wird dieß um so mehr der Fall sein, da in diesem Lande die Einbildungskraft vorherrschende Geistesgabe ist. Es trifft sich ferner, daß die Dichter, die wir hier aufzuführen haben, zum Theil auch als Prosaiker ausgezeichnet sind.

*) Die Versuche der neuen Romantiker in Mailand sind noch nicht weit genug über die Grenzen ihrer Stadt vorgedrungen, um auf den Geist der italienischen Litteratur im Allgemeinen zu wirken. Im neuesten Hefte von Göthes Kunst und Alterthum findet sich ein interessanter Aufsatz über diese litterarische Sekte und ihre Gegenpartei.

Dieſe Art, den Charakter einer litterariſchen Periode durch den einiger hervorſtechendern Individuen enthüllen zu wollen, würde in jedem andern Lande verdientem Tadel ausgeſetzt ſein. In Italien aber ſind die wenigen hervorragenden Geiſter von dem Haufen der übrigen Schriftſteller durch eine feſte Schranke geſchieden, die bei andern Nationen gewöhnlich nicht eher ſichtbar wird, als bis die Nachwelt ihr Endurtheil ausgeſprochen hat. In Italien liegt die Entſcheidung über den Werth eines Schriftſtellers mehr in dem Munde der Zeitgenoſſen, und je ernſthafter und länger das Ringen nach dem erſten Range iſt, deſto kleiner iſt auch die Gefahr zu künftiger Herabſetzung.

Es erfordert eine genaue Bekanntſchaft mit der italieniſchen Litteratur, um in ihr den beliebten von dem wahrhaft anerkannten Schriftſteller zu unterſcheiden. Ein Buch kann in den Händen aller Leſer ſein und einige Jahre hindurch den Gegenſtand der Unterhandlung abgeben, wie dieß z. B. vor nicht langer Zeit der Fall mit Casti's Animali parlanti war, aber damit iſt der Anſpruch des Verfaſſers auf bleibenden Ruhm ſchlecht begründet. Dahingegen wird ein Werk, das nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Leſern genießen kann, weil nicht Jedermann es verſteht, wenn es nur die Stimme dieſer gewichtigen Auswahl für ſich hat, des Verfaſſers Namen bald ſo verherrlichen, daß auch das Volk ihn mit Ehrfurcht nachſprechen lernt, obgleich es das eigentliche Verdienſt deſſelben weder empfinden, noch erkennen kann.

Dazu kömmt, daß in Italien litterariſche Kabalen und Ränke viel weniger im Schwange ſind, als in den Ländern, die in einer Hauptſtadt einen entſcheidenden Mittelpunkt

des Urtheils haben, das nicht ſelten von Partheigeiſtern mißgeleitet, das Schickſal eines Schriftſtellers in der Gegenwart ein ein für allemal beſtimmt. Damit ſoll nicht etwa behauptet werden, daß in Italien nicht auch Kritiken von perſönlichen Freunden und Feinden der Autoren abgefaßt werden, und daß Faktionen dort keine Stimme haben; aber die Ungerechtigkeit und Voreiligkeit der Kritik, die wohl eine Zeit lang die öffentliche Meinung einer Stadt befangen halten kann, wird auf der langen Reiſe, die ſie durch die vielen Hauptſtädte Italiens, durch Venedig, Bologna, Parma, Verona, Mailand, Turin, Florenz, Neapel, Rom u. ſ. w. zu machen hat, früher oder ſpäter geſtraft und berichtigt werden, und in dieſer Hinſicht übt die Mittelpunktsloſigkeit Italiens einen wohlthätigen Einfluß auf das Schickſal der Schriftſteller. Jede von den angegebenen Städten und noch manche andere hat ihren literariſchen Anſpruch und Einfluß, und keiner Stimme darf von einem Autor überhört werden, der zu dem höchſten Range litterariſcher Ehre gelangen will *).

Finden wir alſo einen Schriftſteller, der in allen Gegenden Italiens eines ausgezeichneten Ruhmes genießt, ſo dürfen wir annehmen, daß das Endurtheil über ihn ausgeſprochen iſt und daß ein gerechtes Abwägen ſeiner Verdienſte ihn vor dem

*) Die Künſtigkeit, die in der Litteratur der Italiener herrſcht, und die ſich durch die vielen gelehrten und poetiſchen Akademieen, woran kein Land reicher iſt, als Italien, erhält, iſt ein von Hobhouſe überſehener Grund, der zu den Erſcheinungen mitwirkt, die er ſehr deutlich auseinanderſetzt. Vergleiche Wilhelm Müllers Rom, Römer und Römerinnen. Band I. S. 289.

Verſinken in gänzliche Vernachläſſigung bewahren wird. Er iſt dann eigentlicher Nationalſchriftſteller, unterworfen zwar den Veränderungen, die, wie oben bemerkt worden iſt, den Charakter der italieniſchen Litteratur periodiſch beſtimmen, aber in dieſem Periodenwechſel immer zu den Klaſſikern ſeines Landes gezählt.

Die Schriftſteller, deren Einfluß mehr oder weniger in der Form und dem Geiſte der gegenwärtigen italieniſchen Litteratur bemerkbar iſt, ſind vornehmlich ſechs, Melchior Ceſarotti, Joſeph Parini, Vittorio Alfieri, Hippolito Pindemonte, Vincenzo Monti und Hugo Foſcolo. Die drei erſten ſind zwar nicht mehr am Leben, gehören aber mit ihren Werken der Gegenwart an und können in der Charakteriſtik des herrſchenden Zeitgeſchmacks nicht übergangen werden.

Ceſarotti.

Melchior Ceſarotti war ein Paduaner und ſtarb in hohem Alter im Jahre 1808 *). Unternehmend, beredt, fruchtbar und wohl bewandert in alter und neuer Litteratur, trat er, in Vertrauen auf ſeinen Geiſt, in das Publikum ein, das er bald von ſeinem Berufe überzeugte. Dennoch haben ſeine Werke, obſchon er keinem ſeiner Vorgänger oder Zeitgenoſſen ähnlich iſt, mehr Neuheit, als Originalität.

Er ward in dem geiſtlichen Seminarium zu Padua erzogen, welches, und nicht mit Unrecht, auf die Beſtändigkeit und den Erfolg ſtolz iſt, womit es die reine Latinität der beſten Zeitalter bewahrt hat. In der That beweiſen die lateiniſchen Verſe des Ceſarotti nicht weniger ſeine Talente, als das Verdienſt dieſes berühmten Inſtituts, das in ihm, wenn er dieſelben Studien länger verfolgt hätte, einen Nebenbuhler des Vida und Frakaſtoro hervorgebracht haben würde. Aber kaum hatte er das Seminar verlaſſen und war in den geiſtlichen Stand getreten, als er den Dichtern des Alterthums und vornehmlich den griechiſchen den Krieg erklärte. Ein reiſender Engländer machte ihn in Venedig mit den Gedichten des Oſſian bekannt **), die zu dieſer Zeit der Gegenſtand des Entzückens oder doch der Bewunderung der tranſalpiniſchen Kri-

*) Geboren 1730.

**) Ceſarotti war damals Erzieher im Hauſe Grimani.

tiker waren und Cesarotti verlor keine Zeit, sie in Versi sciolti zu übersetzen, sein Werk mit Anmerkungen begleitend, die größtentheils gegen den Homer gerichtet waren. Ossian entzückte die Italiener, die sich, im Allgemeinen zu sprechen, nicht mit der Untersuchung der Ächtheit des vorgeblichen Epikers befaßten. Palmieri von Piacenza und einige wenige andere wagten zwar das Alterthum des Dichters zu bestreiten, aber die Masse der Leser, verführt durch Blairs Autorität oder durch ihre Neigung für den italienischen Ossian war in ihrem Glauben an Fingals Sohn nicht zu erschüttern. Auch standen mehrere auf, welche die Heroen der alten Schule vertheidigten und über die Verunglimpfung der antiken Muster und die Gefährdung der reinen Sprache schrieen. Aber sie lasen dennoch das Werk und bewunderten den Autor. Seine Verse sind in Wahrheit harmonisch, sanft, mit glühendem Kolorit und frischem Lebenshauche übergossen, und er hat aus dem alten Stoffe eine Poesie erschaffen, die in Metrum und Sprache gänzlich verschieden von allen früheren Versuchen ist. Sein Vorrang wurde durch die unglücklichen Versuche derjenigen, die ihn nachzuahmen wagten, erwiesen; das Publikum nahm ihre Karikaturen mit Spott und Gelächter auf, was freilich nach und nach auch auf das Vorbild zurückwirkte und dessen Ruhm theilweise schwächte. Dennoch wird die Übersetzung des Ossian immerfort ein unumstößlicher Beweis des Genies ihres Verfassers und der Biegsamkeit der italienischen Sprache bleiben.

Der Ruf, zu dem er sich so schnell emporgeschwungen, feuerte ihn zu noch kühneren Neuerungen an; und nachdem er zum Professor der griechischen Sprache an seiner vaterländi-

ſchen Univerſität Padua erhoben worden war, überſetzte er den Demoſthenes und einige andere griechiſche Redner, und ſtattete ſein Werk mit kritiſchen Bemerkungen aus, die voll von Gelehrſamkeit und Scharfſinn, und deren Hauptziel es iſt, die Welt zu überzeugen, daß die Ehrfurcht, mit der ſie dieſe Redner lieſt, mehr von ihrem Alterthum, als von ihren inneren Vortrefflichkeit abzuleiten ſei.

Sein nächſtes Werk war eine Überſetzung der Iliade, aber der Zauber ſeines Oſſian floß nicht in ſeinen italieniſchen Homer über. Das Werk beſteht aus zehn großen Bänden: jedes Buch iſt erſt wörtlich in italieniſche Proſa übertragen und faſt jede Stelle iſt durch die verglichenen Meinungen der Kritiker aller Nationen, von Ariſtarchus an bis auf unſere Zeit, erläutert *). Er citirt unveränderlich die Gegner des Homer, aber nicht überall ſtellt er ihnen die Parthei des Dichters entgegen, und wenn er eine eigene Entſcheidung hinzufügt, ſo neigt ſie ſich ſehr ſelten auf die Seite ſeines Originals. Jedem ſo übertragenen und komentirten Buche folgt ſeine eigene poetiſche Ueberſetzung, welche, in der Abſicht die entdeckten Fehler des Originals zu verbeſſern, ändert, wegläßt, und große Stellen aus einem Buche in das andere verpflanzt. **)

*) Gegen Ende des neunten Bandes tritt er auch als Gegner Wolfs auf, indem er deſſen Meinung von mehreren Sängern der homeriſchen Gedichte anficht. Wolf hat ihn in der Vorrede zur neuen Ausgabe des Homer unter denen aufgeführt, welche den Streitpunkt bona fide behandelt haben.

**) Er berichtet den Lesern ſelbſt Folgendes von ſeiner doppelten Ueberſetzung: Troverranno nell' uno tutti i membri, tutte le parti

Diese Veränderungen waren so häufig und so wesentlich, daß er sich endlich entschloß, den Titel des Gedichts auch zu verändern, und seine Iliade erschien umgearbeitet als der Tod des Hektor *).

Der kecke Styl und die harmonischen Verse verschafften dieser Übersetzung ein großes Publikum, das sich nun auch schon daran gewöhnt hatte, den Cesarotti zu bewundern. Die Journalisten, die in Italien selten viel Gelehrsamkeit und Geist besitzen, erhoben das Werk über alle Maße, und die Harmonie der ungereimten Verse des Todes des Hektor wurde in kurzer Zeit zu einem Sprüchworte. Aber einige wenige Litteratoren von wahrem Verdienst und Urtheil sagten vorher, daß diese Übersetzung in der Zukunft mehr citirt als gelesen werden würde. Ihre Prophezeihung ist vollständig in Erfüllung gegangen.

In seiner Abhandlung über die italienische Sprache schritt Cesarotti in der Vertheidigung des Vorrechts fort, das gewisse Autoren sich genommen hatten, die vaterländische Sprache durch neue Worte und Wendungen zu bereichern. Seine Behauptungen sind unwiderleglich, seine Bemerkungen tief, seine Folgerungen sehr richtig. Die Lehrform dieser Abhandlung hat sie der Eleganz nicht beraubt, die sie für ein größeres

---

tutti gli articoli del corpo Omerico e persino le pieghe e lo strascico delle sue vesti; vedremo nell' altro la fisionomia, il portamento, lo spirito di quel poeta, sotto un vestiario alquanto diverso.

*) Zuerst Venedig 1786 in vier Bänden.

Publikum anziehend machen kann. Der Styl iſt gedrängt, und doch nicht ohne Schmuck, und ſehr wenig Schriftſteller haben ſo glücklich die Sprache der Überzeugung und der metaphyſiſchen Unterſuchung zu vereinigen gewußt, ſehr wenige die grammatiſche Erörterung eines ſo ſchwierigen Gegenſtandes mit ſo reizender Beredſamkeit durchgeführt. Auch iſt dieſe Abhandlung wohl das einzige Werk Ceſarottis, das ſeinen erſten Ruf ſo ganz unangefochten und ungeſchwächt bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Der Verfaſſer ſelbſt mißbrauchte jedoch zuweilen das Vorrecht, das er für alle Schriftſteller gefordert hatte, und die Kritik fing an zu behaupten, daß der Anwald der Freiheit den Geiſt der Zügelloſigkeit erwecke, und ſich demnoch ſelbſt leichtlich zu einer Diktatorſchaft erheben möchte. Das Wahre iſt, daß Ceſarotti von ſeiner Parthei als unentbehrlich betrachtet wurde und ſomit das Schrekken ſeiner Gegner war, deren Cenſur ſich am Ende auf die Ausübung entgegengeſetzter Grundſätze beſchränken mußte.

Seine Proſa beſitzt alle Eigenſchaften, die einen Schriftſteller des erſten Ranges auszeichnen. Die Tiefe iſt kein Hinderniß für die Klarheit ſeiner Ideen; ſeine Schreibart iſt frei, reich, ſeine Perioden wohlklingend. Er iſt lebendig und graziös, nicht ſo geſchwätzig, um zu langweilen, und nicht ſo kurz, um dunkel zu ſein; er iſt voll Scherz, der jedoch nie erzwungen iſt oder zur Bosheit gemißbraucht wird. Aber diejenigen, die dieſe Vortrefflichkeiten in Ceſarottis Styl, auch wider ihren Willen, zu erkennen genöthigt waren, fühlten ihre ungetheilte Bewunderung durch mehrere Mängel zurückgehalten, vornehmlich durch den unmäßigen und ſyſtematiſchen Gebrauch von Gallicismen, und weil er ſich in kritiſche und metaphyſiſche

Raiſonnements verlöre, die das allgemeine Intereſſe der Leſerwelt nicht erwecken könnten. Er hätte eine gute Gelegenheit in ſeiner Überſetzung des Demoſthenes gehabt, ein Muſter des oratoriſchen Styles aufzuſtellen, aber ſein Hauptziel bei dieſer Arbeit war, ſein Original herabzuſetzen, und deshalb nahm er vorſätzlich einen pedantiſchen Styl an, wie ihn nur der ängſtlichſte Sklav der Cruſca verlangen kann.

Seine nach ſeinem Tode herausgekommenen freundſchaftlichen Briefe haben uns eine Vortrefflichkeit und einen Fehler in ihm entdeckt, die beide aus ſeinen andern Schriften nicht abgenommen werden können. Denn ſie zeigen ihn als einen nachſichtigen Aufmunterer fremder Talente und freigebig mit ſeiner Belehrung, aber er erſcheint auch oft zu verſchwenderiſch mit ſeinen Lobeserhebungen und nicht frei von abſichtlicher Schmeichelei *).

*) Der letzte Vorwurf trifft faſt alle italieniſche Schriftſteller, unter denen jetzt noch ungefähr ein ähnlicher Ton herrſcht, wie wir ihn in Deutſchland in der Epoche Kamlers und Gleims finden und der in den von Körte herausgegebenen Briefen deutſcher Gelehrten wie kalter Dampf, ſehr unangenehm duftend, aufbewahrt iſt. Ich will nur an die vielen pomphaften Klogi erinnern, und an die Lobgedichte, mit denen man ſich beſonders in den Akademien bei Aufnahmen und Beförderungen überſchüttet. Solche Gedichte werden dann von den Schriftſtellern als Empfehlung ihren Werken vorgeſetzt, und andere hängen ihnen lobpreiſende Kritiken an, wie es ſelbſt Alfieri mit Calſabigi's alberner Poſaunerei über ſeine Tragödien gehalten hat. In Deutſchland trat vor einigen Jahren ein ſogenannter Tragiker auf ähnliche Weiſe mit ſeinem erſten Produkte in das Publikum. Nachher fand er es noch einträglicher, ſich ſelbſt zu preiſen, und ganz kürzlich fängt er auch an, Lobgedichte auf ſich abdrucken zu laſſen. Wir möchten ihn auf die angeführte Briefſammlung verweiſen. Er könnte

Seine Geſellſchaft war durch ſeine Beredſamkeit und Annehmlichkeit ausgezeichnet *): ſeine Ideen waren raſch und klar und er wußte den dunkelſten Gegenſtänden eine gewiſſe Grazie und Zierde zu verleihen. Er machte ſich ein Vergnügen aus der Belehrung derjenigen, die ſich ſeinen Meinungen anſchloſſen und ihrem litterariſchen Glauben treu blieben, beſonders wenn er in ihnen Spuren künftiger Trefflichkeit entdecken konnte, und obgleich er nicht reich war, empfing er doch nicht ſelten ſeine Zöglinge als Gäſte an ſeinem Tiſche. Sein Vertrauen ging ſo weit, daß er ſie in ſeine Geheimniſſe einweihte. Aber trotz ſeiner freundlichen Vormundſchaft und ihrer kindlichen Ergebenheit gelangten doch ſeine Schüler zu keinem ausgezeichneten Rufe; entweder, weil Nachahmung an und für ſich unfähig iſt, ſich über die Mittelmäßigkeit zu erheben, oder weil in dem Syſteme dieſes großen Mannes mehr Verderbliches und Verirrendes, als zum Ziele Führendes lag **). Dieſer für das Haupt einer Schule ſehr drük-

---

leichtlich eben ſo vor ſeiner Weihrauchwolke erſchrecken, wie jene gewiſſe Dame, die ſich, als ſie in den Spiegel ſahe, plötzlich als Gerippe erblickte.

*) Alfieri in ſeiner Selbſtbiographie (Epoca IV. Cap. X.) ſagt von ſeiner Bekanntſchaft mit Cesarotti: In Padova poi imparai a conoscere di persona il celebre Cesarotti, dei di cui modi vivaci e cortesi non rimasi niente men soddisfatto, che il fossi stato sempre della lettura de' suoi maestrevolissimi versi nell' Ossian.

**) Jedes wahrhafte Genie kann auch in an und für ſich falſchen und verkehrten Beſtrebungen groß werden. Aber ein ſolches duldet gar keine Nachahmung. Die Geſchichte der bildenden Kunſt liefert in Michel Angelo und ſeiner Schule das entſcheidendſte Beiſpiel für dieſe Behauptung, die übrigens auf Cesarotti wohl nicht ihre vollſtändige Anwendung finden kann.

kende Umstand wirkte jedoch nicht auf die Heiterkeit seines Gemüths, und er blieb nach wie vor der theilnehmende edelsinnige Freund, dessen Verlust mit allem Rechte von seinen Schützlingen auf das innigste beklagt wurde.

Seine politische Aufführung hat sich eben nicht durch Standhaftigkeit ausgezeichnet. Die Revolution fand ihn schon in dem Alter eines Sechzigers. Immer in litterarische Arbeiten vertieft, dabei ein Geistlicher, war er nie über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinausgekommen, das länger als ein Jahrhundert der tiefsten Ruhe genossen. Bonaparte hatte den italienischen Ossian gelesen, und nach seiner ersten Besitznahme von Padua, ließ er Cesarotti sogleich vor sich kommen und ernannte ihn zu einem der Chefs des neuen Gouvernements. Unser Dichter ergriff diese Gelegenheit, eine kleine Abhandlung über die Rechte, und die Freiheit der Menschheit, über die Pflichten der Obrigkeit und über den Charakter des Volks herauszugeben. Drei bis vier Jahre nachher brachte der Wechsel des Krieges ihn in die Hände der Russen und Oesterreicher, und er sahe sich gezwungen ein kurzes Gedicht zum Preise der siegreichen Potentaten zu schreiben

Endlich, nachdem Bonaparte Kaiser und wiederum Herr der venezianischen Staaten geworden war, ernannte er Cesarotti zum Ritter und späterhin zum Kommandeur des Ordens der eisernen Krone und wies ihm eine bedeutende Pension an, um sich seiner Dankbarkeit und seines Preises zu versichern. Napoleon hatte sich nicht in ihm geirrt: sein Gnadenspröding gab ein Gedicht unter dem Titel Pronea (die Vorsehung) heraus, ein ausschweifendes Produkt, worin der Styl des

Lukan, Ossian und Klaudian den Leser ver[illegible]t und betäubt, und das sich tief in die Irrgärten metap[illegible] und theolo-gischer Allegorien verliert. Das Gedicht [illegible] von der er-sten bis zur letzten Seite als die Arbei[illegible]ystematischen Neuerers, eines am Rande des Grabe[illegible] Frömmlings und eines auf Bestellung schreibenden [illegible]kund. Er überlebte diese letzte Anstrengung sein[illegible]ne zu kurze Zeit, um seiner Pension zu genießen [illegible]genug, um sein Gedicht der Vergessenheit übergo[illegible]

Wäre dieser Schriftsteller in a[illegible]ieberen wor-den, hätte er seine Ideen erweitert [illegible]dem Kreise einer eigenen metaphysischen Spekulati[illegible]g Besuchung ander Gegenden und Vermischung mit [illegible]Geistern her-ausgezogen; hätte er in seinem Empor[illegible]zum Ruhme größere Schwierigkeiten und Hindernisse angetroffen, und hätte vor Allem einen vernünftigern Gebrauch von seiner Be-kanntschaft mit der fremden Litteratur gemacht und sich mehr auf originale Arbeiten beschränkt, so würde er wahrscheinlich einen Platz unter den ersten Klassikern seiner Nation eingenom-men haben. Jetzt klagen die Italiener sein System und sein Beispiel an, aber so wie sie behaupten, daß eins wie das an-dere auf die vaterländische Litteratur einen nachtheiligen Einfluß gehabt habe, stimmen sie doch auch in der Anerkennung seiner großen Naturanlagen überein.

Angelo Mazza, ein Schulfreund des Cesarotti ver-dient am Schluss dieser Charakteristik eine kurze Erwähnung. Er lebt noch zu Parma in einem rüstigen Greisenalter. Er trat mit seinem ersten Versuche im Jahre 1764 auf, nehm-

lich mit einer Übersetzung der Vergnügungen der Einbildungskraft*) worin er die Italiener überzeugte, daß der gedrängte Styl des Dante sich mit Glück in ihren reimlosen Versen anwenden lasse. Später erschienen zwei Bände meist lyrischer Gedichte von ihm. Die begeisternde Patronin seiner beiden besten Oden ist S. Cecilia. Die Nachahmungen und selbst die Übersetzungen des Mazza haben einen gewissen Anstrich von Originalität, nicht allein in ihrem kräftigen Styl, sondern auch in einer metaphysischen Neigung seiner Ideen. Dennoch gelang es ihm nicht, die Theilnahme des Lesers für den begeisterten Schwung seiner Verse über das Weltall, die Weisheit des Schöpfers, die ewige Harmonie der Dinge, wach zu erhalten, wie es fast allen neueren Dichtern ergangen ist, die es versucht haben, heilige Gegenstände auszuschmücken. Seine Oden sind in Stanzen abgefaßt, deren Melodie öfters dem in der Musik sogenannten Kontrapunkt aufgeopfert ist, der mehr überrascht, als ergötzt, und er hat dabei die schwierigen Reime gebraucht, welche die Italiener Sdrucciole nennen, und die den elfsilbigen Vers zu einem zwölfsilbigen verlängern und den Stand des Accents verändern, wie aus folgender Probe erhellt:

A me le voci di concento graviîle,
A me le forme dello stil Pindarico,
Date a me l'ispirata arpa di Davide.

Das einzige Werk des Mazza, das den Geschmack der Italiener getroffen hat und öfters gedruckt worden ist, ist ein

*) The pleasures of Imagition, das bekannte Gedicht des Akenside.

Gedicht von Dreißig Seiten, das an Cesarotti gerichtet iſt, und eine meiſterliche Skizzirung der größten Dichter aller Nationen giebt, unter denen die Engländer beſonders hervorgehoben werden.

Mazza iſt wegen ſeines offenen biederen Characters auszuzeichnen, den er ſelbſt gegen die nicht verläugnet hat, die einem ihm ganz entgegengeſetzten Syſteme anhängen. Jedoch hat ſeine Schonung die Stimme der Kritik nicht beſchwichtigt, und ſeine Gegner haben ihn mit der heftigſten Wuth bis auf die beleidigendſten Schmähungen angegriffen. Die Fremden, die abwechſelnd die italieniſchen Provinzen an ſich geriſſen haben, ſetzten nicht nur die Produkte ihres fruchtbaren Bodens, Korn, Wein und Öhl, ſondern auch die Gabe der Poeſie in Brandſchatzung. So geſchah es denn, daß Mazza, in der Würde eines beſtändigen Sekretärs der Akademie zu Parma, die gebräuchlichen Bewillkommnungsſonette für die abwechſelnden Regierungen ſeines Vaterlandes verfaſſen mußte, worin er jedoch vorſichtig jedes politiſche Thema vermied und ſeine Meinung unbefangen und unbekannt erhielt.

Man berichtet allgemein, daß er ſeit langer Zeit eine Überſetzung des Pindar vollendet, die er aber nicht bekannt zu machen wage. Die Italiener ſind neugierig und beſorgt über ihren Erfolg. Pindar hat in Italien mehrere glückliche Nachahmer gefunden, beſonders in den Zeiten des Chiabrera, Filicaja, Menzini und Guidi, aber eine gelungene Überſetzung fehlt hier, wie in andern Ländern, und Mazza beſitzt vielleicht mehr als irgend einer die zu dieſer

Arbeit erforderliche Gelehrſamkeit, und ſein gedrängter kräftiger Styl wird ſich gewiß nicht ungefüge dem thebaniſchen Sänger anſchmiegen. *)

(Wird fortgeſetzt.)

Nachſchrift.

Da ſich ein Auszug aus dem Essay von Hobhouse im Hermes, Heft VI, befindet, welches der Redaktion erſt nach dem Abdrucke des obigen Aufſatzes bekannt geworden iſt, ſo iſt eine Fortſetzung unnütz.

---

*) Von älteren italieniſchen Ueberſetzungen des Pindar ſind folgende bekannt:

Ode di Pindaro, tradotte da Aleſsandro Adimari etc. Pisa. 1631.

La Parafrasi di alcune ode di Pindaro, di Camillo Lenzoni. Firenze. 1631.

Einige Oden in dem Anacreon von Capponi.

I Vincitori Olimpici di Pindaro, tradotti in Italiane Canzoni, da Giambatista Gautier. Roma 1762. Und die Pythiſchen Oden, von Demſelben. 1765.

Giuseppe Mazzei, Ode scelte di Pindaro. Sassari 1776.

Blätter
aus dem Tagebuche meiner Fußreiſe in Italien im Jahre 1817 bis 1818.

(Fortſetzung.)

Salerno den 22. Februar.

Das war ein ſtürmiſcher Tag! Schon beim Erwachen drohete der Himmel dunkel und ſchaurig, und er hat Wort gehalten. Regenwolken machten den Frühlingstagen, welche uns begünſtigt hatten, ein trauriges Ende, und beunruhigt ſandten wir Boten nach den Schiffern aus. Die Neapolitaner waren geſtern gleich abgefahren, es kamen Capreſen und ſchrieben auf italieniſch uns Bedingungen vor, weil ſie uns ſchon in ihrer Hand glaubten. So bewährte es ſich nun doppelt, wie Unrecht wir gehabt, mit den Neapolitanern nicht für die ganze Fahrt zu accordiren, da wir eben ſo viel Noth hatten, ſie los zu werden, als neue zu finden, welche uns von dieſem Ziel unſerer langen Sehnſucht, das ſich plötzlich in ein Gefängniß zu verwandeln drohete, wieder an das feſte Land überführten; dennoch wäre gewiß auch jenes Mittel nicht ohne ſeine Schattenſeiten geweſen.

Vertrauend gingen wir zu unſerem gerechten Commandanten, und erprobten in der Geneigtheit der Dame den Werth unſeres geſtrigen Geſchenks. Er verſprach uns mit dem Poſtſchiff nach Caſtellamare bringen zu laſſen, und beorderte die Schiffer zu ſich. Geſtern dünkte es uns unerträglich zum drittenmal dahin zu kommen und Amalfi nicht zu

ſehen — heute hielten wir es für ein Glück, und waren nur ungeduldig dahin abzufahren. Die Schiffer wohnten indeſſen auf Anacapri, es dauerte Stunden ehe ſie kamen — welche Prüfung unſerer Geduld! Das Wetter bringe im Februar keine Gefahr, wiederholte der Commandant, und wir faßten Muth. Aber als die Schiffer kamen, und behaupteten, in offener See ſei der Wind viel zu heftig, und ſie könnten ſelbſt mit dem Poſtſchiff nicht fahren, und wir nun erwarteten, daß der Commandant ſeinen Grundſatz gegen die Schiffer geltend machen würde — erkannten wir nun unſere Täuſchung; er ſchwieg, das Wetter ſprach, ſeine Logik war vergeſſen und die Schiffer behielten Recht. Ohne Zweifel waren ſie mit denen im Einverſtändniß, welche uns prellen wollten. Zu unſerm leidigen Troſt wurden wir angewieſen, uns mit dieſen, ſo gut wir könnten, zu einigen. Jetzt da ſie ſahen, wie der Commandant uns nicht mehr half — konnten wir gewärtig ſein, daß ſie ihre erſte Forderung verdreifachen würden. Aber ſie waren ehrlicher, und blieben bei ihr ſtehen; wir gingen ſie ein und wurden endlich reiſefertig.

Aber ſie brauchten mehr Zeit als wir; unterdeſſen ſahen wir noch die Cathedrale. Alles iſt relatif, und dieſer Biſchofsſitz würde anderer Orten, wo er nicht die einzige Kirche wäre, nicht füglich mehr als eine Dorfpfarre gelten. Dennoch fanden wir den geſtern erwähnten Fußboden von ungewöhnlicher Schönheit, und bemerkten mehrere Säulen und Bruchſtücke, Denkmale früheren Glanzes. Iſt das Wegſchleppen oder Verderben gefundener Überreſte betrübend, ſo iſt ihre Anwendung zu anderen Zwecken auch nicht erfreulich. Das ſcheinbar unbedeutendſte Stück giebt zuweilen den wich-

tigsten Aufschluß über den Ort, wo es gefunden; darum sollte jedes zur Stelle bleiben, oder wäre das nicht möglich, nur mit einer Gattung von Pässen in die Welt entlassen werden, welche alle nöthige Notizen enthielten, über Entstehung, Auffindung und sonstige Schicksale, denn in den letzten Zeiten haben manche Kunstwerke sogar ein biographisches Interesse erlangt.

Endlich stiegen wir zum Hafen hinab und nahmen von diesem romantischen Eilande Abschied, das einer lebendigen Phantasie so viel Stoff und Reize bietet, und doch so wenig von ihr benutzt zu sein scheint, ich müßte denn das Wunder dahin rechnen, welches Sueton erzählt, daß Augustus verdorrte Eichen hier habe wieder grünen sehen; uns ist dergleichen nicht begegnet.

Wir stießen vom Lande. Das Meer war in mäßiger Ruhe, so lange uns die Felsen von Capri deckten, aber sobald wir auf die Höhe kamen, ergriff uns ein heftiger Sturmwind, der immer wachsend zuletzt so gewaltig wurde, daß die Wellen Mann hoch über uns sich erhoben; glücklicher Weise war er uns günstig und trieb uns gerade auf Castellamare. Das Schiff war kleiner als das Neapolitanische und schlecht, dergestalt, daß wir das Steuer brachen: das war ein Moment höchster Gefahr, zumal da wir nicht gleich verstanden, was die Schiffer hatten. Einer der Gefährten, kundig des Falles, riß schnell ein anderes Steuer aus der Tiefe des Schiffes, und reichte es dem Steuermann hin — so wurden wir gerettet. Aber die Furcht der Leute, die beständig am Segel sich beschäftigten, und in Zwischenräumen beteten, statt aufmerksam zu sein — immer das letzte Hülfsmittel der italienischen Schiffer — war nicht

geeignet unſere Unruhe zu beſchwichtigen. Dennoch was uns Sorge machte — endete ſie auch, denn waren die Wünſche unſerer Ankunft beflügelt, ſo wars der Sturm, der uns trieb noch viel mehr. Die Schnelle hinderte aber nicht, daß mehrere von uns ſeekrank wurden, und mich quälten meine Bruſtkrämpfe ſehr, wenn gleich minder heftig, als auf meiner nächtlichen Fahrt von Monaco nach Nizza. Wäre dies Übelbefinden nicht geweſen, ſo hätten wir wohl Urſache zur Fröhlichkeit haben können, über die verſchiedenen Extreme von Furcht und Ruhe unter den Gefährten. Einer von ihnen hatte ſchon verſchiedene Seereiſen in den Orient gemacht, und verſicherte uns immer, dieſer Sturm habe noch keine Noth; daher ſein Geſicht uns zu einer Art Gefahrmeſſer diente; doch mit was wird man nicht vertraut? Wir gewöhnten uns auch an unſere Lage, ſo daß ich mich doch der majeſtätiſchen Küſten von Sorrento, welche ich auf dem Hinwege von der Landhöhe geſehen, nun auch von der Tiefe des Meeres erfreuen konnte — ein erhabner Anblick! Zumal von dem wildbewegten Element zu den unbeweglichen Felsgipfeln hinauf, die nur Wolken küſſen.

Ein letzter gewaltiger Windſtoß hätte unſer Schiff beinahe an der Mauer des Hafens zerſchmettert. Wie wohlthätig war uns gleich darauf die Ruhe des ſtillen Waſſers. Wir dankten Gott für unſere Rettung und traten an das erſehnte Land. Wir hatten nicht ganz anderthalb Stunden zu einer Fahrt verwendet die ſonſt 5 — 6 Stunden erfordert.

Ausſteigend empfingen uns unſere abgedankten neapolitaniſchen Schiffer, gleichſam wie Abgeſandte der Hölle; die Ortsbehörden unterſtützten ſie — aber doch nur ſo lange, bis

ſie von der Wahrheit unterrichtet waren. Als jene ſahen, daß ſie gegen unſere Feſtigkeit nicht durchdrangen, rächten ſie ſich dadurch, daß ſie die Vetturinos, deren wir mehrere zur Fahrt nach Salerno bedurften, zu unerhörten Forderungen aufhetzten. Der Tag war trübe, und kalt, der Mittag vorüber, wir hatten Eile, mußten uns alſo fügen. Um Platz zu gewinnen, ſchickte ich meinen Bedienten nach Neapel zurück, und ſo verließen wir Caſtellamare zum dritten — nun wahrſcheinlich letzten — Male, und nach 4 — 5 Stunden erreichten wir mit ſinkendem Tage Salerno; aber nur einen geringen Theil ſeiner Schönheit gewährte uns der herrliche Golf und die reitzende Lage von La Cava bei dem ſonnenloſen Himmel.

Salerno den 20. Februar.

Glücklicher als geſtern waren wir heute mit unſerer Fahrt nach Päſtum, und rechnen wir die erhabene Vergangenheit, welche ſich dort vor unſern Blicken aufgethan, ſo war es ein herrlicher Tag in dem Leben eines jeden von uns.

Geſtern Abend hatten wir die Stadt mit Päſtums Wanderern dergeſtalt angefüllt gefunden, daß nachdem uns die übertriebene Prellerei des erſten Wirthshauſes nicht behagte, und wir in den andern keinen Platz gefunden hatten, wir zu dem erſten zurükzukehren und uns alles gefallen zu laſſen gezwungen waren. Ein ähnlich Schickſal drohete uns mit den Vetturinen, als uns der Poſtmeiſter von Salerno den Vorſchlag machte, uns in 2 Wagen nach Eboli zu ſchaffen, wo wir neue

Post bis Pästum nehmen könnten, mit der wir nach Eboli — und von dort mit den Salernischen Pferden hierher zurückkehren sollten. So nur war die Fahrt in einem Tage mit Ruhe und Annehmlichkeit möglich. Andere Art gab es freilich, z. B. zu Wasser. Aber das Meer war noch so stürmisch als neu und groß unsere Scheu vor ihm: die Dauer dieser Fahrt ist dazu ungewiß, und kommt man nicht zurück, wie das sehr leicht geschehen kann — so findet man an den öden Küsten kein Obdach. Zu Lande führt der nächste Weg dem Meer entlang, nur etwa 18 neapolitanische Miglien bis Pästum, aber man erzählte uns so viel von den üblen Wegen: ein Reisender war erst neuerlich im Sumpfe stecken geblieben, ein anderer hatte den Wagen gebrochen, und beide waren in diesen Wüsten gänzlich hülflos gewesen. Die Chaussee nach Eboli blieb das rathsamste — und trotz des Umweges von 8 Miglien würde ich sie jedem Reisenden selbst dem Fußgänger rathen, der nur 3 Tage brauchen würde, einen bis Eboli, einen für Pästum und den dritten zurück, und so nie einer Verlegenheit ausgesetzt sein könnte. Auf diesem Wege hatten wir nun die Wahl: mit Vetturinos um Mitternacht aufzubrechen, langsam zu fahren, eine Stunde in Pästum bleiben zu dürfen, und dennoch theuer zu bezahlen, oder die Vorschläge des Postmeisters anzunehmen. Wir brauchten erst mit dem Tage aufzubrechen, fuhren schnell und hatten mehrere Stunden für Pästum. Freilich mußten die 4 Posten, wofür es gerechnet wird, ob es gleich höchstens $3\frac{1}{2}$ sind, doppelt für hin und her bezahlt werden, dafür hielt uns aber die nicht allein in Italien, sondern beinahe überall seltene Redlichkeit des Postmeisters schadlos, der sich freiwillig erbot, uns mit 5 Pferden, statt mit 8 fahren zu lassen; er fügte aber hinzu, in Eboli müßten wir uns zu 8 bequemen, weil sein dortiger College ein geldgieri-

ger Mann ſei. Wir waren von dieſer beiſpielloſen Billigkeit ſo beſchämt, daß wir nach einem geringen Umſtand — nehmlich dem Preiſe des Wagens, gar nicht fragten, und ſtutzten nicht wenig, als er uns bei unſerer Rückkehr den gedruckten Tarif vorlegte, welchem zufolge wir einige 20 Piaſter dafür zu bezahlen ſchuldig waren. Zufällig war alle Baarſchaft erſchöpft und wir wären nicht mehr nach Neapel gekommen, hätte dieſer ungewöhnliche Mann ſich nicht mit zwei Piaſtern begnügt; für welche Billigkeit wir mit ihm auch gleich Contract ſchloſſen uns nach Neapel zurück zu ſchaffen, und auch hier blieb er mäßig. Wir haben vergebens nach den Gründen dieſer Genügſamkeit geforſcht, die um ſo auffallender war, da wir doch hätten alles thun müſſen, was man gefordert haben würde —, wahrſcheinlich war es ihm um größere Kundſchaft zu thun, denn er bat uns ihn zu empfehlen, das wir auch, ſo viel wir konnten, ehrlich gethan haben.

Wir hatten ſchon den Felſen hinter uns, welcher ſonſt bis ins Meer ſich erſtreckte, und nun der Kunſtſtraße hat weichen müſſen — er trug ehedem ein Caſtel und ſchützte Salerno gegen Süden — als die Dämmerung den Tag heraufbrachte; die nahende Sonne milderte zwar das rauhe Wetter, dennoch behielten wir den ganzen Tag unangenehmen Wind. Auch die Gegend iſt unfreundlich. Man glaubt in eine andere Campagna di Roma zu kommen; auch ein Rom beſitzet ſie, wenn auch nicht das unvergänglich Erhabene — ſo doch eines, deſſen nachgebliebene Denkmäler in ihrer einfachen Größe vielleicht den Sieg über alle Architecturwerke jenes Roms davon tragen. Einer der Gefährten, ein Schwede, hatte Griechenland und den Orient, Egypten und Palmyra geſehen; er ging kalt am Koliſe-

um, am Pantheon vorüber; doch vor den Tempeln vom Päſtum ſtand er bewundernd, und nannte ſie groß!

Dieſe Campagna iſt eine Ebene, die ſich von Salerno bis über Päſtum hinaus erſtreckt, in der Länge mehr als 20, in der größten Breite von Päſtum bis Eboli 12 — 14 Miglien; ihre ſonſtige Breite iſt verſchieden, je nachdem die Berge zurück oder vor treten. Ehedem hat ſich gewiß der Golf von Salerno bis an den Fuß derſelben erſtreckt; das Meer aber hat dieſes Land allmählich angeſchwemmt und es verläugnet auch dieſen Urſprung nicht; es hat Theile, welche den Pontiniſchen Sümpfen ähnlich ſind und wie dort iſt auch hier Mangel an Gefäll. Wenig oder gar nicht angebaut, zeichnet ſich nichts auf dieſem traurigen Einerlei aus; unbedeutendes Geſtrüpp, und ſanfte wellenförmige Anhöhen decken in einander verſchwimmend dürftige Wohnungen, magere Heerden oder klagende Gewäſſer ſo ſehr, daß als wir an den Silarus, jetzt Sele genannt, kamen, uns nicht wenig ſein tief eingefurchtes Bette überraſchte. Die italieniſchen Ebenen haben überhaupt das trügeriſche, daß ihre lachenden Flächen oft Abgründe verbergen. Wollte ich aber einen Vergleich dieſer Gegend mit den Pontiniſchen Sümpfen durchführen, würde ſie ſehr im Nachtheile bleiben; die Volſciſchen Gebürge, welche jene begrenzen, ſind unvergleichlich ſchöner als die kahlen öden kalabreſiſchen hier, es fehlt hier auch der innere grüne Teppich, der die Sümpfe überbreitet, und ſich zu den entfernten Bergen hinzieht, von denen noch ehrwürdige Denkmäler herunterblicken; es fehlt der Monte Circello mit ſeiner märchenhaften Geſtalt, als großer Grenzpfal: wie unbedeutend iſt gegen ihn das Vorgebirge oberhalb Päſtum!

Nach etwa drei Stunden hatten wir das 2 ſtarke Poſten entfernte Eboli erreicht; es liegt auf einer ſanften Höhe, bis zu deren Gipfel die Stadt ſich ſchneckenförmig hinaufzieht. Wir ſpannten vor dem alten Thore um. Dieß und Schillers Fürſtin Eboli waren die Veranlaſſung, daß ich eilig eine Wanderung durch die Stadt machte und in ein Paar Kirchen trat. Aber alles hatte ein ſo dürftiges ſchmutziges gedrücktes Anſehen, daß man hätte glauben mögen, in ein Gebiet von Erdgeiſtern gekommen zu ſein. Wir ſuchten einen Imbiß, doch vergebens; kaum fanden wir Brod: wir waren zufrieden, hier kein Nachtlager gewählt zu haben, deſto lobenswerther war die Schnelle, mit der wir behandelt wurden.

Hatte uns der Weg bis Eboli am Fuß der Berge hingeführt, welche die groſſe Landbucht von Salerno begrenzen, ſo wandten wir uns von hier im rechten Winkel meerwärts. Nahe dem Silarus auf ſeinem linken Ufer liegt ein Jagdſchloß des Königs von Neapel, Perſano. Dahin führt eine Kunſtſtraße, welche wir eine halbe Stunde verfolgten; dann aber ließen wir jenes mit ſeinen entlaubten Eichenwäldern, in denen eine vorzügliche Jagd ſein ſoll, links und nahmen auf einem neuen Wege, den Murat hat anlegen laſſen, der aber leider noch nicht vollendet iſt, unſere Richtung gerade auf Päſtum. Die Gegend iſt troz der Nähe einer königlichen Wohnung ſo wüſte, daß wir erſtaunt waren, nachdem wir den Silarus, der ſeine trübe Fluten matt zum Meer trägt, auf einer ſchlechten Fähre überſchritten hatten — (eine Brücke, auch von Murat angefangen, wurde eben gebaut) — gegen hundert Menſchen beim Aufhacken eines kleinen Stück Feldes beſchäftigt zu finden. Sie waren ſo träge, dabei

einander ſo im Wege, daß ſie nur ſehr langſam vorrückten; einige Hütten ſtanden in der Nähe, aber gewiß waren dieſe Leute von weitem zur Arbeit hergekommen.

Der Silarus iſt die alte Grenze von Calabrien. Schon Strabo ſagt im 8. Buch, daß nur bis hierher Campanien gehe, und von jenſeit das Gebiet der Picentiner (Calabrien) anfange.

Endlich erblickten wir die alten grauen ehrwürdigen Tempel, in ernſter düſtrer Größe von Schweigen umgeben. Lange hatten wir nach ihnen ausgeſehen, ſie auf der weiten Fläche früher zu erblicken gehoft, aber unmerkbare Höhen decken ſie bis man beinahe vor den Ringmauern ſteht.

Päſtum iſt Doriſcher Abſtammung. Solinus ſagt Paestum a Dorensibus constitutum. Wenn hier die griechiſchen Dorier gemeint ſind, mußte, aber nach ihrer Mundart die Stadt Poſidonia oder Poſedania genannt worden ſein. Päſtum iſt kein griechiſches Wort: daher hat ein italieniſcher Gelehrter Mazzocchi die Meinung aufgeſtellt, es ſei von einer Colonie der Phöniziſchen Seeſtadt Dora gegründet. So viel iſt gewiß, dem Neptun war die Stadt heilig, und die vielen Münzen, welche man findet, beweiſen es durch Delphine und Meergötter, welche ſie zum Zeichen führen. Auf einigen lieſt man auch osciſche und etruſciſche Schrift, und zwar den oft veränderten Namen Phiſtlus, Phistulis, Phistelil, Phiſtu..., Siſtlus. — Man könnte alſo auch annehmen, Eingeborne hätten den Ort zuerſt gegründet; noch eine Variante, doch wenig verbürgt, meint, dieſe

Münze ſei aus Pliſtia, einer alten Ste'. in Campanien. Daß der untere älteſte Theil der Ringmauer von der ſogenannten Cykloviſchen Bauart iſt, könnte für die vorige Meinung ſprechen; der obere Theil iſt ſpäter erneuert und geübtere Hände ſind daran ſichtbar. Strabo im fünften Buch bezeugt auch, daß die Sybariten, nachdem ſie Päſtum erobert und bewohnt, die Mauern hergeſtellt haben; ſie brachten Cultur und ſeine Sitte aus ihrer Vaterſtadt mit herüber; Kraft, Sieg, Reichthum, Wiſſenſchaft, Kunſt und Überfluß waren die Morgengabe der neuen Pflanzſtadt; ſie lebten friedlich und ihre Lebensweiſe war ſo heiter und griechiſcher Natur, daß ihnen der alte Name Päſtum zu hart war; ſie wandelten ihn in Poſidonia um, welche Benennung auch Strabo beibehält. Nach dieſem perikleiſchen Zeitalter trat für Päſtum eine Epoche der Kämpfe und Verwirrungen ein. Mehrere Völkerſchaften ſtritten ſich um ſeinen Beſitz, und eroberten es wechſelsweiſe, bis im Jahr 490 eine römiſche Colonie dahin geſendet wurde, welche aller griechiſchen Cultur ein trauriges Ende bereitete; ſelbſt der weichere Name mußte dem urſprünglichen härteren weichen, welcher letztere ſich auch auf allen römiſchen Inſchriften wieder findet. Im Jahre Roms 538 haben Geſandte von Päſtum Geſchenke dargebracht, wie Livius berichtet. 147 Jahr nach der erſten Coloniſirung, 627 nach Roms Erbauung wurde die zweite Colonie dahin geſendet. Velleius erwähnt es, und verwandelt ſeltſamer Weiſe die Namen, Athenäum, Päſtana, in Minervium, Neptunia. Er ſcheint ein römiſcher Puriſt geweſen zu ſein, und die Sprache ſogar von den griechiſchen Namen haben reinigen wollen; er hatte aber keine Nachfolger, und die ſpäteren Schriftſteller fahren fort dieſes Volk Päſtani zu nennen.

Nachher theilte Päſtum noch alle Schickſale von Italien, und ein beſonderer Völkerſtamm bemächtigte ſich deſſelben, die Picentiner. Unter den verſchiedenen Oberherrn ſeiner Blüte aber gänzlich beraubt, wurde es allmählig zu dem Ende vorbereitet, das ihm im Jahr 915 die Sarazenen brachten, deren Wuth den ehedem berühmten Ort mit Feuer und Schwerdt verwüſtete. Die Dunkelheit, welche das Mittelalter über Italien legte, ließ die Kunde und die Überreſte dieſes Ortes gänzlich vergeſſen, bis 1755 zufällig die Tempel wieder entdeckt wurden. (S. Stollbergs Reiſen 3. Band).

Die Ringmauern geben deutlich den ganzen Umfang der Stadt zu erkennen. Die Regelmäßigkeit iſt höchſt überraſchend; ſie bilden ein Quadrat, deſſen Winkel ſanft abgerundet ſind; 4 Thore liegen gegen einander nach den vier Himmlsgegenden; von dieſen ſieht nur noch das öſtliche, mit einem edlen Bogen, welches eine Höhe von 56 Fuß gehabt hat. Coloſſalität und Schönheit ſind in ſeinen Verhältniſſen vereinigt; zwei ſchlechte in halber Erhöhung gehauene Figuren über dem Mittelpunkt des Bogens, ſind, obgleich vom Wetter ſehr zerſtört, noch ſichtbar, die eine, ein Delphin, iſt unverkennbar und als Sinnbild einer dem Neptun geweihten Stadt leicht zu erklären; die zweite iſt ein Weiberkopf und wird für die Päſtaniſche Sirene oder Sibylle gehalten — warum, dürfte wohl ſchwer zu ermitteln ſein.

Die Mauern ſind ein ſtupendes Werk. Die Meſſungen haben eine Breite von 18 — 24 Fuß und eine ehemalige Höhe von 65 Fuß ergeben. Jetzt ſind ſie größtentheils — zum Wenigſten die obere Hälfte, eingeſtürzt und bilden mit ihren Trümmern einen ungeheueren Wall um die Stadt; von

Diſtance zu Diſtance haben Vertheidigungsthürme geſtanden, welche meiſt noch zu erkennen ſind und regelmäßige Quadrate geweſen zu ſein ſcheinen; die Thore ähnlich den neueren, hatten eine doppelte Befeſtigung. Außerhalb noch ſtehend bemerkt man die Überreſte des Aquäducts, welcher allein die Stadt verſorgt haben muß, weil von mehreren keine Spur zu finden, man erkennt noch die Öffnung in der Mauer, durch welche die Leitung gieng, und das große Granitbecken, welches das Waſſer aufgenommen haben ſoll, iſt jetzt in Salerno zu ſehen. Die Nähe der Lucaniſchen Sümpfe, und die ſalzige verſteinernde Qualität der Gewäſſer, welche Päſtum beſpülen, machte allerdings die Waſſerleitung zu einem ſehr wichtigen Gegenſtand. Der Ort, woher es kam, wurde Caput Aquae genannt, woraus in ſpäterer Zeit ſich Capaccio gebildet; ſo heißt heute ein kleiner Ort an jener Stelle. Leider hatten wir nicht Zeit dahin zu gehen und die dort noch ſichtbaren größeren Überreſte des Aquäducts in Augenſchein zu nehmen.

Vor dem nördlichen Thore, durch welches wir hereinfuhren, ſind noch Gräber ſichtbar; aber, nachdem man die darin gefundenen Vaſen, Waffen und andere Geräthe ins Muſeum nach Neapel gebracht, gänzlich verfallen. Wir konnten nur ſoviel davon entnehmen, daß es Kaſten geweſen in oblongen Quadraten, aus ſchweren Steinmaſſen, mit einer dachähnlichen Bedeckung; von den Malereien und Vergoldungen, welche ſie enthalten haben ſollten, konnten wir nichts mehr entdecken. Hier iſt unter mehreren ſeltenen auch die Vaſe gefunden, worauf Herkules die goldnen Äpfel aus den heſperidiſchen Gärten trotz der Wachſamkeit des Drachen

ſtehlend, abgebildet iſt. Zwiſchen mehreren Inſchriften lieſt man den Namen des Künſtlers: ΑΣΣΤΕΑΣ. Lanzi hat eine Abhandlung darüber geſchrieben.

Das herrlichſte Denkmal in Päſtum iſt bekanntermaßen der ſogenannte Tempel des Poſeidon, denn weil die Stadt ihm geheiligt war, mußte er wohl den vornehmſten Tempel dort beſitzen. Er ſteht beinah im Mittelpunkt, und hat in ſeiner erhabenen Größe mehr als zwanzig Jahrhunderten ſiegreich getrotzt, er ſcheint ſogar durch die Zeit nicht ſchwach geworden, und trägt noch ſeine Stirn hoch genug, um ſie ferner kräftig der Zerſtörung entgegen zu ſtellen. Weder der Umfang des Gebäudes, noch ſeine räumliche Größe erregen Bewunderung, ſondern die Einfachheit des Styls, und die Kunſt, welche mit rohen Blöcken ſo edle Formen zu ſchaffen wußte. 14 Säulen an jeder langen Seite, 6 an jedem Frontiſpiz — im Ganzen 36, weil die Eckſäulen doppelt gerechnet ſind, ſtehen noch heute, und tragen die Architraven und Frontons mit geringer Einbuße. Zwiſchen ihnen und der Cella führt ein bedeckter Porticus um den ganzen Tempel. Die Säulen ſind gradlinig cannelirt, und jede beſteht aus fünf übereinander liegenden Blöcken. Zwei Stufen führten uns in den Vortempel oder den Pronaos, deſſen Eingang zwei Pilaſter an den Ecken und zwei freiſtehende Säulen in der Mitte bilden. Ein gleiches zeigt die entgegengeſetzte Seite, und aus beiden tritt man in die erhabene Cella, welche durch zum Theil nur noch ſtehenden Mauern von dem Pronaos getrennt war. Sieben an jeder Seite ſtehende Säulen gleichen Styles wie die äußern, nur in etwas verjüngtem Maasſtabe, tragen einen gewaltigen Architrav, aus großen Blöcken von 17 Palmen Quadrat mit

gleicher Kunſt gearbeitet, über welchem ſich eine neue Ordnung erhebt, nur kleiner, die das Dach getragen haben mag; von dieſer ſtehen an einer Seite nur noch fünf, an der andern drei Säulen; im Innern der Cella kann man erkennen, wo der Altar, die Opferherde geſtanden, und wo die Treppe zum Dach geführt, von der noch mehrere Stufen ſichtbar ſind; der Fußboden war rohe Moſaik.

Nicht genug konnten wir die einfache Majeſtät dieſes Baues betrachten; den rohen Travertin-Maſſen und den verſchiedenen Blöcken, aus welchen die Säulenſchafte beſtehen, iſt es wohl allein zu danken, daß dieſe Denkmäler, ſo wie der Zeit, auch allen zerſtörenden und unter veränderten Formen erhaltenden Neigungen der Menſchen widerſtanden haben, ſelbſt den Kunſtſammlern. Wären ſie aus Marmor, weiß der Himmel, in welch Muſeum ſie ſchon hätten wandern müſſen. Kenner bewundern das richtige Ebenmaaß in allen Verhältniſſen. Die Länge des Tempels iſt 222 — die Breite 95 Palmen. Die oberſte der drei Stufen, welche ringsum laufen, dient den Säulen zur Baſe; daß ſie bis zum Kapital wenig verjüngt ſind, giebt ihnen den ernſteren Charakter; 24 Kannelirungen haben die äußeren, 20 die inneren; 16 die Säulen der zweiten Ordnung; die Höhe des Schafts iſt 30 Palmen; ihr Durchmeſſer in der Baſe 7 Fuß 8 Zoll; in der Mitte 6 Fuß, im Kapital 3 Fuß 6 Zoll, und der der Architraven mit Fries und Korniſchen u. ſ. w. 14 Fuß 6 Zoll; mit Kunſtfertigkeit ſind die Triglyfen und Metopen gearbeitet, welche den ringsum laufenden Fries zieren; genug einſichtsvoll hat ſich der Architect auch in den Nebenverhältniſſen des Baues bewährt, und iſt überall dem edelſten Styl treu geblieben.

Zwanzig Schritte weiter, zwar in gleicher Lage und Richtung, doch etwas gegen Abend vorstehend, liegt die Halle, über deren Zweck man sehr zweifelhaft ist, und welche bald für eine Basilika, bald für ein Atrium gehalten wird. Daß sie zu Volksversammlungen, oder was ziemlich einerlei ist — zu einer Halle, wo Recht gesprochen wurde, bestimmt war, scheint wohl das Wahrscheinlichste. Denn keine Spur einer Cella oder eines Altars zeigt an, daß sie ein Tempel gewesen, auch daß sie von allen Seiten offen war, beweiset dagegen. Die alt etruscische Bauart, welche den Überfluß an Säulen liebte, giebt sich hier deutlich kund. Die Länge ist 200 Palmen, die Breite die Hälfte, und ein gleiches Verhältniß besteht zwischen den Säulen von 18 zu 9. Der Eingang ist dem des Neptun Tempels ähnlich; zwei Stufen führen zwischen zwei Pilastern und drei Säulen in das Innere des Gebäudes, dessen Mitte abermals um mehrere Stufen erhöht gewesen, wodurch die Vermuthung entsteht, daß hier ein Platz für die Vornehmsten der Stadt abgesondert war. Eine Eigenheit des Gebäudes aber ist die Säulen Reihe, welche es durch seine Länge in zwei Hälften trennt, drei stehen nur noch ganz von diesen, aber von den übrigen sind die Bruchstücke sichtbar. Die Verhältnisse der Säulen sind kleiner als im Neptuns Tempel, ihre Stärke in der Base ist der vierte Theil ihrer Höhe (20 Fuß); sie bestehen nur aus 4 Blöcken und haben nur 30 Kannelirungen. Bedeutlich hat ein anderer Meister diesem Bau vorgestanden; mindere Vollendung, größere Mannigfaltigkeit im Einzelnen, und daher geringerer Eindruck des Ganzen war mir bemerkbar. Der Umstand, daß die Säulen sich von der Base bis zum Mittelpunkt verstärken, macht sie nicht

ſchöner, giebt ihnen im Gegentheil etwas unbeholfenes, möchte aber für griechiſchen Urſprung ſprechen.

Unfern von hier ſind noch Spuren eines Theaters, und wieder rückwärts etwa im alten Mittelpunkt der Stadt iſt das Amphitheater noch völlig erkennbar; einige Stufen treten zu Tage, ſonſt aber haben dieſe Überreſte nichts intereſſantes als die Möglichkeit, ſeinen Umfang zu beſtimmen. Die Meſſungen haben in der größten Länge 218, in der größten Breite 132 Palmen ergeben. Einige Sculpturen, welche im Theater gefunden worden, laſſen vermuthen, daß dieſes ein Prachtgebäude geweſen.

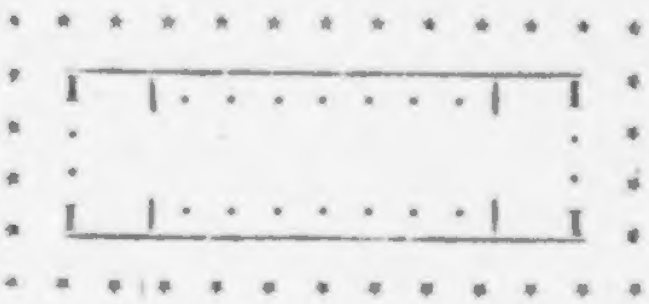
Vom Amphitheater bis zum ſogenannten Tempel der Ceres ſind kaum einige hundert Schritte. Wenig Grund iſt für dieſe Beſtimmung, denn wenn Geſchichtskunde und Münzen beweiſen, daß Päſtum eine Neptun Stadt geweſen, ſo ſpricht doch kein Zeugniß, daß Ceres die umgebenden Fluren zu beſchützen gehabt. Gegen die ernſte Größe des Neptun Tempels erſcheint dieſer geringfügig. Doch bei näherer Betrachtung entwickelt ſich dem Auge die Schönheit und Harmonie ſeiner Verhältniſſe; ſeine Länge von 123 und Breite von 55 Fuß beweiſet den geringen Umfang. Übrigens ſind auch hier Altar, Opferherde und Waſſerkanäle zu erkennen. Die Architektur iſt der des Neptun Tempels beinah an die Seite zu ſtellen; die Säulen haben auch nicht die Verſtärkung gegen die Mitte wie die der Baſilika; die Verzierungen der Frieſe, der Triglyphen und Metopen ſcheinen aber von noch kunſtfertigern Händen gearbeitet; die Frontiſpize ſind von ſechs Säulen getragen, die Seiten Portiken jeder von dreizehn, und das Verhältniß des Durchmeſſers in der Baſe zu ihrer Länge iſt wie:

der 5 — 20 Fuß. Drei etwas ſteile Stufen führen zu der Vorhalle, welche ſich dadurch von der des andern Tempels unterſcheidet, daß ſie mit drei freiſtehenden Säulen der Länge nach auf jeder Seite geziert iſt; dieſe weichen aber ganz vom altdoriſchen Styl durch runde gut gearbeitete Baſen ab. Überhaupt müßte man erſt über die Architektur der eingebornen Völker Italiens mehr im Klaren ſein, ehe ſich über die Verpflanzung der altgriechiſchen dahin und ihre Vermiſchung mit der vorgefundenen etwas genügendes annehmen läßt. Nahe dieſem Tempel zeigte man uns geöffnete und geleerte Gräber, in denen mit mehreren kleinen Vaſen auch Skelette gefunden worden *).

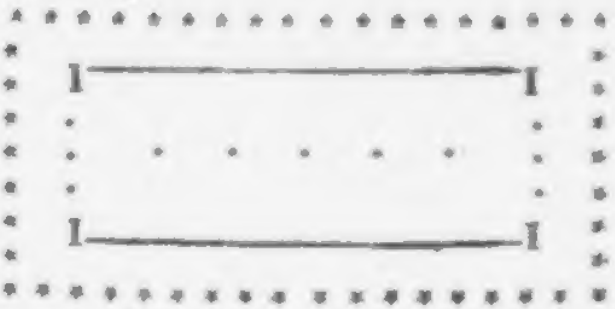
Die Zeit mahnte ans Abfahren; ungern verließ ich den merkwürdigen Ort nach ſo flüchtiger Anſicht. Die dürftigen Einwohner, die ſich jetzt ſehr vermehren und ſchon auf 40 angewachſen ſind, für deren Seelenheil bereits eine Kirche eingerichtet worden, überſtrömten uns mit Münzen, welche ſie feilboten. Es fand ſich manches gute Stück, ſo gekauft wurde. Die Leute erzählten, ſie fänden viel dergleichen, zumal jetzt, da ein Theil des inneren Stadtgebietes zu ihrem Unterhalt urbar gemacht worden, und noch wird. Einige Häuſer hat bereits die Hoffnung auf Gewinn von Reiſenden emporſteigen laſſen. Ein gutes Wirthshaus wäre von hoher Wichtigkeit; dann könnte man einige Tage ſich in Päſtum aufhalten; was ließe ſich nicht dort oder in der Umgegend noch entdecken? Wie viel gründlicher nicht alles unterſuchen

*) **Anmerkung.** Zu beſſerer Einſicht ſind von den beſchriebenen drei Gebäuden oberflächliche Grundriße beigefügt.

Pianta del tempio di Nettuno.



Pianta della Basilica.



Tempio di Cerere.

als in wenig Stunden? Der Umfang der Stadt iſt zwar anſcheinend geringe, aber die Leere ſowohl als die Regelmäßigkeit des Raumes trügt im Überblick; bringt man nun die kleinen Wohnungen der Alten in Anſchlag, ſo dächte ich, müßte Päſtum ein Ort von etwa zehntauſend Einwohnern geweſen ſein, wenn gleich dem Auge nach offenbar kleiner als Pompeji.

Wir kehrten mit wahrer Wehmuth der nun ganz roſenloſen Stadt der Roſen den Rücken, und erreichten bald das bekannte Eboli wieder. Wir fanden die Calabreſiſche Poſt, begleitet und beſchützt von einem Haufen 50 — 100 in königlichen Sold getretener Banditen, Landeskinder! Die Kerls waren, obgleich nach jedes Belieben, gut gekleidet und gut bewaffnet. Sie boten uns Escorte an, aber unſere Poſtillione hatten eine ſolche Furcht vor ihnen, daß ſie ſchneller fuhren, um ihnen nur zu entkommen, als aber die Sonne zu ſinken anfing, ſind wir halb geflogen, um noch mit ihren letzten Strahlen Salerno zu erreichen; auf dem ganzen Wege fanden wir indeſſen ſolche Freunde, die uns aber weiter keine Sorgen einflößten, denn ſie waren alle luſtig und guter Dinge.

Milder wurde das Wetter gegen Abend; in ſchönem Grün von der Abendſonne vergoldet ſahen wir die Fläche bis ans Meer, das minder brauſend, aber doch ſchon in halber Dunkelheit, uns an den Mauern von Salerno empfing.

Dresden.

Friedrich Graf von Kalckreuth.

(Der Beſchluß folgt.)

Frühlingsklänge und Liederübermuth.

Minnelied.

Wo ach wohnst du, goldne Liebe?
Liebe, die im Trennungsschmerz
Immer süß und sicher bliebe,
Adelnd das entzückte Herz?

Liebe, die im Drehn und Wanken
All der trüben Welt umher
Blühend flöchte stäte Ranken,
Immer wach und selig wär'?

Liebe, die nicht Hütten bauen
Möcht' auf halbverschneiter Flur,
Nein im strahlenden Vertrauen
Ringt nach ew'gem Frühling nur?

Liebe, — ach, im Seufzer hauchte
Still sich mir die Sehnsucht aus. —
Doch ein süßes Klingen tauchte
Wie aus väterlichem Haus:

„Musst den Klang zurückbegleiten
In der Ahnen heitre Welt,
Wo bei Freudenfest und Streiten
Minne hold die Zügel hält!" —

Und ich ließ mich hingeleiten,
Sah auf kühn ersiegtem Feld
Ritter in der Farbe reiten,
Die der Herrin wohlgefällt!

Hörte durch belebte Weiten,
Von der Sehnſucht Hauch geſchwellt,
Troubadoursgeſänge gleiten, —
Seufzte: „das iſt meine Welt!“

Doch als heitrer Jünger hörend
Auf den zart erblühten Klang,
Schell mir Klage wieder ſtörend
Durch die Waffen, durch den Sang.

Nach Arkadiens Schäferauen
Sehnte ſich der holde Chor,
Sang im bangen Sehnſuchtsthauen,
Dort nur blühe Liebesflor! —

Und Arkadien? — Ach, da ſangen
Klagend ſie von goldner Zeit,
Himmliſch blühend, ſchnell vergangen,
Nah dem Sinn, dem Auge weit!

Und zurück auch dahin ſtrebend,
Sah an Paradieſes Wand
Ich den Engel, fromm erbebend
Vor dem Schwerdt in ſeiner Hand! —

Ihr Arkadier und Ihr Ritter,
Und die jetzt Ihr ſehnt und liebt,
Ach, am Paradieſesgitter
Iſt das Hoffen uns verſtiebt!

Nicht mehr rückwärts kehrt die Blicke,
Wenn nach ſel'ger Lieb' Ihr fragt!
Vorwärts, vorwärs liegt die Brücke,
Wo aus Nacht der Morgen tagt.

Vorwärts winkt der Regenbogen! —
Scheut den Thränennebel nicht,
Und allſammt hindurch gezogen,
Blüh'n wir hell im Liebeslicht!

Friedrich Baron L. M. Fouqué.

Frühlings Aufruf.

Du mußt aus deinem Kämmerlein,
Der Frühling läßt dirs ſagen,
Horch' auf, wie die Waldvögelein
Rings um die Wette ſchlagen!

Und über Berg und über Thal
Da ſchlägt der Regenbogen
In Lieb' und Huld den warmen Strahl,
Kommt bis zu dir geflogen.

Laß ſchlagen auch dein friſches Herz
Zum Preis der Frühlingsgüte,
Das Vöglein ſchlägt in Luſt und Scherz,
Der Baum ſchlägt aus in Blüthe.

Und kann es nicht in Freude ſein,
So ſei's im ſüßen Schmerze;
Die Nachtigall im ſtillen Hain
Die iſt des Frühlings Herze.

O. H. Graf von Loeben

Frühlingsbothen.

In dem lichten Sonnenſchein
Durch den immergrünen Hain,
Wandrer, wie ſo eilig?
Lerche ruft: Schau um dich her,
Rechts und links und kreuz und quer,
Kennſt die bunten Bothen?

Mandelblüth das Veilchen grüßt;
Ach gar lange Zeit es iſt,
Daß ſie ſich nicht ſahen.
Mit den Grüßen, mit dem Duft
Flattert Zephyr durch die Luft,
Froh der ſüßen Beute.

In dem Genſter, an dem Quell,
Horch wie's da ſo flink und hell
Auf und nieder raſchelt!
Halt, Lazertchen, laßt mich ſehn,
Wie der Sonnenſtrahl ſo ſchön
Spielt auf eurem Rücken!

Nachtigall iſt auch dabei,
Doch noch etwas blöd und ſcheu
Sucht ſie ſtille Plätze:
Und was einzeln flog hinein,
Fliegt bald paarweis aus dem Hain
Mit Geſang und Girren.

Amor, nun brich auf in Eil
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil,
Mit dem ganzen Heere!
Zum Versteck, zum Überfall
Wo sich die Hecken all,
Kleiner scharfer Schütze!

Liebe und Lied.

Als der Frühling aus den Höhen
Floh in unsre Thäler nieder,
Himmelsmüde an den Busen
Seiner treuen Erde sinkend,
Ließ er ein Paar Blumen fallen
Aus dem vollen Kranz der Stirne.
Und ich suchte und fand die Blumen,
Wo der Quelle rasches Silber
Stille stand in Lust und Staunen.
„Quelle, sage mir, ich bitte,
„Wie die beiden Blumen heißen,
„Die an deinem Ufer liegen.“
Und ein Mägdlein ging vorüber,
Und ein Vöglein hört ich singen,
Und die Quelle sprach: die Eine
Von den Blumen heißt die Liebe,
Und das Lied heißt jene andre:
Nimm sie hin, und mich laß ziehen!

Frühlingsgruß.

Du heller linder Abendwind,
Flieg hin zu meinem Schatz geſchwind,
Es wird dich nicht verdrieſſen,
Und fächl' ihr ſanft um Wang' und Kinn,
Treib' deine jüngſten Düfte hin,
Und ſprich, der Lenz läßt grüßen!

Die Laute nehm' ich von der Wand,
Und ſchlinge drum ein grünes Band,
Ein Vöglein hört' ich ſchlagen,
Es ſchlug: Wer bindet an mit mir
Zu Lieb' und Sang ein Feſiturnier'
In grünen Roſenhagen?

Wohlauf im hellen Mondenſchein
Durch alle Gaſſen aus und ein
Mit Fiedeln und Schalmeien!
Thut auf, thut auf die Fenſterlein,
Ihr Mägdlein, laßt den Frühling ein,
Dürft euch vor ihm nicht ſcheuen.

Er iſt ein wohlgezogner Gaſt,
Ein Knäblein jung und blöde faſt,
Auch etwas unerfahren;
Nehmt Amorn ihm als Lehrer an,
So wird er bald ein kluger Mann,
Noch eh' er kommt zu Jahren.

Du heller linder Abendwind,
Was meint zu dir das liebe Kind,
Gefällt ihr deine Kunde?
Gute Nacht, gute Nacht, die Fenſter zu,
Der neue Gaſt verlangt nach Ruh,
Der Wächter bläſt die Stunde.

Frühlingsmorgen.

In die grüne Welt hinein
Zieh ich mit dem Morgenſchein,
Abendluft und Abendleid
Hinter mir ſo weit, ſo weit!

Ei, wie roth deine Wangen ſind,
Morgen, Morgen, ſüßes Kind!
Blümlein weinten die ganze Nacht,
Weil man dich zu Bett gebracht;
Mittag kam, der ſtolze Ritter,
Abend kam, der müde Schnitter,
Keinen haben ſie angeſchaut,
Haben ſtill auf dich vertraut.
Und nun biſt du wieder da,
Biſt ſo freundlich, biſt ſo nah!
Und ſie richten ſich empor,
Schütteln ab der Thränne Flor:

Wie ſie wanken, wie ſie beben,
Scheu die trunknen Blicke heben!
War's dein Kuß, der ſie erweckte?
War's ein Zephyr, der ſie neckte?
Welcher Schrecken, welche Luſt,
Mund an Mund und Bruſt an Bruſt!

Guten Morgen, guten Morgen!
In die Winde alle Sorgen,
Alle Thränen von den Wangen,
Aus dem Herzen alles Bangen,
Alles froh und Alles frei,
Ob's der erſte Werktag ſei!

Auch die kleinen Waldvögelein
Wollen bei dem Feſte ſein,
Laſſen ihre Stimmlein klingen
Einen Gruß hinaufzuſingen.
Wiſſt ihr, wer's am Beſten meint
Mit dem jungen Himmelsfreund?
Lerche ſich zum Höchſten ſchwingt
Und ihm grad' an's Herze ſinkt.
Lerche, Lerche, einen Gruß,
Lerche, Lerche, Gruß und Kuß,
Nimm ſie mit dir von uns Allen
Und laß deine Stimme ſchallen,
Wenn wir dich nicht mehr erſehn
Aus den lieben blauen Höhn!

Fiſchlein, Fiſchlein, in dem See,
Wird's da unten euch zu weh?
Drang ſein helles Roſenlicht
Noch in eure Tiefe nicht?
Ei, ſo ſpringt einmal heraus
Aus dem düſtern Wogenhaus,
Schnappt von ſeinen Äugelein
Einen Blick zu euch hinein,
Und die Lampen von Kryſtall
Zündet an mit ſeinem Strahl!

Morgenſtund hat Gold im Mund!
Arme Wandrer rings und rund,
Auf und fort im Morgenſchein
Wollt ihr reiche Leute ſein!

Des Finken Frühlingslied.

Im Fliederſtrauch ein Finke ſaß
Und ſang,
Er ſang wohl dies und ſang wohl das,
Was klang.

Er ſang: Der Mai iſt wieder hier,
Ihr Leut'!
Nun ſchmeißt den Winter aus der Thür
Bei Zeit!

Er hat ein grünes Röckchen an
Von Gras
Und auch viel blanke Knöpfe dran
Von Glas.

Ein groſſes Auge hat der Fant,
Iſt blau:
Paßt auf, ob nicht durch Thür und Wand
Er ſchau'!

Er hat ein Füßchen leicht und klein,
Wie Luft,
Sein Haar muß ganz gepudert ſein
Mit Duft.

Er weiß mit Jungfern umzugehn
Gar fein,
Die Burſchen auch ihn gerne ſehn
Im Hain.

Den Kindern bringt er Spielwerk mit:
Woher?
Aus Nürnberg von dem Blumenſchmidt,
Daher!

Und was ſoll für die Philiſter ſein?
Ja was?
Die fangen Mücken und Fliegen ein
Zum Spaß.

Schwere Wahl.

Auf einer grünen Wieſe
Viel tauſend Blumen ſtehn,
Bald jene und bald dieſe
Prieß ich vor allen ſchön.

Die Blümelein es merkten,
Und thäten mir ſo ſchön,
Mit Balſamduft mich ſtärkten,
Nicht weiter ſollt' ich gehn.

Ei wähle dir nur eine
Von uns zur Liebſten aus,
Gern wär'n wir alle deine,
Doch wird zuviel daraus.

Die Primel und Violen,
Die Nelk' und Roſ' im Thau
Sich meiner Lieb' befohlen,
Mich blendete die Au.

Ach gäb' es doch nichts als Roſen
Oder nur Vergißmeinnein!
Mit welchen ſoll man koſen,
Weil alle hold und fein?

Und welche wird die meine,
Die ſoll auch die Schönſte ſein,
Und jedem ſoll die Seine
Die allerſchönſte ſein!

E.

Suſannchen.

Suſannchen, Suſannchen,
Mit deinem Schwanenhals;
Der Hals der iſt zwar deine,
Das Hälſen doch iſt meine,
So halſ' ich dich die ganze Zeit
In lauter trauter Lieb' und Freud'.

Suſannchen, Suſannchen,
Du biſt mein liebes Herz;
Das Herz das iſt zwar deine,
Das Herzen doch iſt meine,
So herz' ich dich die ganze Zeit
In lauter trauter Lieb' und Freud'.

Suſannchen, Suſannchen,
Dein Aug' iſt himmelblau;
Das Aug' das iſt zwar deine,
Das Äugeln doch iſt meine,
So äugeln wir die ganze Zeit
In lauter trauter Lieb' und Freud'.

Suſannchen, Suſannchen,
Im ſtillen kleinen Haus!
Das Haus das iſt zwar deine,
Das Hauſen drin iſt meine,
So hauſen wir die ganze Zeit
In lauter trauter Lieb' und Freud'.

Lenztaumel.

Dresden. 1819.

Nicht Adler nach dem Raube,
Nein, eine Friedenstaube
Wiegt ſich ob grünem Laube
Mein Geiſt in Lenzesluft;
Rings hebt ſich von den Triften
Ein Scheinen und ein Düften
Und Sang und Klang in Lüften
Durchſchmettert meine Bruſt.

Gegrüßt, o Maiensonne,
Du klarer Gottesbronne,
Darin ſich Wunn' und Wonne
In tauſend Farben bricht!
Wie auf ſmaragdnen Fluren
Rubinen und Azuren
Ziehn magiſche Figuren
In Regenbogenlicht.

Iſt Blumenfeld der Himmel?
Der Wölkein Luftgewimmel
Scheint wogendes Getümmel
Vielfarb'ger Blümelein.

Ward Himmel ſo zur Erden,
Muß Erde Himmel werden
Und wir auf Flügelpferden
Schweben und weben mitein.

Kein Bügel und kein Zügel!
Reg' Pegaſus die Flügel,
Schau', Sonn' und Mond ſind Hügel
Mit Sternenblüth' umkränzt!
Luftſtröme ziehn und kreiſen
In ihren ew'gen Gleiſen
Wo ſtillgeheime Weiſen
Wolke wie Welle tanzt.

Trag' mich als kecken Sieger,
Du Schwimmer und du Flieger,
Du Woger und du Wieger,
Lichtweißer Pegaſus!
Dort ſchwebt der Phönix nieder
In funkelndem Gefieder,
Der neu verjünget wieder
Flammen entflammen muß.

Welch Glühen und welch Sprühen,
Welch Blinken und welch Blühen!
O ſo durchhin zu ziehen,
Wohl freuts den kühnen Sinn.
Doch ſuch' ich ſchatt'ge Bäume,
Ade, du Land der Träume,
In ſtille Blüthenräume
Senk' ich mich ſelig hin.

Hier unter grünen Zelten,
Drin Blüthenknospen schwellten,
Träum' ich von Sonnenwelten,
In Liedes Liebesluft;
Daß ich im kühl'gen Bette
Doch auch zwei Lilien hätte
Mit weicher, weißer Kette
Umschmiegend meine Brust! —

Wilhelm Hensel.

Inhalt.

	Seite
1. Probescenen aus: Carl der Kühne, Trauerspiel von W. v. Schütz	381
2. Johannes in der Wüste, von Hämeling. Von C. L. Blum	418
3. Sage vom Dom zu Köln, von D. Mone	423
4. Versuch über die neueste italienische Litteratur	430
5. Blätter aus dem Tagebuche meiner Zusreise in Italien im Jahre 1817 bis 1818, von Friedrich Grafen v. Kalkreuth	437
6. Frühlingsklänge und Liederübermuth, von Friedrich Baron L. M. Fouqué, C. H. Graf von Loeben, Wilhelm Hensel und Andern.	456